

WALTER HAGEN

# *Eine Welt sucht diesen Mann*

Ein historischer Tatsachenbericht  
über geheimdienstliche Aktionen

NEPTUN VERLAG KREUZLINGEN

Englische Ausgabe unter dem Titel «Hitler's Paper Weapon»  
erschienen bei Verlag Rupert Hart-Davis, London

Deutsche und österreichische Ausgabe unter dem Titel «Unternehmen  
Bernhard» erschienen bei Verlag Welsermühl, Wels und Starnberg



**Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, Dramatisierung oder Radioübertragung  
behalten sich Urheber und Verlag vor.**

**Gesamtherstellung 1956 Buch- und Kunstdruckerei Welsermühl, Wels  
Printed in Austria**

**Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader**

**REICHSMINISTER SPEER** hielt am 3. Mai 1945 eine vom dänischen Rundfunk verbreitete Ansprache, in der er u.a. ausführte:

*Die Führung unseres Lebens liegt nicht mehr in unseren Händen. Nie ist ein Land durch die Furie des Krieges so sehr verwüstet worden wie Deutschland. Ihr alle seid jetzt entmutigt. Eure Herzen sind mit Verzweiflung erfüllt. Die Verwüstungen, die in Deutschland angeordnet wurden, lassen sich nur mit denen des Dreissigjährigen Krieges vergleichen. Die Dezimierung unseres Volkes durch Hunger und Not darf jedoch die Proportionen jener Periode nicht erreichen. Deshalb, und nur deshalb hat sich Admiral Dönitz – der neue Führer – entschlossen, die Waffen nicht niederzulegen.»*

Speer erliess am Ende seiner Rede folgende Anweisungen:

*1. Die dringendste Arbeit ist die Reparatur der Schäden, die das deutsche Eisenbahnsystem erlitten hat. Soweit es der Feind erlaubt, oder wo er es befiehlt, muss das Wiederaufbauwerk mit allen Mitteln beschleunigt werden, um den Transport von Lebensmitteln in die Gebiete zu sichern, wo das Volk Hunger leidet.*

*2. Sowohl die industriellen Betriebe als auch die Werkstätten der Gewerbetreibenden sind verpflichtet, jeden Befehl, betreffend die Reparaturen am Eisenbahnnetz, so rasch wie möglich durchzuführen.*

*3. Die deutschen Bauern müssen jetzt im Bewusstsein ihrer Verantwortung gegenüber der gesamten deutschen Nation ihre Lieferungen auf ein Höchstmass steigern.*

*4. Die Lebensmittel müssen vor allen anderen Waren die Transportpriorität haben; Nahrungsmittel, elektrischer Strom und Gas sowie Kohle und Holz müssen in erster Linie geliefert werden.*

*Wenn wir mit der gleichen Zähigkeit arbeiten, wie wir es während der vergangenen Jahre getan haben, so kann die deutsche Nation ohne weitere schwere Verluste am Leben erhalten werden. Ob unsere Feinde dies zulassen werden, können wir noch nicht Voraus sagen. Es ist indessen meine Pflicht, meine ganze Kraft einzusetzen, um die deutsche Nation am Leben zu erhalten. Unser Schicksal liegt nicht mehr in unseren eigenen Händen. Nur die göttliche Vorsehung kann unsere Zukunft ändern. Wir selber können jedoch dazu beitragen, indem wir unsere Arbeit mit Entschlossenheit und Fleiss tun und unseren Feinden mit Würde und Selbstvertrauen gegenüber treten, indem wir im Herzen bescheidener werden und*

*unseren Glauben an die Zukunft unseres Volkes behalten, was uns immer das Wichtigste sein wird. Möge Gott Deutschland schützen.*

3. Mai 1945. Die ganze Nacht hindurch war ich hinter dem Steuer meines Wagens gesessen und zwischen Innsbruck und Salzburg gerade noch den Vorauseinheiten der amerikanischen Armee entgangen. Kurz vorher hatte ich noch auf liechtensteinischem Boden meine letzte Unterredung mit dem Chef der schweizerischen Kantonspolizei von St. Gallen gehabt, meinem Verbindungsmann zu jenen amerikanischen und englischen Diplomaten, die ebenso wie eine Gruppe von hohen Funktionären und Politikern in Deutschland, die ich vertrat, an einer sofortigen Beendigung des sinnlosen Krieges interessiert waren. In Meran war ich zu allem Überflus noch in einen Partisanenaufstand hineingeraten. Ich hatte dort noch einen kurzen Aufenthalt eingelegt, um einem Mitarbeiter, den ich besonders schätzte, bei der vorzeitigen Liquidierung seiner Dienststelle, entgegen den erlassenen allerhöchsten Befehlen, behilflich zu sein. Jetzt konnte ich zusammen mit ihm, der zum Glück recht gute Verbindungen zum oberitalienischen Partisanenkommando hatte, alsbald die Einstellung des Kampfes erreichen.

Nach diesen turbulenten Tagen sass ich nun hier in dem kleinen Altsee, einer beliebten Sommerfrische des Salzkammergutes, die nachmals noch zu unerwarteter und unerstrebter Berühmtheit kommen sollte. Ich wartete auf Dr. Kaltenbrunner, den Chef der Sicherheitspolizei und des SD, der als Vertreter Himmlers für den sogenannten .Südraum« damals der mächtigste Mann in diesem Gebiet war. Ich hatte mit meinen amerikanischen und englischen Gesprächspartnern vereinbart, dass mit Hilfe Kaltenbrunners alles versucht werden sollte, um die reibungslose Übergabe der vollziehenden Gewalt an neue Männer noch vor dem Einmarsch der anglo-amerikanischen Truppen ins westliche Österreich sicherzustellen, und vor allem zu verhindern, dass lebenswichtige Betriebe noch in der letzten Kriegsphase zerstört würden. Schon hatten kommunistische Widerstandsgruppen begonnen, teilweise in engstem Einvernehmen mit Kommandos der Roten Armee, mit denen sie in Kurierverbindungen standen, nach Abzug der deutschen Einheiten örtlich .die Macht zu übernehmen«. Solche Aktionen, die

vollendete Tatsachen schufen und die Sowjetisierung Österreichs vorbereiten sollten, mussten unter allen Umständen verhindert werden.

Kaltenbrunner war bereits seit Stunden überfällig. Vermutlich war er mit seinem Wagen in eine jener Kolonnen zurückdrängender Wehrmachtseinheiten geraten, die damals die Strassen auf Kilometerlänge verstopften. Man hatte für ihn in einem kleinen Blockhäuschen, das früher einmal als Stall gedient hatte, einen Arbeitsraum provisorisch eingerichtet. Diesen Raum hatte ich jetzt bezogen, und ich benutzte die Wartezeit, um Telephonanrufe für Kaltenbrunner entgegenzunehmen. Die Wehrmachtsleitungen funktionierten länger als die übrige Wehrmachtsorganisation, und manchmal meldeten sich sogar Orte, die bereits von den alliierten Truppen besetzt waren. Alle die Kommandeure und Dienststellenleiter, die sich da telephonisch an Kaltenbrunner wandten, baten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, um das Gleiche: um Befehle.

Niemals hatte ich die Schwäche des autoritären Systems, besser gesagt, des Führerprinzips, so deutlich empfunden wie in der Grenzsituation der letzten Stunden. Kein Offizier, kein Beamter, so hoch sein Rang auch war, wagte es, eine Entscheidung allein zu verantworten; bis zur letzten Minute wollte sich jeder durch einen Befehl von oben «abdecken». Ich zögerte nicht, diese Abhängigkeit von der «Zentrale» auszunützen; ich gab selbst die verlangten Befehle und konnte zu meiner Befriedigung feststellen, dass sie ohne Widerspruch angenommen wurden, obgleich sie gar nicht von Kaltenbrunner kamen. Es zeigte sich an diesem Beispiel wieder einmal, dass in bestimmten Lagen, wo Unsicherheit und Bedrängnis einen Höchststand erreichen, allein schon der Besitz des richtigen Telephons eine aussergewöhnliche Macht verleiht.

So konnte ich einiges dazu beitragen, um eine gewaltlose Übergabe zu erleichtern. Ich wendete immer die gleiche Formel an: «Der Chef» – womit Kaltenbrunner gemeint war – «befiehlt sofortige Heranziehung massgeblicher österreichischer Persönlichkeiten, die vor dem März 1938 leitende Positionen eingenommen hatten, zwecks reibungsloser Übergabe der Amtsgeschäfte». Hier und da konnte ich auch die Weisung durchgeben, dass alle politischen Häftlinge zu entlassen seien. Nicht ein einziges Mal wurde mir widersprochen; selbst der gefürchtete Leiter der Staatspolizei in

Linz schien sichtlich erleichtert zu sein, dass ich ihm die Verantwortung abnahm.

Unerwartet wurden die schematischen Anfragen unterbrochen: Es meldete sich ein SS-Oberleutnant (dessen Name mir entfallen ist) als Führer eines «reichswichtigen Transports» und bat, ihm sofort zwei leistungsfähige Lastkraftwagen zu schicken. Er habe kurz nach Abgang des Transports von Redl-Zipf, einem kleinen Ort zwischen Salzburg und Linz, der lediglich durch seine Bierbrauerei bekannt ist, bereits ein Fahrzeug durch Achsenbruch eingebüsst, und nun sei ein weiterer Wagen unweit Ebensee von der Strasse zum Traunfluss abgerutscht und könne unter keinen Umständen mehr flott gemacht werden. Ich lehnte es kategorisch ab, auch nur einen Versuch zu machen, der Bitte des Oberleutnants nachzukommen; das Wichtigste mit irgendeinem Transport schien mir in diesen Stunden, wo es um grössere Dinge ging, geradezu grotesk. Ausserdem hatte ich den Verdacht, dass es sich in Wirklichkeit vielleicht um Privatgut irgend eines hohen SS- oder Parteifunktionärs handeln könnte, denn der Offizier wollte mir durchaus nicht mitteilen, um was für einen Transport es da eigentlich gehe, und berief sich dabei auf eine besondere Vereidigung.

Der Mann war noch dazu hartnäckig. Als er von mir keinen Lastkraftwagen zugesagt erhalten konnte, bat er um die Erlaubnis, den einen Lastkraftwagen, der fahrunfähig noch bei Redl-Zipf stand, einer dortigen Wehrmachtseinheit gegen Quittung übergeben zu dürfen, während er versuchen wollte, die Kisten von dem anderen Lastwagen an der Traun auf seine Personenwagen umzuladen. Angesichts einer derartigen Pedanterie riss mir nun endgültig die Geduld und ich schrie ins Telephon: «Werfen Sie die Ladung einfach in die Traun und schicken Sie Ihre Leute nach Hause!»

Das war, nicht zu leugnen, ein Befehl, freilich ein unüberlegter. Aber den Oberleutnant störte das nicht; er wusste, dass Befehle durch Untergebene nicht nachgeprüft werden dürfen, und befolgte auch den meinigen, getreu seiner Erziehung zu unbedingtem Gehorsam, in der Tat wörtlich. Er übergab die Ladung des bei Redl-Zipf liegenden Fahrzeugs einem Wehrmachtshauptmann, ohne ihn jedoch von der Art des Ladegutes zu unterrichten, und liess die Kisten von dem anderen Lastkraftwagen in die Traun werfen, die damals der Schneeschmelze wegen Hochwasser führte. Mit den

restlichen Fahrzeugen setzte er sich in Richtung Aussee in Marsch. Dort traf er auf Kaltenbrunner, der inzwischen zurückgekehrt war, und ihm den Befehl gab, alles, was von der Ladung noch da war, dem SS-Oberstleutnant Skorzeny auszufolgen – jenem Gruppenleiter des Amtes VI des Reichssicherheitshauptamtes, der im Zusammenhang mit der Befreiung Mussolinis der Öffentlichkeit bekannt geworden war. Skorzeny hatte damals sein Quartier in der Nähe von Radstadt im Lande Salzburg aufgeschlagen und wollte von dort aus letzten Widerstand im Gebirge organisieren.

Aber der pflichtgetreue SS-Oberleutnant erreichte Skorzeny niemals. Der Transport kam nicht mehr durch die schmale Strassenpassage am Fusse des Grimming, eines fast 2500 m hohen Gebirgsstocks, durch. Jetzt hatte der Transportleiter keine Möglichkeit mehr, Befehle von «oben» einzuholen; er musste wohl oder übel auf eigene Faust handeln, um seine Fracht, die ihm so wertvoll erschien, «sicherzustellen». Am Toplitzsee, in einem engen Gebirgstal in der Nähe von Aussee, fand er eine noch intakte militärische Formation, die Verständnis für seine Sorge um den «reichswichtigen Transport» zeigte. Das war eine Spezialeinheit, die eine Versuchsstation der deutschen Kriegsmarine betrieb.

Den Toplitzsee hatte man offenbar deswegen als Standort gewählt, weil dieses Gewässer weit- und verkehrsabgeschieden am Rande des Toten Gebirges liegt, fast ganz von steilen Felswänden umgeben, so dass es nicht einmal einen Fusssteig gibt, der um den See herumführt. Hier konnte man, ohne von Unberufenen beobachtet zu werden, neue Waffen erproben. Um was für Waffen es sich da handelte, ist bis heute nicht genau bekannt geworden; angeblich waren es denkende Torpedos, solche also, die, einmal abgeschossen, automatisch ihr Ziel finden – eine Waffe, die von anderen Staaten nach Kriegsende ebenfalls entwickelt wurde.

Das alles erfuhr ich erst viel später, aber ich habe niemals ermitteln können, was aus dem Transport schliesslich geworden ist. Zuverlässige Spuren fehlen bis heute; man kann nur vermuten, was geschah. Auf keinen Fall kann der Transport das Tal, das zum Toplitzsee führt, wieder verlassen haben, denn es war zu diesem Zeitpunkt bereits hoffnungslos verstopft und konnte erst wieder freigemacht werden, nachdem die amerikanischen Einheiten am 9. Mai eingetroffen waren. Die Autos der Marinever-

suchsstation, die wegen ihrer für die dortige Gegend ungewöhnlichen Kennzeichen mit den Buchstaben WM (Wehrmacht Marine) auffielen, ein Lastkraftwagen und drei Personenwagen mit der SS-Nummer, die am Toplitzsee gestanden hatten, wurden von amerikanischen Verbänden zu einer grossen Sammelstelle in Oberösterreich abtransportiert. Sie sind vorher genau untersucht worden. Die amerikanische CIC-Abteilung, die in Altaussee ihren Sitz aufgeschlagen hatte, hatte nämlich inzwischen durch die einheimische Bevölkerung von der geheimnisvollen Versuchsstation an dem düsteren Alpensee erfahren. Hätten sich auf den SS-Wagen noch Reste der Ladung befunden, so wäre das den spähenden Blicken der CIC-Leute ganz gewiss nicht entgangen. Das Transportgut muss also, ebenso wie das gesamte Material der Marineversuchsstation, vernichtet oder versteckt worden sein.

Um den verlassenen Lastkraftwagen bei Redl-Zipf kümmerte sich zunächst niemand. Der Wehrmachtshauptmann, der die Ladung von dem SS-Oberleutnant «ordnungsgemäss» übernommen hatte, gab sie an die einrückende amerikanische Einheit weiter. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, vorher festzustellen, woraus die Ladung bestand, und der amerikanische Leutnant, der nun Herr über die Geschicke von Redl-Zipf und seiner Einwohner war, hatte anfänglich auch andere Sorgen, als sich mit der Ladung eines der unzähligen zusammengebrochenen Wehrmachtskraftwagen zu beschäftigen. Da trat aber ein Ereignis ein, das den verachteten Lkw. mit einmal höchst interessant machte.

Die auf meinen «Befehl» in die Traun geworfenen Kisten hielten nämlich nicht. Nach etwa zehn Tagen müssen sie geborsten sein, sei es unter dem Einfluss der heftigen Strömung, sei es deswegen, weil der Inhalt Wasser annahm und so stark aufquoll, dass er die zusammengenagelten Bretter sprengte. Und an die Wasseroberfläche gelangten – Hunderttausende von englischen Pfundnoten. Sie wurden natürlich in den Traunsee, in den der Fluss unweit des Ortes Ebensee mündet, hinausgetrieben.

Die einheimische Bevölkerung, aber auch amerikanische Soldaten, wurden aufmerksam; sie begannen, die Banknoten aufzufischen, und es konnte nicht ausbleiben, dass übergeordnete Stellen der Besatzungsmacht von der Geschichte erfuhren. Man forschte nach und kam schliesslich dabei auch auf den verlassenen Lastkraftwagen von Redl-Zipf.



Gleichzeitig wurde eine grosse Razzia durchgeführt, um die Pfundnoten wieder einzusammeln. Sie dürfte Erfolg gehabt haben, denn die feuchten Noten mussten ja erst einmal an der Luft getrocknet und daher auf dem Boden ausgebreitet werden, so dass die Suchkommandos sie leicht entdecken konnten. Trotzdem sind Banknotenbestände mit dem Nennwert von Hunderttausenden von Pfund nicht wieder eingezogen worden; sie tauchten später auf verschiedenen europäischen Schwarzmärkten auf. Wie es dazu kam, konnte bislang nicht zweifelsfrei ermittelt werden; wenn die Aussagen befragter Einwohner von Ebensee wirklich zutreffen, dann haben sich damals ein amerikanischer Sergeant und ein Traunseefischer zu der ersten amerikanisch-österreichischen Handelsgesellschaft nach 1945 zusammengefunden, wobei der Sergeant seine relative Bewegungsfreiheit und sein Prestige als Besatzungsangehöriger beisteuerte – der Fischer aber sein Schleppnetz. Gewiss haben die beiden, klüger als andere Banknotenfischer, vorausgesehen, dass nach den Scheinen gesucht werden würde, und haben die erforderliche Trocknungsprozedur auf sicherere Zeiten verschoben.

Auf dem Lastkraftwagen von Redl-Zipf fanden die Beauftragten des CIC in 23 grossen Kisten nicht weniger als rund 21 Millionen Pfund Sterling in Noten zu fünf, zehn und zwanzig Pfund. Da als sicher angenommen werden muss, dass die in die Traun geworfene Ladung nicht geringer war, dürfte der gesamte Transport mindestens 40 Millionen Pfund an britischen Noten umfasst haben, ungerechnet jenen Transportrest, der bis zum Toplitzsee gelangte und dort verschwand.

Der Fund von Redl-Zipf machte sogar in diesen bewegten Tagen Sensation, wenigstens intern, denn die Vorgänge wurden natürlich geheimgehalten. Das amerikanische Hauptquartier in Frankfurt entsandte den Falschgeldspezialisten George McNally an Ort und Stelle, und dieser erbat die Unterstützung der britischen Behörden. Sie schickten Mister Harry Reeves und drei Kriminalbeamte des Falschgelddezernats von Scotland Yard.

Erst im September 1952 wurde der Öffentlichkeit wenigstens teilweise bekannt, was MacNally und Reeves festgestellt hatten, und zwar durch einen Artikel des amerikanischen Nachrichten-Magazins «Reader's Digest», der um die ganze Welt ging. Die auf-

gefundenen Pfundnoten waren Fälschungen, und sie waren in einem unterirdischen Stollen bei Redl-Zipf, von wo der «reichswichtige Transport» abgegangen war, durch Insassen des Konzentrationslagers Ebensee hergestellt worden. Die Fälscherwerkstätte hatte dort aber erst wenige Monate gearbeitet; sie war der kriegsergebnisse wegen aus dem Konzentrationslager Oranienburg nach Redl-Zipf verlagert worden. In Oranienburg hatte sich die Notenfabrik in einem vom übrigen Lagergebiet völlig abgeschlossenen Block befunden; und dort war die Produktion mehrere Jahre lang gelaufen. Der Deckname der Fälschungsaktion lautete *«Unternehmen Bernhard»*.

Die anglo-amerikanische Untersuchungskommission hatte es bei ihren Nachforschungen nicht leicht; die einvernommenen Häftlinge zeigten sich nämlich überaus zurückhaltend, natürlich in der Annahme, dass man ihnen wegen ihrer Mithilfe bei den Fälschungen, obgleich sie erzwungen war, von alliierter Seite Schwierigkeiten bereiten würde. Nur ein tschechischer KZ-Häftling namens Skala, der von McNally in der Nähe von Brünn ausgeforscht worden war, sagte etwas mehr. Nach seinen Angaben wären von 1942 bis Kriegsende falsche Noten mit dem Nennwert von 150 Millionen Pfund hergestellt und zum grossen Teil ins Ausland geschafft worden. Skala wollte wissen, dass beispielsweise falsche Pfundscheine im Werte von 130 Millionen Reichsmark in die neutralen Länder, wie **Schweden**, Schweiz und Portugal, gegangen seien, 50 Millionen Mark nach Frankreich und Holland und weitere 25 Millionen Mark nach der Türkei und nach einigen anderen Ländern des Nahen Ostens.

Die englischen und amerikanischen Kenntnisse über diese Fälschungsaktion, in der Tat «die grösste aller Zeiten» und ohne Parallele in der Geschichte, beruhten bisher ausschliesslich auf den Erhebungen MacNallys im Jahre 1945. Als im Jahre 1949 der letzte Chef des deutschen Geheimdienstes, der SS-Generalmajor Walter Schellenberg, vor einem amerikanischen Gerichtshof in Nürnberg stand, wurde erwogen, ihn auch wegen des «Unternehmens Bernhard» anzuklagen, für das er in der Tat mitverantwortlich war. Als erschwerend sollte dabei in Betracht gezogen werden, dass im Konzentrationslager Ebensee eine Anzahl von Häftlingen, die für das «Unternehmen Bernhard» hatten arbeiten

müssen und zuviel darüber wussten, bei Annäherung der amerikanischen Truppen ermordet worden seien. Aber diese Anschuldigung traf, wie sich schon bald ermitteln liess, nicht zu. Keiner der 160 Häftlinge, die mit dem «Unternehmen Bernhard» zu tun hatten, war getötet worden. Solange es noch lief, hatte man sie, im Vergleich zu den anderen Konzentrationslager-Insassen, besonders gut behandelt; das sagten sie übereinstimmend vor der englisch-amerikanischen Untersuchungskommission aus. Aus diesem Grund wurden die Häftlinge des «Sonderblocks 19», wo das «Unternehmen Bernhard» seine Banknoten fabrizierte, von ihren übrigen KZ-Kameraden in Oranienburg nicht gerade mit freundschaftlichen Gefühlen betrachtet; ihre Bevorzugung musste natürlich Verdacht und Neid erregen.

Schellenberg wurde aber auch nicht wegen der Fälschungsaktion selbst unter Anklage gestellt. Er glaubte zu wissen warum: Die amerikanische Anklagebehörde habe diesen Punkt auf englische Intervention hin fallen lassen. Die Engländer hätten erklärt, sie sähen das «Unternehmen Bernhard» als eine Art Kriegslist an und hätten sich daher entschlossen, den Handel mit falschen Pfunden aus der Produktion des «Unternehmens Bernhard» nicht als kriminelles Delikt zu verfolgen – sofern er lediglich während des Krieges betrieben worden sei. Die Strafbarkeit dieses Pfundhandels beginne für sie erst mit dem Tag der deutschen Kapitulation. Ob diese Darstellung Schellenbergs den Tatsachen entspricht, ist ungewiss; sicher aber ist, dass bei keinem der Nürnberger Prozesse das «Unternehmen Bernhard» auch nur ein einzigesmal offiziell zur Sprache kam.

Im Jahre 1953 besuchte ein massgebender Redakteur des «Readers Digest» Deutschland, um Material für einen zweiten Artikel über die Pfundfälschungsaktion zu sammeln. Es hatte sich nämlich seit dem Erscheinen des ersten Aufsatzes im September 1952 herausgestellt, dass die Informationen, auf denen er beruhte, lückenhaft waren. Zeugen wie Skala und die KZ-Häftlinge konnten nicht hinreichend über die Hintergründe des «Unternehmens Bernhard» unterrichtet sein; es war also falsch gewesen, sich ausschliesslich auf ihre Aussagen zu stützen. Nun wollte «Reader's Digest» die Entstehung des «Unternehmens Bernhard» und die wahren Zusammenhänge aufklären. Aber der Beauftragte kam –

obgleich er mit finanziellen Mitteln ungewöhnlich reich ausgestattet war – zu keinem Erfolg. Er scheint den Fehler gemacht zu haben, seine Nachforschungen auf jenen SS-Major Bernhard Krüger zu konzentrieren, nach dessen Vornamen die Aktion benannt worden war. Es gelang ihm nicht, Krüger ausfindig zu machen, aber auch wenn es ihm gelungen wäre, hätte ihm dieser Mann bloss beschränkte Auskunft geben können, denn er war selbst nur über einen Teil des Ganzen informiert.

Es dürfte aber an der Zeit sein, die Schleier des Geheimnisses, die bisher über das «Unternehmen Bernhard» gebreitet waren, zu lüften – nicht zuletzt deshalb, weil es sichere Anzeichen dafür gibt, dass die Sowjets für den Fall eines dritten Weltkrieges ebenfalls ein «Unternehmen Bernhard» vorbereiten. Sie sind dabei, darüber liegen zuverlässige Nachrichten vor, schon ziemlich weit gekommen, in erster Linie wohl mit Hilfe von Mitarbeitern des deutschen «Unternehmens Bernhard» und mit Hilfe von noch vorhandenen schriftlichen Unterlagen. Vor allem aus diesem Grund lege ich der Öffentlichkeit meine Kenntnisse von dieser einzigartigen Aktion vor; sie werden dazu beitragen, die Hintergründe hinreichend aufzuhellen.

Im Sommer 1938 erreichte mich im Historischen Seminar der Wiener Universität, wo ich mich seit meiner Promotion auf die Habilitation vorbereitete (ich hatte ein Thema aus der Geschichte des Balkans gewählt), ein Brief, der mich zu einer Aussprache mit einem Herrn Naumann bat. In der Einladung war er als «Führer des SD-Oberabschnittes ‚Donau‘» bezeichnet, eine Institution, die mir damals ebensowenig bekannt war wie Herr Naumann.

Allerdings wusste ich, dass sich sowohl die militärische Abwehr wie der politische Geheimdienst, seit sie im März 1938 auch in Wien Dienststellen eingerichtet hatten, eifrig bemühten, sogenannte Südost-Fachleute zu gewinnen. Sie waren an einige meiner Universitätskollegen herangetreten und hatten vermutlich durch diese auch meinen Namen, als den eines jungen Wissenschaftlers, der sich seit längerem als Historiker mit Balkanfragen befasste, erfahren.

Herr Naumann, in zwanglosem Zivil, empfing mich im ehemaligen Arbeitszimmer des Barons Rothschild, dessen Palais der SD jetzt bezogen hatte. Ich kannte dieses Zimmer sehr gut, denn ich

---

hatte ein Jahr vorher im gleichen Raum eine Unterredung mit dem Eigentümer des Hauses gehabt. Ich war damals gerade von einer grösseren Reise durch Rumänien und Ungarn zurückgekehrt und hatte einem meiner Freunde, der einen guten Namen in der Wiener Gesellschaft besass, von meinen Eindrücken erzählt.

Er wollte mich daraufhin mit Rothschild zusammenbringen, der offenbar bedeutende wirtschaftliche Interessen in diesen Ländern hatte. Ich folgte der Einladung und fand in Baron Rothschild einen sehr aufmerksamen Zuhörer. Er verabschiedete mich mit der Bitte, ihn doch wieder zu besuchen, wenn ich von so interessanten Reisen zu berichten hätte. Dazu kam es freilich nicht – aber jetzt sass ich ein zweitesmal in Rothschilds Arbeitszimmer, von einem engen Vertrauensmann Himmlers aufgefordert, der sich dort ungefragt einquartiert hatte.

Obschon Rothschild also mit den Ereignissen, die dieser Bericht schildern will, nur durch eine zufällige Verknüpfung und nicht unmittelbar zu tun hat, möchte ich in den Gang der Erzählung eine Episode einfügen, die diesen merkwürdigen Mann und zugleich die eigentümlichen Verhältnisse in der Wiener Gesellschaft vor dem März 1938 charakterisiert. Als ich ihm in jener Unterredung, etwas besorgt, von der zunehmenden Aggressivität der deutschen Volkstumspolitik in Ungarn und Rumänien berichtete, unterbrach mich Baron Rothschild einigermaßen ungnädig und wendete ein, es handle sich hier lediglich um «Überspanntheiten», die man nicht allzu ernst nehmen dürfe. Mein interessierter Begleiter, der zwar in der Wiener Aristokratie als Freund des Nationalsozialismus galt, in Wahrheit aber starke Reserven gegen das System hatte, wollte diese Bagatellisierung nicht gelten lassen. Es entwickelte sich eine Debatte, in der Rothschild als Verteidiger der Politik des Dritten Reiches auftrat und sich in diese Rolle mehr und mehr hineinsteigerte. Das erboste meinen Bekannten – schliesslich riss ihm die Geduld und er platzte mit der polemischen Frage heraus: «Wie ist das eigentlich, bist du der Nazi und ich der Jud?» Das beendete die Verkehrung der Fronten: die Diskussion schloss mit allgemeiner Heiterkeit. Aber Rothschilds Sympathien für das Dritte Reich dauerten fort, und selbst die Ereignisse des März 1938 konnten sie nicht erschüttern. Als mit den deutschen Truppen auch die Einsatzkommandos der Gestapo nach

Wien kamen, war Rothschild einer der ersten, die verhaftet wurden. Während aber seine prominenten Glaubensgenossen im Polizeigefängnis untergebracht wurden, von wo aus sie den bitteren Weg in das Konzentrationslager antreten mussten, wurde Baron Rothschild als «Ehrenhäftling» der Gestapo in deren Hauptquartier am Morzinplatz gehalten. Es gab nur noch einen zweiten Verhafteten, dem man eine solche Ausnahmebehandlung gewährte: das war der abgesetzte Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg.

Beiden kam man mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen; sie durften sich sogar ihre Mahlzeiten aus einer Hotelküche kommen lassen. Das Sonderregime für Schuschnigg war von Hitler persönlich anbefohlen worden; Rothschild aber war gewissermassen der Privatgefangene des SD-Chefs Heydrich. Dieser suchte Rothschild sogar in der Haft auf und schloss mit ihm einen förmlichen Vertrag: Rothschild «schenkte» sein gesamtes Vermögen auf deutschem Reichsgebiet dem Staat, für was er frei ausreisen und seinen Auslandsbesitz behalten durfte.

Verglichen mit dem Schicksal so vieler anderer vermöglicher Juden war diese Regelung für Rothschild noch günstig, auch in finanzieller Hinsicht/manche Staaten, die es sich mit Deutschland nicht verderben wollten, sperrten nämlich die Auslandsguthaben emigrierter Österreicher «bis zu einer Klärung», zu der es wegen der nachfolgenden Kriegereignisse niemals kam, so dass den Betroffenen schliesslich alles verloren ging. Für die Besiegelung der Verabredung schenkte Heydrich dem Baron Rothschild einen neu konstruierten Zehnröhren-Siemens-Radio-Empfänger, der vorerst nur für den Export freigegeben war – Baron Rothschild war nämlich ein begeisterter Radio-Amateur und hatte besondere Vorliebe für hochwertige Apparate. Das wusste Heydrich, der sich vor jeder Unterredung mit einem ihm bisher Unbekannten genau über dessen Persönlichkeit und Eigenheiten informieren liess. Diese wohlberechnete Geste hielt Baron Rothschild für einen humanen Zug; er erzählte später in Paris allen, die es hören wollten, welche «reizender Mensch» dieser – mit Unrecht so verrufene Gestapochef Heydrich – in Wirklichkeit sei. Rothschilds Schwäche für das Dritte Reich war also durch seine Wiener Erlebnisse keineswegs kuriert worden; kein Wunder, dass er in der Emigration «geschnitten» wurde – gewiss auch einer der Gründe, warum er sich auf eine



Prinz Ludwig Windischgrätz  
als Minister während des Ersten Weltkrieges



Graf Stephan Bethlen  
als ungarischer Ministerpräsident anlässlich eines Staats-  
besuches in Wien. (Neben ihm der österreichische  
Bundeskanzler Dr. Johann Schober)



Villa an der Riviera zurückzog und sich isolierte. Aber auch ihm sind die Augen im Verlauf der späteren Entwicklung aufgegangen.

Was Heydrich veranlasst hat, gleich bei seinem Eintreffen in Wien eine Sonderbehandlung Rothschilds anzuordnen, wird wohl niemals mehr zweifelsfrei zu ermitteln sein. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang mit den Ereignissen vom 30. Juni und dem Fall Röhm. Dafür würde der Inhalt eines Schriftstückes sprechen, das dem Verfasser später irrtümlich zugeleitet wurde, so dass er vom Inhalt Kenntnis nehmen konnte. Danach sei Röhm wenige Wochen vor seiner Ermordung am 30. Juni 1934, zusammen mit mehreren ausländischen Persönlichkeiten, bei Rothschild ban der Riviera zu Gast gewesen. Davon habe Heydrich, nicht ohne Zutun Rothschilds, der natürlich nichts Böses ahnte und die wahre Situation in Deutschland völlig verkannte, erfahren.

Dadurch gab er unwissentlich dem Chef der Sicherheitspolizei und des SD eine Trumpfkarte gegen den Stabschef der SA in die Hand: Mit der Nachricht vom Besuch Röhm bei Rothschild konnte Heydrich den ewig misstrauischen Hitler davon überzeugen, dass die SA-Führung tatsächlich mit dem Ausland konspirierte. Das Faktum allein, dass Röhm mit dem französischen Botschafter François-Poncet zusammengetroffen war, hätte dazu nicht ausgereicht.

Nun, das erste Gespräch mit jenem Naumann in Rothschilds Palais «auf der Wieden», dem vierten Wiener Gemeindebezirk, verlief wenig aufschlussreich. Naumann wollte mich wohl zunächst einmal «abtasten» und herausfinden, wie er mich am besten für seine Pläne gewinnen könnte. Nach einigen weiteren Unterredungen sah ich aber schon klarer.

Beide Zweige des deutschen Geheimdienstes, der militärische und der politische, waren auf der Suche nach Fachleuten für den europäischen Osten. Von nachrichtendienstlicher Arbeit sprach man dabei zunächst nicht; man nannte das, was man haben wollte, in gravitäischem Beamtendeutsch «Zurverfügungstellung wissenschaftlicher und vor allem wirtschaftlicher Kenntnisse über den Südostraum». In der Beurteilung der politischen Vergangenheit der «Südostexperten» waren beide Geheimdienst-Organisationen, im Gegensatz zu den Parteistellen, erstaunlich grosszügig; was damals an Mitarbeitern gewonnen wurde, waren samt und sonders keine in der Wolle gefärbten Nazis. Mich interessierte die gestellte

Aufgabe, nicht zuletzt, das will ich nicht leugnen, deswegen, weil gute Bezahlung zugesichert war, während ich an der Universität Wien bisher ein richtiges Hungerleiderdasein führen musste. So trat ich also im Herbst 1938 als sogenannte «wissenschaftliche Hilfskraft» dem politischen Auslandsgeheimdienst bei, dem späteren Amt VI des Reichssicherheitshauptamtes. Endgültig auf eingeplante Stellen übernommen und in die SS-Rangordnung eingestuft wurden die in Wien gewonnenen Mitarbeiter erst nach Kriegsbeginn; sie wurden für «besondere Aufgaben», wie es damals hiess, «uk-gestellt», also für unabkömmlich erklärt und nicht zum regulären Wehrdienst eingezogen.

Trotz sehr bald auftauchender Meinungsverschiedenheiten mit der Berliner Zentrale über die Bewertung der damals im Südosten betriebenen deutschen Aussenpolitik, bereitete mir meine Tätigkeit anfänglich eine gewisse Befriedigung, wozu sehr viel beitrug, dass ich mich häufig in den Südostländern aufhalten konnte. Da meine Arbeit nicht erfolglos war, wurde ich bald Leiter des Referates VI in Wien und im Sommer 1940 sogar «Beauftragter Süd» des Amtes VI. In dieser Eigenschaft unterstanden mir alle Dienststellen dieses Amtes in Österreich, Bayern und dem Protektorat Böhmen und Mähren.

**Windischgrätz Ludwig**, Prinz zu, ungarischer Politiker, geboren 20. Oktober 1882 in Krakau, Offizier, 1916 Abgeordneter, Januar 1918 Minister ohne Fach, 1920 wieder Abgeordneter, wollte sich am Putsch König Karls beteiligen, wurde von den Tschechen gefangengesetzt. 1925 wegen führender Beteiligung an der ungarischen Frankenfälschung zu Gefängnis verurteilt. Er schrieb «Vom roten zum schwarzen Prinzen» (1920).

**Bauer Max**, Offizier, 1911 als Major Generalstabschef der 39. Division, im Weltkrieg artilleristischer Beirat des Chefs des Generalstabes, besonders um die Munitionsbeschaffung verdient, wurde 1916 Abteilungschef in der Obersten Heeresleitung und war artilleristischer Beirat der Heeresgruppe Kronprinz bei der Offensive 1918. Nach Kriegsende Führer der gegenrevolutionären Gruppe um Kapp, nahm Bauer an dessen Putsch im März 1920 teil und entzog sich durch Flucht ins Ausland der Strafverfolgung. Er schrieb: «Der grosse Krieg in Feld und Heimat» (1921).

Aus Meyers Konversationslexikon, 7. Auflage, 12. Band, Bibliographisches Institut, Leipzig 1930.

Im September 1940 befahl mich der damalige Inspekteur der Sicherheitspolizei und des SD in Wien, ein SS-Generalmajor Dr. Rasch, ein Nachfolger Naumanns, zu sich. Er eröffnete mir, dass er mir einen persönlichen Auftrag des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Reinhard Heydrich, zu übermitteln habe. Dieser Auftrag sei aber so streng geheimzuhalten, dass er, Rasch, mich unter besonderen Eid nehmen müsse, bevor er mir mitteilen dürfe, um was es sich handle. Ich war natürlich aufs Höchste gespannt; vor allem konnte ich mir nicht erklären, wie Heydrich gerade auf mich verfallen konnte, denn mir war zu Ohren gekommen, dass ich ihm wegen kritischer Stellen in meinen Berichten eher unangenehm aufgefallen war. Den Umständen entsprechend, erwartete ich, einer speziellen geheimdienstlichen Aktion beigezogen zu werden. So war ich äusserst überrascht und zugleich enttäuscht, als mir Rasch nach so feierlicher Vorbereitung als Auftrag lediglich raiteilte: Erforschung der ungarischen Francfälscheraffäre mit allen Einzelheiten und Hintergründen.»

Es wurde mir ein Termin von vier Wochen gesetzt, und gleichzeitig erhielt ich die Genehmigung, meine Ermittlungen, wenn ich es für nötig hielt, in Ungarn selbst anzustellen. Wäre dieser Auftrag nicht unter so ungewöhnlichen Zeremonien gegeben worden, hätte ich ihn durchaus nicht für etwas Besonderes gehalten. Die Kriminalpolizei, die als Amt V gleichfalls zum Reichssicherheitshauptamt gehörte, und insbesondere das kriminalpolizeiliche Institut, eine angesehene Forschungsstelle des Amtes V, hatten schon mehrfach Anfragen rein polizeiwissenschaftlicher Natur an uns gestellt. Das geschah deswegen, weil damals weder die Kriminalpolizei noch die Staatspolizei in irgend einem Staat – Italien und Spanien ausgenommen – sogenannte Polizei-Attachés hatten, die in die deutschen diplomatischen Missionen eingebaut waren. Wenn man also Auskünfte brauchte, die man nicht einfach durch eine Anfrage an die Internationale kriminalpolizeiliche Organisation, heute Interpol genannt, erhalten konnte, erbat man sich die Unterstützung des Geheimdienstes. In diesem Fall aber hatte mich meine Spezialvereidigung nachdenklich gemacht. Doch war es mir zunächst unmöglich, den eigentlichen Zweck meines Auftrages zu ergründen.

Anfänglich meinte ich, dass meine Arbeit weiter nicht schwierig

sein werde. Ich begann damit, dass ich in der National- und in der Universitätsbibliothek von Wien die Presseberichte über den sensationellen Prozess gegen die ungarischen Francfälscher, der 1925 in Budapest abgerollt war, durchackerte. Ein Kreis von durchwegs angesehenen ungarischen Persönlichkeiten hatte damals Francnoten in beträchtlichem Umfang nachgemacht, um die Arbeit der ungarischen Irredenta-Bewegung zu finanzieren, war aber schon beim ersten Versuch, das Falschgeld im Ausland abzusetzen, dekouviert und auf Betreiben der französischen Regierung und der französischen Nationalbank unter Anklage gestellt worden; mehrjährige Kerkerstrafen wurden verhängt. Über den technischen Vorgang der Falschgeld-Herstellung war in den Prozessberichten wenig zu finden; ergiebiger waren sie bezüglich der politischen Zusammenhänge. Doch gewann ich durch die Lektüre den Eindruck, die Prozessleitung habe mit grossem Geschick zu verhindern gewusst, dass Verbindungen der Angeklagten zu Regierungsstellen aufgedeckt wurden. Solche Verbindungen mussten aber bestanden haben; das wurde mir aus dem Studium der ungarischen Oppositionsblätter, die den damaligen Ministerpräsidenten Bethlen und seine Regierung unverhüllt der Mitwisserschaft beschuldigten, und der französischen Presse klar.

Nach drei Wochen hatte ich aus der Presse soviel Material gesammelt, dass ich eine umfangreiche Arbeit über die Vorgänge herstellen konnte. Ich vermutete aber, dass eine solche Studie meine Auftraggeber nicht befriedigen würde, und ein Gespräch mit Dr. Rasch bestätigte das. Er erklärte mir, dass Heydrich genaue Einzelheiten sowohl über die Erzeugung als auch über den Vertrieb der falschen Banknoten erhalten wolle und vor allem die Aufhellung der politischen und personellen Zusammenhänge wünsche. Diese Ansprüche machten eine Terminverlängerung nötig, die man mir ohne Weiteres zugestand. Was mir an Informationen noch fehlte, konnte ich mir durch Presse und Literatur nicht beschaffen; ich verlegte also mein Standquartier nach Budapest, um die weiteren Nachforschungen an Ort und Stelle zu betreiben. Ich hatte viele Beziehungen in der ungarischen Hauptstadt, und da dort Beziehungen alles sind, vermutlich auch heute noch, durfte ich hoffen, meine Aufgabe erfüllen zu können.

Aber am Anfang sah es, entgegen meinen Erwartungen, so aus,

als ob ich auch in Budapest nicht weiterkommen würde; meine Fragen stiessen überall auf Ablehnung, die natürlich mit der bekannten ungarischen Liebenswürdigkeit versüsst wurde. Gerade diese Schwierigkeiten indes überzeugten mich davon, dass hinter der Francfälscheraffäre weit mehr steckte, als man im Ausland meinte. Ich liess also nicht locker, und so gelang es mir nach langen Bemühungen doch, tiefer in die Zusammenhänge einzudringen. Mein entscheidender «Durchbruchserfolg» war die Befragung des Hauptbeteiligten, des Prinzen Windischgrätz. Man hatte mir davon abgeraten, mich an ihn zu wenden, und auch ich hatte Bedenken, das zu tun. Aber es stellte sich heraus, dass der Prinz durchaus nicht so abweisend und zurückhaltend war, wie man hätte vermuten sollen. Im Gegenteil: er ist für alles das, was hier berichtet wird, der Hauptzeuge. Niemand konnte besser über die Francfälscheraktion Bescheid wissen als er, der durch sie seine Position in der ungarischen Gesellschaft und sein Vermögen verloren hatte. Er konnte seine Angaben dokumentarisch belegen, und zwar durch Originalbriefe führender Politiker des damaligen Ungarn und durch andere Schriftsätze. Ich konnte in alles Einblick nehmen, freilich mit der Auflage, meine Kenntnisse nicht der Öffentlichkeit zu übergeben, solange noch die offiziellen Persönlichkeiten, die mit der Fälschungsaktion zu tun gehabt hatten, wie vor allem der Reichsverweser Nikolaus Horthy, an der Spitze Ungarns stünden. Noch 1940 musste ich Windischgrätz mein Wort darauf geben. Strenggenommen erlosch meine Verpflichtung bereits am 15. Oktober 1944, als Horthy abtrat und mit ihm auch sein geheimer Ratgeber Bethlen, der langjährige ungarische Ministerpräsident, aus der Öffentlichkeit verschwand. Seither ist wieder ein Jahrzehnt vergangen, und unsere Distanz zu der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, die den Keim des zweiten, furchtbareren Ringens schon in sich trug, hat sich vergrössert. So ist einerseits ein objektives Urteil möglich geworden – andererseits aber haben die symptomatischen Ereignisse dieser unruhigen Epoche nichts von ihrem faszinierenden Charakter verloren. Und zu diesen symptomatischen Ereignissen gehört auch die Francfälscheraktion. Sie enthüllt mehr von dem wahren Wesen jenes fanatischen Nationalismus, der Europa ins Verhängnis geführt hat, als die theoretischen Werke jener Jahre.

Durch den Frieden von Trianon hatte Ungarn fast zwei Drittel des tausendjährigen Stephans-Reiches verloren. Das war eine grausame Operation. Aber wenn auch heute jeder Urteilsfähige einsieht, dass die Zerstückelung der österreichisch-ungarischen Monarchie durch die sogenannten Friedensverträge von Saint-Germain und Trianon ein europäisches und weltpolitisches Unglück war, weil man den harmonisch ausgewogenen Wirtschaftsraum durch eine Reihe von ehrgeizigen Nationalstaaten ersetzte, deren Streitigkeiten nicht wenig zu der unheilvollen Entwicklung von 1919 bis 1939 beitrugen – man muss doch zugeben, dass der unduldsame Nationalismus des ungarischen Volkes an dieser Katastrophe mit schuld war. In der ungarischen Reichshälfte, die seit 1867 in ihren inneren Angelegenheiten autonom war, wurde im Gegensatz zur österreichischen von dem «Staatsvolk», das im Königreich Ungarn nicht einmal die Majorität, wohl aber die ganze Macht innehatte, eine systematische Magyarisierungspolitik getrieben. Dieser ist es zuzuschreiben, dass die Donaumonarchie in den Ruf gebracht werden konnte, ein «Völkerkerker» zu sein.

Der Vertrag von Trianon führte aber keineswegs zu Besinnung und innerer Umkehr, im Gegenteil. Es entstand in Ungarn eine intransigente Revisionsbewegung mit chauvinistischem Charakter, die auf die integrale Wiederherstellung des Stephans-Reiches gerichtet war. Sie wurde mächtig gefördert durch den Fehler der Friedensmacher von Trianon, den sogenannten Nachfolgestaaten, die das Erbe der Monarchie antraten und die sich als Nationalstaaten gebärdeten, so starke nationale Minderheiten zuzuweisen, dass sie in Wirklichkeit Nationalitätenstaaten wurden (nur die Republik Österreich machte davon eine Ausnahme). So waren beträchtliche Teile des ungarischen Volkes unter Fremdherrschaft geraten. Das ertrug der magyarische Nationalstolz nicht. «Nem, Nem, Soha», so lautete die Inschrift auf Ungarns Nationaldenkmal in Budapest, und dieses «Nein, Nein, Niemals» war wirklich zum politischen Bekenntnis eines ganzen Volkes geworden, angefangen von den reich begüterten Magnaten bis zum letzten Landarbeiter, der nicht einmal ein Paar Schuhe sein eigen nennen konnte. «Niemals» gedachte Ungarns Volk den Verlust Siebenbürgens, der Slowakei, der Karpato-Ukraine, des an Jugoslawien gefallenen

Banats hinzunehmen, und es ist fraglich, ob es sich heute damit abgefunden hat.

In einem beinahe schon grossartigen Eigensinn hielt Ungarn an der Wiederherstellung des Stephansreiches als seinem wichtigsten Ziel fest. Während des Zweiten Weltkrieges noch, als das Glück sich schon zu wenden begann und beste ungarische Einheiten in der Schlacht um Stalingrad vernichtet wurden, liess das ungarische Oberkommando unbeirrbar seine Reserven an der rumänischen Grenze stehen – für den Fall, dass sich jetzt Gelegenheit ergeben sollte, auch noch jenen Teil Siebenbürgens, den Rumänien auf Grund des Wiener Schiedsspruches von 1940 hatte behalten dürfen, militärisch zu besetzen. Und als 1945 die Rote Armee von Ungarn nur noch so viel übriggelassen hatte, wie der Fürst Esterhazy an Gütern besass, da schrieb Ungarns «Staatsführer» Szäias ein Buch, worin er Pläne entwarf, wie mit Hilfe der «hungaristischen Weltanschauung» der Südosten Europas in Zukunft «neu geordnet» werden sollte. Mehr noch: als László Rajk, das Idol der ungarischen Kommunisten, und im Gegensatz zu den heutigen Funktionärsgrossen, wie Rakosi und Hegedüs, in gewissem Sinn populär, als Innenminister und Chef der allmächtigen politischen Polizei am Scheitelpunkt seiner Macht stand, veranlasste er die Verstärkung der sogenannten Grenzpolizei-Einheiten gegen Rumänien – obgleich er, wie so viele seiner prominenten Gesinnungsgenossen in Bukarest, jenseits der Grenze, durch jahrelange Moskauer Schulung gegangen war und ihm die internationale Solidarität der Kommunisten hätte höher stehen müssen als das ungarische Nationalinteresse. Bei den Magyaren haben die Sowjets eben nicht erreichen können, was ihnen bei den anderen Völkern gelang: die Unterdrückung des Nationalgefühls. Wenn auch Rajk und viele andere ungarische «Titoisten» auf Geheiss Moskaus liquidiert wurden – ausgerottet wurde der ungarische Chauvinismus selbst in der kommunistischen Führung nicht. Die Sowjets wissen das genau, und deshalb haben sie auch die ungarische Wehrmacht bis in die untersten Kommandostellen mit russischen Überwachern durchsetzt, während bei den Armeen der übrigen Satellitenländer die Besetzung einiger weniger Schlüsselpositionen als hinreichend erachtet wurde. Wenn es einmal zur Befreiung der Satellitenländer und zu einer wirklichen Neuordnung in Südost-



europa kommen sollte, wird man mit den ungarischen Nationalisten ein hartes Stüde Arbeit haben.

Im Jahre 1919 hatte sich in der ungarischen Stadt Szegeed eine Gruppe von Offizieren und Politikern zusammengefunden, die entschlossen waren, das kommunistische Regime Bela Kuns zu stürzen. Zu ihnen gehörte auch Admiral Horthy – aber er war nicht einer ihrer führenden Köpfe. Wenn er von der nationalen Gegenrevolution in den Vordergrund gestellt wurde, so geschah das lediglich wegen der Popularität, die ihm durch den Seesieg bei Otranto zugefallen war. Diesem militärischen Erfolg und nicht seiner Leistung für die Gegenrevolution hatte er es zu verdanken, dass er nach dem Sieg der nationalen Bewegung zum Reichsverweser gewählt wurde. Erst einmal auf diesem Posten, zeigte Horthy ein erstaunliches, mit Schlaueit und einer kräftigen Portion Rücksichtslosigkeit gepaartes Beharrungsvermögen. Es gelang ihm, alle Pläne, ihn wieder abzuschieben, zu durchkreuzen und ein volles Vierteljahrhundert an der Spitze des ungarischen Staates zu bleiben; ja sogar die Gründung einer nationalen Königsdynastie Horthy erschien ihm schliesslich nicht mehr unerreichbar.

Was für gesellschaftliche Kräfte und Gruppen aber standen hinter der nationalen Gegenrevolution (die ihren Sieg übrigens auch unter Einsatz von Mitteln errang, die gelegentlich dem Terror der Gegenseite allzu ähnlich und des Abendlands nicht würdig waren), und wie waren sie organisiert? Noch in Szegeed hatte sich der engste Kreis der Gegenrevolutionäre zu einer geheimen Gesellschaft «Etelközi szövetseg», abgekürzt «Eksz», zusammengeschlossen. Dieser Name sagt dem Kundigen alles. Etelközi ist der mythische Name jenes Gebietes im Norden des Schwarzen Meeres, von dem aus das magyarische Reitervolk seinen Zug nach dem Westen angetreten haben soll. An diese mythische Tradition – die Ungarn haben für die dämmrige Morgenzeit ihrer Vorgeschichte eine grosse Schwäche – will die «Vereinigung derer von Etelközi» anknüpfen. Die Eksz war als Geheimbund gedacht; anfänglich nur aus einer Handvoll Offizieren und Politikern bestehend, hat sie in den nachfolgenden Jahren praktisch ganz Ungarn regiert. Als die Verhältnisse sich beruhigten und stabilisierten, büsste sie zwar an Macht ein, aber dennoch waren die meisten Staatsmänner, fast die gesamte Ministerialbürokratie und das hohe

Offizierskorps bis 1944 durchweg Angehörige der Eksz gewesen. Trotz manchen politischen und auch ideologischen Unterschieden, die später mehr und mehr hervortraten, erhielt sich in dieser Gruppe ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit. Man kann das sogar noch heute bei der ungarischen Emigration im Ausland, feststellen.

Die führenden Persönlichkeiten der Eksz waren in deren Entstehungsstadium die beiden siebenbürgischen Grossgrundbesitzer Graf Stefan Bethlen und Graf Paul Teleki; Horthy hielt sich wie immer klug im Hintergrund. Bethlen und Teleki haben die Geschichte Ungarns in den nächsten Jahren, sei es in öffentlicher Staatsfunktion, sei es diskret aus dem Hintergrund, entscheidend beeinflusst. Beide waren von Anbeginn an in der ungarischen Irredenta-Bewegung tätig; ohne dieser in irgend einem Zweig anzugehören, konnte man im .neuen Ungarn» Horthys überhaupt keine Position erhalten. Die massgebenden Männer in Staat, Wirtschaft und Armee gehörten so gut wie ausnahmslos zur Eksz.

In der ersten Zeit wurde die Irredenta-Bewegung vornehmlich durch private Spenden finanziert, und man muss sagen, dass viele vermögende Magnaten dabei erstaunlichen Opfergeist bewiesen. Auch Windischgrätz hat beträchtliche Teile seines Besitzes schon damals der Irredenta-Bewegung zugewendet. Aber nach und nach entstand ein ganzer Organisationsapparat, der so kostspielig war, dass die privaten Mittel zu seinem Unterhalt nicht mehr hinreichten. Es gab zum Beispiel eigene Wehrverbände der Irredenta-Bewegung, wie die «Levente», deren Hauptaufgabe es war, in den sogenannten «besetzten Gebieten», also jenen Teilen Ungarns, die durch den Friedensvertrag den Nachbarstaaten zugefallen waren, Unruhen und Aufstände hervorzurufen. Damit sollte der Welt bewiesen werden, dass nur Ungarn allein in diesen Regionen Ordnung schaffen und bewahren könne. Meist kam es jedoch nicht zu wirklichen Aufständen, sondern lediglich zu Attentaten und Ausschreitungen gegen missliebige Personen, wobei sich häufig der stark antisemitische Charakter der ungarischen Irredenta bekundete. Auch in Restungarn selbst verübten Terrorgruppen, die von der Eksz dirigiert wurden, verschiedene Anschläge. Da sie meist Personen betrafen, die im Ausland ganz unbekannt waren, wurden diese Vorfälle ausserhalb Ungarns kaum beachtet; nur der

feige Mord an den sozialistischen Journalisten Somogyi und Băczo rief in der Welt einiges Aufsehen hervor, freilich lange nicht so viel wie die Ermordung Matteottis in Italien. Während aber der Anschlag auf Matteotti selbst im faschistischen Italien offiziell als Mord geahndet wurde, scheute sich die Eksz-Fiihrung nicht, ganz offen zu erklären, dass Somogyi und Băczo wegen ihrer Artikel in dem Organ der ungarischen Sozialdemokratie «Nepszava» gegen die Eksz «zum Tode verurteilt und hingerichtet» worden seien. Als daraufhin die Vertreter der Entente in Budapest beim Reichsverweser Vorstellungen erhoben, konnte Ministerpräsident Simonyi-Semadan nicht umhin, eine Untersuchung zuzusagen. Die Antwort der Eksz bestand in einem mit 24 Stunden befristeten Ultimatum an den Ministerpräsidenten, zurückzutreten. So mächtig war damals die Eksz, dass der Regierungschef sich gezwungen sah, dieser Aufforderung nachzukommen, und dass die Eksz, mehr noch, als Nachfolger Simonyi-Semadans ihren massgeblichsten Führer, Graf Teleki, präsentieren konnte. Obgleich das ein ausgesprochener Affront auch gegen das Staatsoberhaupt war, ernannte Horthy Teleki tatsächlich zum Ministerpräsidenten. Dieser war als Politiker viel zu klug, um nicht einzusehen, dass Ungarn nach aussen hin kapitulieren musste. So empfahl er dem ungarischen Parlament, den Vertrag von Trianon zu unterzeichnen, legte aber gleichzeitig auf den Tisch des Hauses die Anklage gegen sich selbst, wegen eben dieser Handlungsweise. Das war freilich nur eine jener grossen Bühnengesten, die die Ungarn in ihrer Politik so liebten, und sie hatte keine politischen Folgen; aber es war gerade Teleki, der insgeheim alles tat, um die verlorenen Gebiete, trotz Trianon, wieder für Ungarn zu gewinnen. In den Mitteln war er nicht wählerisch; es ist bezeichnend, dass bei den Aktionen der Eksz im In- und Ausland ein Mann wie István Hejjas eine besondere Rolle spielen konnte. Er war der berüchtigte Führer der «Rongyos Gărda», zu deutsch «Lumpen-Garde», so genannt, weil ihre Angehörigen als richtige Partisanen in Räuberzivil kämpften – jener Formation, die bei der Besetzung des österreichischen Burgenlands durch ihre Untaten eine so traurige Berühmtheit erlangte.

Die Ernennung Telekis bedeutete immerhin eine Verbesserung der finanziellen Situation der Irredenta-Bewegung; es standen

jetzt grössere Mittel aus Staatsgeldern zur Verfügung. Aber auch sie langten nicht für die Ziele, die man sich gesetzt hatte; auch wurden grosse Summen für völlig sinnlose Aktionen verschleudert.

Im Jahre 1922 wurde Graf Bethlen im Gefolge seines grossen Wahlsiegs Ministerpräsident, und Teleki trat etwas in den Hintergrund. Trotzdem blieb er, als eigentlicher Führer der Irredenta-Bewegung, nach wie vor einer der mächtigsten Männer in Ungarn. Die neue Regierung nahm bedenkenlos Auslandsanleihen auf und wirtschaftete darauf los wie ein Kridatar, so dass das Land bald in eine schwierige Finanzlage geriet. Grosse Verluste wurden auch dadurch verschuldet, dass führende Eksz-Leute mit ergiebigen Sinekuren bedacht worden waren; diese Politiker und Offiziere hatten zumeist weder Begabung noch Verständnis für die Wirtschaft, weshalb sie natürlich in ihren leitenden Stellungen kläglich versagten. Auch die zahlreichen Flüchtlinge aus den verlorenen Gebieten, die nach Versorgung verlangten, belasteten die Staatsfinanzen.

Schon in der Anfangszeit der ungarischen Irredenta-Bewegung war Bethlen, damals noch Flüchtlingskommissar der Regierung, auf den Gedanken verfallen, Geldmittel durch Banknotenfälschung zu beschaffen. Rumänien hatte nämlich die alten österreichisch-ungarischen Banknoten mit einem Aufdruck versehen und behelfsmässig im Verkehr belassen. Dieser Stempel war sehr leicht nachzumachen, und Bethlen nützte die Chance. Viele hunderttausend Stück Fünfhundert- und Tausendkronennoten erhielten in Budapest den rumänischen Aufdruck und wurden von ungarischen Agenten in Rumänien abgesetzt. Auf diese Weise brachte man den halben Wert der neuen Lei-Noten herein. Anfänglich wurde diese Aktion ohne Wissen der zuständigen Regierungsorgane durchgeführt; der damalige Innenminister Beniczky erfuhr davon lediglich durch Berichte der Staatspolizei. Aber er wagte nicht, gegen die Fälschungen einzuschreiten. Ja, der Nachfolger Beniczkys, Innenminister Rakovszky, schlug dem Grafen Teleki später sogar selbst eine ähnliche Aktion vor, was ebenso gut war wie die staatliche Sanktionierung. (25 Jahre später holte sich Horthy den gleichen Rakovszky als Innenminister wieder, als er ein neues Kabinett unter General Lakatos bildete, mit dem Ziel, Ungarn aus dem Krieg herauszuführen.)

Telekis Unternehmen war schwieriger als Bethlens Stempel-

fälschungen. Er wollte tschechische Sokol-Noten hersteilen, und das erforderte, obgleich diese Noten auf schlechtem Papier technisch unzulänglich gedruckt waren, weit kompliziertere Vorbereitungen. In Ungarn fühlte sich Teleki nicht sicher genug, denn dort verfügte die Waffenstillstandskommission der Entente immerhin über eine gewisse Macht. Daher verlegte er die Produktionsstätte der falschen Banknoten nach Österreich. Er hatte dort einen sehr einflussreichen Förderer und Verbündeten gefunden: den steirischen Landeshauptmann Dr. Anton Rintelen.

Dieser «ungekrönte König der Steiermark», wie er sich gern nennen hörte und auch allgemein genannt wurde, war einer der merkwürdigsten Figuren der verworrenen Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Er hatte ungemein ehrgeizige Pläne; es besteht kein Zweifel, dass er sich zum Diktator Österreichs machen wollte. Zur Demokratie hatte der harte und herrische, Willensstärke und zugleich listige Mann kein Verhältnis; er war der geborene Faschist. Aber er hatte eine grosse Schwäche: er konnte keinen Kontakt zu den Massen gewinnen, zumindest nicht ausserhalb der Steiermark; er war kein «Führertyp» so wie Hitler oder Mussolini und auch Roosevelt. So konnte er nicht hoffen, sein Ziel durch eine von ihm selbst geschaffene Volksbewegung auf plebiszitäre Weise zu erreichen. Daher wurde er zu einem Intriganten von Format. Er versuchte, sich fremde Macht nutzbar zu machen und durch überlegenes Paktieren die Dinge so zu lenken, dass die «Entwicklung» ihn scheinbar von selbst an die Spitze trug. Damals, in den ersten Jahren nach Kriegsende, setzte er auf die österreichische Heimwehrebewegung, die in der Steiermark, dank seiner Protektion, zu einem ansehnlichen Machtfaktor wurde – später glaubte er, den in Österreich aufstrebenden Nationalsozialismus seinen persönlichen Machtzielen dienlich machen zu können. Er hatte seine Hand bei dem Juli-Aufstand der österreichischen Nationalsozialisten im Jahre 1934 im Spiel, wenigstens insofern, als er von dem Unternehmen wusste und sich einverstanden erklärte, nach der Absetzung des Bundeskanzlers Dollfuß die Führung der neuen Regierung zu übernehmen.

«König Anton» hatte es verstanden, sein Bundesland praktisch autonom zu machen; er regierte es autoritär, unter bloss äusserlicher Beachtung der Verfassungsregeln, und kümmerte sich nicht viel

um Wien. Seine Stellung war so stark, dass er später selbst das Missglücken des Heimwehrputsches von 1931 politisch überleben konnte, obgleich er dieses Unternehmen, wie jedermann wusste, gefördert hatte. Als es an dem Generalstreik der sozialdemokratischen Arbeiterschaft scheiterte, packten die «Hahnenschwänzler» ihre Waffen wieder ein und gingen in aller Ruhe nach Hause, als habe es sich nur um ein abgeblasenes Manöver gehandelt; und der steirische Landeshauptmann sorgte dafür, dass nichts weiter geschah. Schliesslich schob ihn Dollfuss, und zwar als Gesandten am Quirinal, nach Rom ab, aber damit schuf er sich in «König Anton» einen Todfeind, und nicht zuletzt aus diesem Grund hat sich Rintelen an der nationalsozialistischen Verschwörung von 1934 beteiligt.

Rintelen erkannte sehr bald, wie wichtig es für ihn und für die Heimwehr war, mit ähnlich gerichteten Strebungen in den Nachbarländern Kontakt zu finden. Er hatte Verbindung zu den Faschisten in Italien und zur ungarischen Irredenta-Bewegung; das autoritäre Regime unter seiner Führung, das er für Österreich plante, konnte sich besser halten, wenn in den angrenzenden Staaten ein ähnliches Regierungssystem herrschte. Darum förderte er die Unternehmungen der ungarischen Irredenta, wo er konnte.

In Wien tat der damalige Polizeipräsident und spätere Bundeskanzler, Dr. Schober, ein Gleiches. Auch er war, trotz des äusseren Anscheines solider Beamtenbiederkeit, in Wirklichkeit ein zwielichtiger Mensch, reich an inneren Widersprüchen. Er gehörte der Grossdeutschen Partei an und hatte sich in der Monarchie an die Seite der nationalen deutschen Opposition gestellt – und dennoch war er im Grunde seines Herzens ein Anhänger Habsburgs. Anders als Rintelen, verstand er den Sinn der Demokratie, die er mit seiner Polizeimacht – zu Zeiten das einzig Stabile im Österreich von Saint-Germain – oftmals vor linksradikalem Umsturz und auch vor Rechtsputschen schützte; auf der anderen Seite aber hielt er Kontakt zu nationalrevolutionären Gruppen in Deutschland, deren erklärtes Ziel der Sturz der Weimarer Republik war. Zum Austrag kamen diese inneren Gegensätze in Schobers Persönlichkeit niemals, und das bewirkte, dass er, endlich zur Regierungsmacht gelangt, die er wohl nicht weniger liebte als Rintelen, viele Hoffnungen enttäuschte: Er zeigte sich in dieser Position durchaus

nicht als der starke Mann, der er sozusagen von Berufs wegen hätte sein müssen; der politisch so ehrgeizige Wiener Polizeipräsident war ein schwacher, wenn auch durchaus nicht gutmütiger Kanzler.

Als Polizeipräsident von Wien unterstützte er jedenfalls die ungarische Irredenta auf jede nur mögliche Weise. Mit dem Hauptakteur der Francfälscheraktion, dem Prinzen Windischgrätz, war er lange Jahre persönlich befreundet; Windischgrätz zeigte dem Verfasser mit Stolz einen österreichischen Reisepass auf falschen Namen, den ihm Schober in Wien hatte ausstellen lassen. Den gleichen Dienst leistete der Wiener Polizeipräsident auch anderen Emissären der ungarischen Irredenta. Mit den Francfälschungen hatte Schober direkt nichts zu tun, aber im Zusammenhang mit einer anderen Unternehmung des Prinzen Windischgrätz hat er sich, ebenso wie Rintelen, sehr weit vorgewagt. Windischgrätz hatte in Österreich grössere Waffenbestände, die vor der Waffenstillstandskommission der Entente versteckt worden waren, aus Privatmitteln angekauft, um damit ungarische Irredenta-Verbände auszurüsten. Der Transport dieser Bestände von Wien nach Budapest wäre ohne die Hilfe Schobers niemals möglich gewesen.

Als die ersten falschen Sokol-Noten der Teleki-Aktion fertig waren, wurden sie aus der Steiermark nach Budapest geschafft und in der Villa des Prinzen Windischgrätz aufgestapelt. Die ungarische Staatspolizei war offiziell unterrichtet, und die Bewachung des Banknotenschatzes wurde sogar von Staatspolizisten in Zivil übernommen. Die Aktion wurde indes zu einem blamablen Fehlschlag. Die Fälschungen waren zwar an sich recht gut gelungen, aber man hatte, in typisch ungarischem Leichtsinn, versucht, sie in ganz frischem Zustand, sozusagen noch druckfeucht, abzusetzen, und das konnte natürlich nicht gut gehen. Als Herr Julius von Meszáros, Mitglied der Eksz, an der Wiener Börse die ersten Noten aus der steirisch-magyarischen Produktion einwechseln wollte, wurde er unverzüglich verhaftet. Freilich war daran nicht allein die Sorglosigkeit des Umgangs mit druckfeuchten Falschbanknoten schuld, sondern auch der Umstand, dass die Aktion durch ein Mitglied der Eksz dem tschechischen Geheimdienst verraten worden war. Dadurch wurde der tschechische Gesandte in Wien instand gesetzt, eine offizielle Demarche zu unternehmen und dabei handfestes

Beweismaterial auf den Tisch zu legen. In dieser Situation bewährte sich wieder einmal Schobers Hilfsbereitschaft für die ungarische Irredenta. Er sorgte dafür, dass die Untersuchung im Sande verlief, so dass es zu keinem öffentlichen Skandal kam. Inzwischen war Bethlen Ministerpräsident geworden; er stellte eine hohe Kautions für Meszáros, der daraufhin aus der Haft entlassen wurde.

Windischgrätz, der all das aus nächster Nähe miterlebte, zog aus diesen Ereignissen nicht die Lehre, dass das Spiel mit der Herstellung falscher Banknoten sehr gefährlich war, sondern eben, im Gegenteil, dass es glücken müsse, wenn man nur gewisse kleine, aber folgenschwere Fehler vermeide. Er ist es gewesen, der bald darauf die Francfälscheraktion startete.

Der Prinz gehörte zwar nicht zum innersten Kreis der Eksz, aber doch zur führenden Gruppe. Er betreute vor allem die Auslandsbeziehungen der ungarischen Irredenta-Bewegung, war also so etwas wie deren inoffizieller Aussenminister. Abgesehen davon, dass er häufig bei König Karl in der Schweiz weilte (Windischgrätz war ein überzeugter Anhänger der Wiedereinsetzung des Königs in seine Rechte), nützte er jetzt die vielen Kontakte mit Westeuropa aus, die er aus früherer Zeit besass. Es handelt sich da nicht allein um Verbindungen zu ausländischen Adelsfamilien, die für einen Angehörigen des europäischen Hochadels wie Windischgrätz selbstverständlich waren; der Prinz hatte vielmehr auch ein besonders gutes Verhältnis zu dem französischen Staatsmann Aristide Briand, bei dem er öfters zu Gast war, und anderen Politikern demokratischer Herkunft. Briand dürfte zu seiner späten Erkenntnis, dass die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie wohl doch ein Fehler gewesen sei, nicht ohne den Einfluss des Prinzen Windischgrätz gekommen sein. Noch mehr Erfolg hatte Windischgrätz bei dem polnischen Diktator Marschall Josef Pilsudski. Die enge politische Freundschaft zwischen Polen und Ungarn in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen, eine Freundschaft, die sich selbst noch während des Krieges bis zum Zusammenbruch von 1945 auf ungarischer Seite bewährte, ist ohne jeden Zweifel von Windischgrätz zuerst angebahnt worden.

Auch die Fäden nach Deutschland liess Windischgrätz niemals abreißen, trotz der ständigen Spannung zwischen Deutschland und





Dr. Johann Schober  
als Polizeipräsident von Wien



Dr. Anton Rintelen  
— „König Anton“  
von Steiermark



Admiral  
Nikolaus von Horthy  
Reichsverweser von  
Ungarn bis 1944

Frankreich einerseits, Deutschland und Polen andererseits. Er war mit General Ludendorff gut bekannt, und durch ihn wurde er mit jenen deutschen Persönlichkeiten zusammengebracht, die später in der Francfälscheraffäre eine so massgebliche Rolle spielten. Im Februar 1923 unternahm Windischgrätz eine längere Reise durch Deutschland, an deren Vorbereitung vor allem Oberst Max Bauer beteiligt war. Bauer war einer der Hauptorganisatoren des sogenannten Kapp-Putsches und hatte nach dessen Mislingen ins Ausland flüchten müssen. Er ging nach Österreich, und dort hielt auch über ihn der Wiener Polizeipräsident Schober seine schützende Hand. Dank dieser Hilfe konnte Bauer unbehelligt in einem Kloster in Wien leben, ohne seine politische Aktivität einzustellen. Schon bald konnte er es riskieren, offen nach Deutschland zurückzukehren. Auch die anderen führenden Männer des verunglückten Putsches, wie vor allem Kapitän Erhardt, waren zu dieser Zeit bereits wieder in Deutschland tätig. Zur ungarischen Irredenta liefen enge Verbindungen.

Im Gegensatz dazu verhielt sich Hitler, dessen in Bayern aufstrebende Partei damals dem Typ nach von den vielen anderen rechtsradikalen und nationalistischen Gruppen noch kaum zu unterscheiden war, gegenüber den Ungarn sehr reserviert, wohl deswegen, weil er als Österreicher für den magyarischen Charme unempfindlich war und ihnen politisch misstraute, wozu noch kam, dass er als nationaler Jakobiner, der er im Herzen immer geblieben ist, einen legitimistischen Magnaten wie Windischgrätz für eine von vornherein verabscheuungswürdige Person hielt. Windischgrätz ist, obgleich er damals gerade in München mit vielen führenden Persönlichkeiten nationaler Richtung, wie Ludendorff und General Epp, ausführlich verhandelt hat, weder dort noch später in Berlin an Hitler herangekommen. Es lässt sich daher nicht beurteilen, ob Hitler und seine Mitarbeiter von den Francfälschungsplänen Kenntnis hatten. Windischgrätz glaubt es, kann jedoch für diese Meinung keine schlüssigen Beweise anführen. Es lässt sich nicht einmal belegen, dass Ludendorff davon wusste; zumindest hat er mit Windischgrätz niemals, auch nur andeutungsweise, einschlägige Fragen berührt. Doch dürfte das lediglich aus Vorsicht geschehen sein, denn bei dem engen Vertrauensverhältnis, das zwischen Ludendorff und Max Bauer herrschte, kann man wohl

kaum annehmen, dass dieser es unterlassen habe, seinen alten Chef zu unterrichten. Kapitän Erhardt ist jedenfalls, wie Windischgrätz sicher zu wissen meint, durch Oberst Bauer eingeweiht worden. Erhardt hatte als alter Berufsrevolutionär und Verschwörer gewiss keine Bedenken gegen den Fälschungsplan. Es ist übrigens bemerkenswert, dass Heydrich, der für Erhardt grosse Sympathien hatte, anfänglich, nach dem Zeugnis von Dr. Rasch, die Leitung seiner Banknotenfälschungsaktion Kapitän Erhardt übertragen wollte. Heydrich hat auch, wie mit beinahe völliger Sicherheit angenommen werden muss, mit Kapitän Erhardt seinen Plan erörtert. Die ablehnende Antwort des früheren Freikorpsführers änderte nichts an der Zuneigung Heydrichs für ihn, denn er deckte Erhardt, der sich im Verlauf des Krieges immer enger an die Kreise der Widerstandsbewegung anschloss, bis zu seinem gewaltsamen Tod in Prag. Erhardt lebt heute in Österreich, und zwar hat er sich die ganze Zeit über in der sowjetischen Besatzungszone aufgehalten, ohne dass er von den Russen behelligt worden wäre. Behauptete Kontakte Erhardts zu hohen sowjetischen Stellen sind nicht erwiesen.

In Berlin vermittelte Fürst Löwenstein, der als Präsident des Nationalen Clubs engste Beziehungen zu allen deutschen Rechtskreisen hatte, eine Unterredung zwischen Windischgrätz und Reichsaussenminister Stresemann. Wie Briand und Pilsudski versuchte Windischgrätz auch Stresemann für eine Ausgestaltung und Festigung der deutsch-ungarischen Beziehungen zu interessieren. Aber Stresemann zeigte sich nicht sehr aufgeschlossen. Er war ein Realist und versprach sich deshalb nicht viel von solchen Bestrebungen; er beantwortete derartige Vorschläge in Anlehnung an das Sprichwort mit der Feststellung, dass ein Blinder einem Lahmen nicht viel helfen könne. Einen häufigen Gedankenaustausch mit den Leitern der ungarischen Aussenpolitik lehnte Stresemann aber nicht ab, und der Kontakt mit Windischgrätz war ihm keineswegs unwillkommen. Er liess sich von dem ungarischen Gast ausführlich über die Tätigkeit der magyarischen Irredenta-Bewegung berichten, bat ihn aber, alle Details mit Fürst Löwenstein weiter zu behandeln.

Über Banknotenfälschung hat Windischgrätz, wie er in aller Bestimmtheit versicherte, mit Stresemann nicht gesprochen. Aber er erfuhr kurz darauf von Löwenstein, dass Stresemann den Plan

gefasst hatte, falsche Franc- und Pfundnoten herzustellen; die Idee der politischen Banknotenfälschung stammt also von ihm! Der Reichsaussenminister hatte schon geraume Zeit, bevor er Windischgrätz kennenlernte, seinen Staatssekretär Maltzahn und einen Legationsrat Grimmert beauftragt, zusammen mit geeigneten Sachverständigen die Frage zu prüfen, ob die Produktion fremder Banknoten in Deutschland und deren Verwertung zu Lasten der betreffenden ausländischen Notenbanken durchführbar sei. Den Plan, falsche Pfundnoten zu drucken, liess Stresemann später fallen. Windischgrätz meint, dass dafür moralische Bedenken massgebend gewesen seien; nur gegenüber Frankreich habe sich Stresemann sozusagen nach dem Prinzip der geheimen Schadloshaltung im Recht gefühlt, denn Frankreich hatte im Rheinland während der Besatzungszeit grosse Mengen nachgemachter Reichsmarknoten in Verkehr gesetzt und damit die ohnedies schon schwachen Reichsfinanzen noch mehr erschüttert. England aber hatte sich diesen Praktiken nicht angeschlossen. Freilich könnte es auch sein, dass Stresemann deswegen verzichtet hat, weil etwa die Versuche, geeignetes Papier für die Pfundnoten herzustellen, gescheitert waren. Dies nämlich war, wie sich bei Heydrichs Fälschungsaktion zeigte, der technisch schwierigste Punkt.

Zu den Besprechungen zwischen Löwenstein und Windischgrätz über die Banknotenaktion wurde bald auch Oberst Bauer hinzugezogen, der von Anfang an, wie es scheint, an den bereits recht weit gediehenen Vorarbeiten beteiligt gewesen war. Bauer misstraute als Nationalrevolutionär der demokratischen deutschen Regierung; er meinte offenbar, sich nicht einmal auf Stresemann völlig verlassen zu können, und daher schlug er dem Prinzen Windischgrätz vor, das ganze Unternehmen nach Ungarn zu verlegen. Er versprach sich davon eine zuverlässige Deckung durch die staatlichen Stellen, deren Haltung in Deutschland ihm ungewiss dünkte. Windischgrätz erklärte sich gleich bereit, diesen Plan seiner Regierung vorzutragen, und wollte unverzüglich nach Budapest zurückreisen, aber Oberst Bauer, den die rasche Zustimmung des Prinzen mit Vertrauen erfüllte, lud Windischgrätz ein, vorher noch die deutschen Erzeugungsstätten des Falschgeldes zu besuchen.

Diese befanden sich in der Nähe Kölns, also im damals besetzten

Rheinland. Windischgrätz brauchte daher gute Papiere, und er erhielt sie, nämlich einen echten deutschen Reisepass auf falschen Namen, vom deutschen Auswärtigen Amt. Windischgrätz hat dieses Dokument dem Verfasser mit geradezu kindlichem Stolz vorgewiesen; er hatte seit jeher eine Schwäche für konspirative Tätigkeit und deren Begleitumstände gehabt, und er war während des Krieges und auch nachher öfters in geheimdienstlichen Aufträgen unterwegs. Nur war seine Erscheinung so bekannt und auffällig, dass die Tarnung sehr schwierig, wenn nicht aussichtslos war, und Windischgrätz musste das einigemal erfahren. Besonders die tschechische Geheimpolizei hatte es auf ihn abgesehen und verschaffte ihm mehr als einmal einen Gratisaufenthalt in ihren Gefängnissen.

In Köln wurden von den beiden Reisenden alle erdenklichen Vorsichtsmassregeln beobachtet. Bauer und Windischgrätz stiegen niemals im gleichen Hotel ab; alle Zusammenkünfte, die Bauer arrangierte, fanden an neutralen Orten statt. Damals lernte Windischgrätz jenen Ingenieur Schultze kennen, der ebenfalls in einer Banknotenfälschungsaffäre figurierte. Schultze, ein Balte, war ein leitender Angestellter in der russischen Staatsdruckerei gewesen; als er vor den Bolschewisten ins Ausland floh, gelang es ihm, die Druckplatten für die Tschewronen – in der Zarenzeit der russische Dukaten, nach 1922 die neue russische Zehnrubelnote – mitzunehmen. Schultze war Sozialist und hatte daher keine ideologischen Berührungspunkte mit den deutschen nationalrevolutionären Kreisen; aber er war in der Emigration durch Schicksalsgenossen doch mit diesen in Berührung gekommen und dabei auch mit Oberst Max Bauer bekannt geworden, der von dem ebenso geschickten wie vom Bewusstsein seiner Mission im Kampf gegen den Bolschewismus durchdrungenen Mann sehr eingenommen war.

Bei der Besichtigung der Fälschungswerkstätte liess Oberst Bauer so grosse Vorsicht walten, dass Windischgrätz, dem ja die Gegend ausserdem auch fremd war, später nicht angeben konnte, wo sie sich befunden hat. Bauer und Schultze fuhren mit Windischgrätz bei dunkler Nacht von Köln ab, nachdem sie es ihm durch Kreuz- und Querfahrten unmöglich gemacht hatten, die Himmelsrichtung der Tour festzustellen. Mitten auf freiem Feld wurde haltgemacht. Nach längerem Fussmarsch erreichte man ein grösseres Anwesen, das von einem hohen Gitter umgeben war. Das schwere Tor wurde

erst auf ein Lösungswort hin geöffnet. Die Werkstätten waren in offenbar neu angelegten oder ausgebauten unterirdischen Räumen mit Wänden aus starkem Beton und Türen aus schwerem Stahlblech untergebracht.

Hier zeigte Schultze dem ungarischen Gast Proben des Papiers für die falschen Francnoten. Er berichtete, dass es ihm gelungen sei, einen geeigneten Ersatzstoff für die tropischen Pflanzen aus Indochina zu finden, die von der französischen Nationalbank für ihr Notenpapier verwendet wurden, und er zeigte Windischgrätz unter Zuhilfenahme eines Mikroskops, dass das «falsche» vom «echten» Papier nicht zu unterscheiden war. Das Papier wurde im Handschöpfverfahren hergestellt, das zwar sehr umständlich ist, aber dafür die Verwendung grosser Spezialmaschinen überflüssig macht. Schultze, der Fachmann, war überzeugt, dass es möglich sei, die Falsifikate so täuschend ähnlich herzustellen, dass selbst französische Banken sie nicht als Fälschungen erkennen würden. Windischgrätz war von dem, was er sah, ausserordentlich beeindruckt, und nach seinen Erzählungen hat er in jenen geheimnisvollen Kellergewölben bei Köln den Entschluss gefasst, die Francfälschungsaktion unter allen Umständen auch den ungarischen Interessen dienlich zu machen.

Das Personal der Fälscherwerkstätte bestand aus sorgfältig ausgesuchten Leuten, in der Mehrzahl ehemaligen Offizieren. Sie wurden durch einen besonderen Eid zum Stillschweigen verpflichtet, und sie haben diesen Eid auch gehalten; als die Tscherwonzenfälschung aufflog, hat keiner der Mitarbeiter Schultzes die Zusammenhänge mit der Francfälscheraktion aufgedeckt. Das Banknotenpapier wurde von einer grösseren Fabrik bezogen, die Spezialpapiere produzierte und auch für ausländische Auftraggeber arbeitete; dort fielen ausgefallene Wünsche und Rezepte weiter nicht auf.

Im März 1923 kehrte Windischgrätz nach Budapest zurück. Er brachte ein Memorandum des Obersten Bauer über die Herstellung falscher Francnoten mit, das er jenen Persönlichkeiten, die er einweisen musste, vorlegte. Es ist vom 7. März 1923 datiert und beweist unwiderleglich, dass die Idee der Francfälschung von deutscher nationalrevolutionärer Seite und nicht von Windischgrätz stammt. Die Veröffentlichung dieses und anderer ähnlicher

Schriftstücke hätte Wesentliches zur Entlastung des Prinzen beigetragen, als die Affäre später aufflog – aber sie hätte auf der anderen Seite die beteiligten deutschen Persönlichkeiten auf das schwerste belastet und damit den nationalrevolutionären Gruppen in Deutschland empfindlich geschadet. Aus diesem Grund hat Windischgrätz auf die Publizierung dieser Dokumente verzichtet und auch später unverbrüchlich geschwiegen. Er hat damit ein persönliches Opfer gebracht, das seinen Charakter in einem ganz anderen und wesentlich günstigeren Licht als in der einseitigen Beleuchtung durch den Francfälscherprozess erscheinen lässt.

Windischgrätz zog zunächst seinen engsten Freundeskreis ins Vertrauen. Die geistig führende Persönlichkeit dieser Gruppe war der letzte Aussenminister der österreichisch-ungarischen Monarchie, Graf Julius Andrassy, der durch seine Bemühungen um die Friedensvermittlung 1918 besonders bekannt geworden war. Andrassy mahnte zur Vorsicht, aber er war der einzige, der das tat, während alle anderen sich dafür aussprachen, den Plan der zuständigen Regierungsstelle sofort vorzulegen. Als erster wurde Graf Teleki, der Regierungskommissar und der eigentliche Führer der Irredenta war, eingeweiht. Teleki zeigte sich begeistert; er hatte sich ja, wie wir oben schon berichtet haben, bereits in der Erzeugung falscher Sokol-Noten betätigt. Er verlangte nur, dass zwei Bedingungen erfüllt werden sollten: erstens müsse der Ministerpräsident Bethlen offiziell zustimmen, und zweitens dürfe die Herstellung der Banknoten nur durch offizielle Beauftragte in staatlichen Gebäuden erfolgen.

Graf Teleki wollte selbst für die Verwirklichung dieser Voraussetzungen sorgen. Schon wenige Tage nach der Unterrichtung durch Windischgrätz hatte Teleki die entscheidende Unterredung mit Bethlen. Der Regierungschef billigte die geplante Aktion; er bestimmte sogar das staatliche Gebäude, wo die Falschgeldfabrik untergebracht werden sollte: es war das Militär-Geographische Institut in Budapest, Rettek-utca. Auch den Leiter der gesamten Aktion bestellte Bethlen selbst: den ungarischen Landespolizeichef General Emmerich Nadossy. Damit war das Unternehmen vor polizeilichen Eingriffen gesichert. Mit der eigentlichen Produktionsleitung wurde der dem Militär-Geographischen Institut zugeteilte Major Ladislaus Gero beauftragt. Auf diese Weise war den von



Teleki aufgestellten Bedingungen Genüge getan, und so konnte der Graf Ende März 1923 bei einer Zusammenkunft der Hauptbeteiligten, Windischgrätz, Nadossy und Gero, in seiner Wohnung das offizielle Zeichen zum Beginn der Aktion geben.

Es erhebt sich die Frage, ob Reichsverweser Horthy von der Fälschungsaktion schon zu diesem Zeitpunkt Kenntnis hatte. Horthy hat später behauptet, er sei bis zur Aufdeckung des geheimen Unternehmens in keiner Weise informiert worden, und er hätte auch solche Praktiken niemals geduldet. Das Gegenteil traf zu, und Teleki wie Windischgrätz konnten es beweisen. Horthy war in Wirklichkeit vom Ministerpräsidenten Graf Bethlen unverzüglich und mit allen Einzelheiten unterrichtet worden, ja, Bethlen hatte seine Zustimmung nur gegeben, weil Horthy ihn ermächtigte oder es ihm zumindest nicht verbot. Es verhielt sich also auch in diesem Fall so wie in vielen anderen: Horthy wusste und duldete alles, aber offiziell wollte er von nichts wissen. In erstaunlicher Disziplin hat keiner der Beteiligten den Reichsverweser vor aller Öffentlichkeit mit der Francfälscheraffäre in Zusammenhang gebracht, obgleich alle die Wahrheit kannten.

Nachdem im Militär-Geographischen Institut die nötigen Räume für die Falschgeldproduktion freigemacht und ausgebaut worden waren, bat man Schultze nach Budapest, damit er das ungarische Personal an Ort und Stelle einarbeite. Schultze folgte dem Ruf und begab sich mit zwei Spezialisten in die ungarische Hauptstadt, wo die Reisegesellschaft von Abgesandten General Nadossys in Empfang genommen wurde. Die Instrukteure aus Deutschland erhielten entsprechende Ausweise, so dass nach menschlichem Ermessen irgendwelche Pannen nicht passieren konnten. Ein regelrechter Vertrag über die Aufteilung des erhofften Erlöses wurde geschlossen. Bauer hatte seinerseits noch vorgeschlagen, den Verkaufsertrag zwischen Deutschland und Ungarn im Verhältnis 2 : 1 aufzuschlüsseln, und er begründete dieses für Ungarn ungünstige Verhältnis damit, dass von deutscher Seite alle Grundlagen für das Unternehmen geschaffen und den Ungarn zur Verfügung gestellt wurden. Jetzt verlangten die Beauftragten der ungarischen Regierung eine Umkehrung der Proportion: zwei Drittel des Erlöses sollten Ungarn, ein Drittel den deutschen Gruppen zufallen, im Hinblick darauf, dass die Ungarn die ganze Verantwortung allein

übernehmen müssten. Nach Rückfrage bei seinen Auftraggebern erklärte sich Schultze schliesslich damit einverstanden.

Die Vorarbeiten für die Banknotenproduktion nahmen weit mehr Zeit in Anspruch, als man vorausgesehen hatte. Der technische Leiter, Ladislaus Gero, musste noch einigemal nach Deutschland fahren, um seine praktischen Kenntnisse zu vervollkommen, auf Grund der Erfahrungen, die er inzwischen selbst gewonnen hatte. Neue Schwierigkeiten tauchten auf, als es darum ging, die nötigen Maschinen von Deutschland nach Ungarn zu transportieren; zur besseren Absicherung musste man illegale Wege anschlagen, und dabei funktionierte dies und jenes nicht so, wie es geplant war. Weitere Hemmnisse entstanden daraus, dass die Kassen der Irredenta wieder einmal leer waren und Bethlen Staatsgelder nicht zur Verfügung stellen wollte. Alles drohte an der Finanzierungsfrage zu scheitern. Da sprang Windischgrätz mit seinen Freunden durch die Bereitstellung privater Mittel ein. Er hat nach seinen eigenen, gut belegten Angaben in das Unternehmen nicht weniger als 130.000 Dollar investiert.

Auch in der Produktion stellten sich technische Schwierigkeiten ein. Es gelang den ungarischen Herstellern lange Zeit nicht, das Papier für die Tausendfrancnoten so vollendet nachzumachen wie den Mitarbeitern Schultzes. Immer wieder wies das Papier winzige, aber dennoch unschwer zu konstatierende Abweichungen gegenüber dem Original auf, so dass ständig neue Versuche unternommen werden mussten. Als dann endlich das Papier in der richtigen Konsistenz und mit allen Eigenschaften des echten vorlag, zeigte sich, dass es äusserst schwierig war, die Wasserzeichen richtig hineinzuarbeiten. Sie wurden schliesslich mit Hilfe gestanzter Siebe aus feinsten Kupferbronze eingeprägt, nachdem man viel Zeit damit verloren hatte, das geeignete Material dafür zu beschaffen. Erst ein ganzes Jahr nach dem offiziellen Beginn der Aktion, im März 1924, wurden die ersten wirklich einwandfreien Papierbogen samt Wasserzeichen fertig. Nun konnte der Druck beginnen; die Klischees hatte man inzwischen angefertigt. Aber auch beim Druck ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten. So dauerte es bis ins Jahr 1925 hinein, ehe die ersten Noten, an denen nichts Wesentliches mehr auszusetzen war, die Presse verliessen.

Mit der Produktion des Falschgeldes selbst hatte Windischgrätz

nichts zu tun. Nur ein einziges Mal betrat er die Werkstätte: als ihn Major Gero einlud, die im Militär-Geographischen Institut hergerichteten Räume zu besuchen. Alle mit der Herstellung beschäftigten Personen waren Offiziere oder Militärbeamte im Offiziersrang, die von ihren vorgesetzten Stellen für diese Tätigkeit offiziell «abkommandiert» worden waren. Sie erhielten keinerlei Sondervergütung, noch sonstige Vergünstigungen, sondern mussten auch als «Banknotenfälscher' mit ihren schmalen Militärbezügen das Auslangen finden. Durch einen besonderen Eid wurden sie zur unbedingten Verschwiegenheit, auch gegenüber ihren Vorgesetzten bei den Formationen und Dienststellen, von denen sie kamen, verpflichtet. Der spätere Prozess zeigte, wie ernst dieser Eid genommen wurde; keiner der Beteiligten begann zu reden. Vorsicht war besonders deswegen nötig, weil die Waffenstillstandskommission der Entente noch nicht aus Budapest abgezogen war; sie unterhielt zahlreiche Agenten und verfügte über einen guten Nachrichtendienst. Für den Fall einer Entdeckung waren Tarnmassnahmen vorbereitet; notfalls sollte die Werkstätte in der Rettek-utca durch Sprengungen zerstört werden, um zu verhindern, dass ihr Zweck zweifelsfrei erkannt würde.

Ogleich das Unternehmen in Budapest sich praktisch ganz selbstständig hatte, wurde die Verbindung mit den befreundeten deutschen Persönlichkeiten und Gruppen ständig aufrechterhalten. Das war schon deswegen nötig, weil die Rohmaterialien zur Papierherstellung, Hadern von besonderer Art und eine exotische Baumrinde, aus Deutschland bezogen werden mussten. Es gab eine eigene Kurier- und Transportlinie, über deren am meisten gefährdete Mittelstrecke, Österreich, der Wiener Polizeipräsident Schober immer hilfreich seine schützende Hand hielt. Das Material kam in der Hauptsache auf dem Donauweg nach Budapest, und zwar in eigens konstruierten Behältern, die unter dem Kohlenvorrat ungarischer Schlepddampfer verborgen waren.

General Nadossy hatte von Bethlen den Auftrag oder, was wenig Unterschied macht, wenigstens die Genehmigung erhalten, eine Million Stück Tausendfrancnoten herzustellen. Dieses «Soll\* konnte jedoch niemals erreicht werden; dazu war die Produktionsweise viel zu umständlich. Ein Mann konnte im Tag etwa zweihundert Bogen Papier anfertigen, was für vierhundert Scheine

zu je tausend Francs reichte. Es war daher, obgleich in zwei Schichten gearbeitet und die Zahl der Mitarbeiter vergrößert wurde, nicht möglich, an die Millionengrenze heranzukommen. Beim Abschluss der Aktion war aber immerhin «Material» im Wert von mindestens hundert Milliarden Francs vorhanden; allerdings war ein Teil des Papiers davon noch nicht bedruckt – aber der Druckvorgang war auch die bei weitem einfachste Prozedur.

Nachdem die Produktion angelaufen war und befriedigende Ergebnisse gezeitigt hatte, trat man der Frage näher, wie die falschen Noten umgesetzt werden sollten. Anfänglich wollte man die Absatzorganisation jenem Meszáros anvertrauen, der seinerzeit vergeblich versucht hatte, die in Ungarn gefälschten Sokolnoten an der Wiener Börse zu verkaufen – ohne daran zu denken, dass Meszáros durch diesen Zwischenfall und seine Verhaftung in Wien kompromittiert war. Erst später wurde man sich dessen bewusst, dass diese Personenwahl ein schwerer Fehler war. Meszáros hatte zu jenem Zeitpunkt schon mehrere Auslandsreisen unternommen, um die Chancen für die Unterbringung der Banknoten zu erkunden. Erst Anfang 1925 verzichtete man formell auf seine weiteren Dienste, und Meszáros, der ein persönlicher Freund des türkischen Staatschefs Kemal Pascha war, ging nach Ankara, um dort das neue Nationalmuseum einzurichten.

Das Problem, wie man die Noten unauffällig in Umlauf bringen könnte, erschien um so schwieriger, je ernsthafter sich die Verantwortlichen damit beschäftigten. Am einfachsten wäre es gewesen, ungarische Bankinstitute mit dieser Aufgabe zu betrauen; aber das war aus politischen Gründen natürlich unmöglich, denn die Herkunft des Falschgeldes sollte, auch wenn es zu einer Panne kam, unter allen Umständen verborgen bleiben. Das um so mehr, als Ungarn inzwischen in den Völkerbund aufgenommen worden war, was immerhin erhöhte Verpflichtung zu einem gesitteten Verhalten in der Gesellschaft der Nationen mit sich brachte. Auch hatte das Land als Völkerbund-Mitglied im Gegensatz zu früher die Möglichkeit, grössere Auslandsanleihen zu erhalten. Bethlen nützte diese Chance sehr konsequent; Auslandskapital floss ins Land, und Ungarn nahm einen, freilich durch diese Finanzinjektionen einigermassen künstlich erreichten wirtschaftlichen Aufschwung. Trotzdem wollte die ungarische Regierung auch auf die

erhofften Erträgnisse der Fälschungsaktion nicht verzichten und war also sehr damit einverstanden, dass sie weiter vorangetrieben wurde – nur wollte Bethlen vermeiden, dass das Unternehmen decouviert und dadurch die neu aufgenommenen Finanzbeziehungen mit dem Ausland gestört würden. Er verbat sich also ganz energisch jede Unvorsichtigkeit. Man musste damit rechnen, dass Bethlen, wenn nun doch ein «Unfall» passierte, alle an der Aktion Beteiligten fallen lassen und sich mit Empörung von dem Unternehmen distanzieren würde. Das war es wohl in erster Linie, was den Grafen Teleki bewog, sich auch seinerseits von der Falschgeldaktion mehr und mehr zurückzuziehen. Der ungarische Ex-Ministerpräsident war ein Geograph von Weltruf, und er verstand es immer sehr geschickt, sich auf seine wissenschaftliche Position zurückzuziehen, wenn in der Politik «dicke Luft» war oder die Situation ihm Zurückhaltung als rätlich erscheinen liess. Dazu kam noch, dass Teleki die sich in der Umgebung Bethlens immer mehr ausbreitende Korruption verabscheute und nicht gesonnen war, irgend etwas zu tun, was seinen guten Namen mit derartigen Machenschaften, wenn auch indirekt, belasten könnte.

So ging die eigentliche Verantwortung mehr und mehr auf General Nadossy über; Windischgrätz war ja, nachdem die ungarische Regierung zwar geheim, aber faktisch das Unternehmen an sich gezogen hatte, nur noch als vornehmer Mitwisser am Rande beteiligt. Nach mehreren unvorausgesehenen Verzögerungen – zuletzt war noch eine Maschine ausgefallen, für die erst auf verschlungenen Wegen Ersatz aus England beschafft werden musste – konnte Nadossy endlich im Sommer 1925 dem Ministerpräsidenten Bethlen melden, dass die erste Serie der falschen Tausendfrancnoten hergestellt sei. Zugleich erbat Nadossy von Bethlen die Benennung einer Persönlichkeit, die mit der Organisation des Absatzes der Noten betraut werden sollte. Er machte den Ministerpräsidenten darauf aufmerksam, dass diese Aufgabe sehr schwierig sei und mit grösster Vorsicht angegangen werden müsse. Daher sei es nötig, einen seriösen Bankfachmann auszuwählen; nur das biete einigermassen Gewähr dafür, dass sich Pannen wie seinerzeit im Fall Meszáros vermeiden liessen. Bethlen entschied, dass der Präsident der ungarischen Postsparkassa, Gabriel Baross, die Verkaufsorganisation einrichten und leiten sollte.

Etwa zu diesem Zeitpunkt trat auch eine Persönlichkeit in den Kreis der Francfälscher, von der man hätte annehmen müssen, dass sie dort am allerwenigsten zu suchen habe: nämlich der ungarische Armeebischof Zadavec. Allerdings hatte dieser geistliche Würdenträger schon immer zum inneren Kreis der ungarischen Irredenta gehört; wie viele ungarische Priester war auch er ein aktiver Nationalist – glühende Patrioten waren die katholischen Kleriker in Ungarn alle. In Anwesenheit des Armeebischofs übergab Windischgrätz dem Fachmann Baross eine Serie von hundert Tausendfrancnoten mit der Bitte um Verwertung. Diese Szene spielte sich in der Wohnung des Postsparkassendirektors ab; die Villa des Bischofs aber wurde als Aufbewahrungsort für die Hauptmasse der falschen Francnoten ausersehen, denn dort glaubte man mit Recht keine Entdeckung befürchten zu müssen. Trotzdem liess Nadossy noch ein eigenes Detachement von Staatspolizisten zusammenstellen, die das Haus des Armeebischofs zu bewachen hatten. In der Erzeugung der Banknoten sollte vorerst eine Pause eintreten, bis die nötigen Erfahrungen beim Absatz des Falschgeldes gesammelt waren.

Baross bezeichnete bei der Übergabe die Serie als ausgesprochen gut gelungen. Aber die von ihm ins Vertrauen gezogenen Bankfachleute, die den Stab der Verkaufsabteilung bilden sollten, waren gegenteiliger Meinung. Trotzdem beschloss man, den Absatz zu versuchen. Der Bankdirektor Lorand Horvath wurde mit einem offiziellen Auftrag der Postsparkasse ins Ausland geschickt, um bei dieser Gelegenheit herauszufinden, ob eine Verwertungsmethode, die man sich in Budapest ausgedacht hatte, praktische Erfolge versprach. In einigen Ländern sollten bei verschiedenen Banken eine Anzahl Safes gemietet werden. In jedem dieser Safes wollte man einen grösseren Betrag von falschen Francnoten hinterlegen. Dieser Vorgang und die Höhe der fraglichen Summe sollte von den betreffenden Bankinstituten bestätigt werden, und diese Bestätigungen wollte man an den Börsen loswerden. So gedachte Baross «schlagartig» den Gegenwert für einige Millionen falscher Francnoten einzuheimsen.

Der entscheidende Fehler dieser Methode hätte eigentlich den Erfindern auffallen müssen. Er bestand in der Nichtbeachtung des Umstandes, dass sich Personen, die ein Safe mieteten, ausweisen

mussten; und auch wenn sie dabei Papiere auf falschen Namen vorlegten, mussten doch genug Spuren Zurückbleiben, die Nachforschungen ermöglichten. Das war um so eher zu befürchten, als man, aus Gründen der Zuverlässigkeit, für die Durchführung der Absatzaktion ausschliesslich Offiziere vorgesehen hatte, also Personen, die gemeinhin, wenn sie in Zivil auftreten, durch ihre für Zivilisten ungewöhnliche Haltung und ihr gemessenes Benehmen auffallen müssen – abgesehen davon, dass ihnen jede Erfahrung in solchen Angelegenheiten abging. Man suchte also gerade Menschen aus, die für die ihnen zugedachte Aufgabe am allerwenigsten geeignet waren. Schon die erste Erkundungsreise hatte man von einem Offizier, dem Generalstabsobersten Moritz von Fleischmann, unternehmen lassen, der die Bankusancen und die Technik des Überweisungsverkehrs in einer Reihe europäischer Staaten studieren sollte. Seltsamerweise kamen die Verantwortlichen gar nicht darauf, dass die Einschaltung der Banken überhaupt vermieden werden musste; es leuchtete ihnen nicht ein, dass es absurd war, falsche Banknoten ausgerechnet jenen Leuten anhängen zu wollen, die am ehesten in der Lage waren, die Echtheit von Banknoten zu beurteilen: nämlich Bankangestellten. Auf den Gedanken, das Falschgeld auf den Schwarzmärkten zu verkaufen, die es auch damals reichlich gab, kam man entweder nicht, oder man fand ein solches Vorgehen, in echt ungarischer Don-Quichotterie, als unter seiner Würde.

Bankdirektor Horvath brachte als Ergebnis seiner Reise mit, dass die falschen Noten ihrer Mängel wegen in Frankreich selbst nicht in Umlauf gebracht werden könnten, und dass auch der Plan mit den Safedepots in den meisten Staaten undurchführbar sei. Daher bleibe nichts anderes übrig, als die Falsifikate durch Agenten abzusetzen. Baross war sich über die Gefährlichkeit dieser Methode durchaus im Klaren; er wusste, dass es dabei fast mit Sicherheit zu «Unfällen» kommen müsse. Daher schlug er vor, die Falschgeldaktion überhaupt abzublasen und stattdessen falsche Aktien und Schecks zu drucken, die bei weitem leichter an den Mann zu bringen seien.

Unterdessen war es Herbst 1925 geworden. Für die Unterstützung der ungarischen Partei bei den Parlamentswahlen in der Slowakei, jenem Zweck, dem die Erträge der Falschgeldaktion

als erstem zugedacht waren, war es nun zu spät, denn der Termin war versäumt. Und auch der Ministerpräsident Bethlen änderte aus unbekanntem Gründen plötzlich seine Meinung über die Falschgeldaktion. Ein Teil des Falschgeldes war in den Räumen der «Tesz» aufgestapelt worden, der «Tarszdarmi egyesületek szövetsége», eine Art von Dachverband der nationalen gesellschaftlichen Verbände, also gewissermassen die offizielle Fassade der Eksz. An den Präsidenten dieser Liga, einen Baron Perenyi, richtete der Ministerpräsident einen Brief, worin er jede Verwertung der in den Klubräumen befindlichen Banknoten untersagte. Dieser Brief war insofern merkwürdig, als er ja nur einen Teil, und zwar den weit kleineren, des produzierten Materials betraf; der Hauptteil lagerte, was Bethlen gewiss nicht unbekannt war, nach wie vor in der Villa des Armeebischofs Zadavec. Wollte Bethlen sich durch sein Schreiben lediglich ein persönliches Alibi sichern, die Aktion aber im Wesentlichen weiterlaufen lassen? Nadossy und Windischgrätz gaben sich jedenfalls mit der rätselhaften Weisung nicht zufrieden; sie verlangten von Baron Perenyi, dass er ihnen eine eindeutige Stellungnahme des Ministerpräsidenten erwirke. Das geschah auch, wenngleich erst nach einiger Zeit, und sie fiel zur Überraschung Nadossys und Windischgrätz' ganz anders aus, als sie erwartet hatten: Bethlen wünschte, dass die Aktion weitergeführt werde. Daraufhin wurde trotz aller Bedenken und trotz des negativen Votums der Fachleute ein neuer Mann mit der Aufstellung einer Verteilungsorganisation beauftragt, und zwar wiederum ein Offizier: der Generalstabsobers Jankovich. Die vorgesehenen Mitarbeiter waren gleichfalls ausnahmslos Offiziere.

Jankovich fuhr nach Paris, vor allem um festzustellen, wie die französische Nationalbank ihre Noten bündelte und verpackte. Bei dieser Gelegenheit besorgte er auch umfängliche fingierte Geschäftskorrespondenzen. Sie sollten sozusagen als Legitimation der Offiziere, die man, natürlich unter falschem Namen, als Agenten ins Ausland schicken wollte, dienen, nämlich bestätigen, dass es sich dabei um Geschäftsreisen und um nichts weiter handle.

Endlich, im Oktober 1925, gingen die ersten Agenten ins Ausland ab. Vor dem Antritt ihrer Reise wurden sie, eine Nuance, die wohl in jedem anderen europäischen Land ausser Ungarn un-



möglich gewesen wäre, von dem Armeebischof Zadavec vereidigt. Das Falschgeld durfte von den Offizieren nicht selbst mitgenommen werden; es wurde durch Sonderkuriere des ungarischen Aussenministeriums den einzelnen diplomatischen Missionen zugeschickt und sollte dort, auf extraterritorialem Boden, sicher deponiert werden. Mit dem Absatz der Banknoten wurde vorerst noch zugewartet; die Aktion sollte erst auf ein Stichwort hin begonnen werden, das Nadossy, nach ausdrücklicher Genehmigung durch Bethlen, geben wollte.

Der Ministerpräsident hatte sich inzwischen zu internationalen Verhandlungen nach Genf begeben müssen, ohne vorher, trotz dem heftigen Drängen Nadossys, eine Entscheidung zu fällen. Wohl hatte er das Aussenministerium persönlich angewiesen, den Offizieren, die als Falschgeldverkäufer ins Ausland reisen sollten, Pässe auf falsche Namen auszustellen, und er hatte auch, ebenfalls persönlich, angeordnet, dass die Falschgeldbündel als ungarisches Diplomatengepäck befördert werden sollten. Aber mit diesen «konkludenten Handlungen» war Nadossy nicht zufrieden; er verlangte einen ausdrücklichen und bindenden Bescheid. Stattdessen kam von Bethlen aus der Schweiz eine Verschiebungsorder; er liess durch seinen Staatssekretär Pronay mitteilen, dass die Aktion erst nach seiner, Bethlens, Rückkehr nach Budapest gestartet werden dürfe. Nadossy musste also die im Ausland bereits wartenden Agenten immer wieder vertrösten, was im Hinblick auf die notwendige Tarnung des Unternehmens nicht ohne Gefahr und auch nicht ohne Schwierigkeiten war. Aber nicht nur die Agenten wurden ungeduldig, auch die nationalen Organisationen protestierten energisch gegen jede weitere Verzögerung; sie waren nach ihrer Meinung schon allzu lange durch Versprechungen von Regierungsseite hingehalten worden, wonach grössere Geldmittel aus der Francaktion bald zur Verfügung stehen würden. Im Namen einiger nationaler Gruppen protestierte ein Oberst Simonfalvy gewissermassen in aller Form bei Windischgrätz; er machte glaubhaft, dass die Kassen der ungarischen Irredenta völlig leer seien, und dass die Schuld dafür bei der Regierung und bei dem Windischgrätz-Nadossy-Kreis liege, denn im Vertrauen auf dessen Zusagen habe man in letzter Zeit mit dem Wenigen, das man hatte, grosszügig gewirtschaftet. So kam heraus, dass die ungarischen Nationalisten

im Hinblick auf die erwarteten Erträge der Francfälschung bereits Schulden gemacht hatten! Aber Windischgrätz musste den Oberst enttäuschen; ihm waren durch Bethlens Verzögerungstaktik die Hände gebunden.

Oberst Jankovich war als diplomatischer Kurier mit einer beträchtlichen Anzahl von Falschgeldpaketen nach Holland gereist. Er sollte diese seltsame Kurierpost bei der ungarischen Gesandtschaft im Haag abliefern, wo die Noten deponiert bleiben sollten, bis nach dem Startzeichen für die Aktion die bereits längst in Holland anwesenden ungarischen Offiziere das ihnen zugedachte Quantum zum Verkauf übernehmen könnten. Aber Jankovich fuhr aus Gründen, die niemals aufgeheilt werden konnten, statt nach Den Haag nach Rotterdam, wo er auf dem Bahnhof zwei der Offiziersagenten traf. Entgegen der strikten Weisung zeigte er diesen beiden in seinem Hotel die falschen Noten.

Zu diesem Zweck musste er natürlich das Kuriergepäck öffnen und wieder verschließen, und bei dieser Prozedur fielen drei Tausendfrancnoten auf den Boden, ohne dass Jankovich es bemerkte. Erst nachdem das Falschgeld wieder sorgfältig verpackt war, sah er die zurückgebliebenen Scheine. Um sich die Mühe zu ersparen, den umständlichen Vorgang noch einmal abzuwickeln, steckte er die drei falschen Banknoten einfach in seine Brieftasche, worin sich angeblich auch echte Tausendfrancscheine befunden haben sollen. Am darauffolgenden Tag begab sich Jankovich nach diesem Abstecher endlich nach Den Haag, und dort zu einer Bank, um für seine persönlichen Zwecke Geld einzuwechseln. Ob er dabei wirklich einen falschen Tausendfrancschein für einen der echten hielt, die er mit sich führte, und das Falsifikat also irrtümlich dem Schalterbeamten vorlegte; oder ob er vielleicht auf eigene Faust handeln wollte, um zu beweisen, wie leicht die Noten abzusetzen seien, oder ob er einfach nur unüberlegt handelte (was der Generalstabsbegabung des Obersten kein gutes Zeugnis ausstellen würde) – jedenfalls erkannte der Beamte sofort, dass die Note falsch war, und rief die Polizei an. Jetzt verlor Jankovich erst recht den Kopf.

Er wollte die Wartezeit bis zum Eintreffen der Polizei benutzen, um die restlichen beiden falschen Tausendfrancscheine in seinem Strumpf zu verstecken. Das wurde von dem Beamten natürlich bemerkt und der Polizei gemeldet. Der Polizist forderte Jankovich



Generalfeldmarschall Erich von Ludendorff



Dr. Gustav Stresemann  
als Reichskanzler

zur Ausweisleistung auf, wobei sich herausstellte, dass es sich um einen diplomatischen Kurier handelte. Ein solcher konnte nicht verhaftet werden; der Polizist begab sich also, seinen Vorschriften entsprechend, mit Jankovich zur Gesandtschaft. Dort brach Jankovich zusammen; er bekam einen Weinkrampf und verriet, ohne dass er zu den Einzelheiten verhört worden wäre, alle Zusammenhänge.

Der ungarische Gesandte im Haag berichtete natürlich sofort an seine Regierung. Budapest beschloss die Einstellung der Aktion, das einzige, was getan werden konnte. Nadossy gab einen Rundbefehl an alle im Ausland befindlichen Offiziere, sämtliche Falschgeldbestände sofort zu vernichten. Da das Unternehmen zwar ohne Kenntnis der Usancen im Fälscherhandwerk, aber immerhin generalstabsmässig angelegt worden war, hatte man sich auch für alle Fälle auf eine einheitliche Vernichtungsmethode geeinigt: Die Notenpakete wurden in Badewannen mit Benzin übergossen und verbrannt. Fast alle Bestände an falschen Banknoten wurden auf diese Weise beseitigt, bis auf einen ganz geringen Rest, der freilich zur völligen Decouvrierung der Aktion genügte: In den Niederlanden wurde im Gefolge von Jankovichs voreiligem Geständnis noch ein zweiter ungarischer Offizier als Falschgeldagent verhaftet, und auch in Kopenhagen hatte es eine Panne gegeben; der betroffene Agent flüchtete zwar, konnte aber in Hamburg verhaftet werden.

Bethlen zeigte sich trotz der Katastrophe erstaunlich kaltblütig. Er erklärte Nadossy, dass alles vorgekehrt werden müsse, damit die Zusammenhänge der Fälschergruppe mit offiziellen ungarischen Stellen nicht aufgedeckt würden. Vor allem die Regierung müsse unbelastet bleiben. Daher habe er auch der ungarischen Staatspolizei der Form halber den Auftrag erteilt, Erhebungen einzuleiten, um die Täter zu ermitteln. Bethlen liess Nadossy nicht im Zweifel, dass er ihn für das Misslingen der Aktion verantwortlich mache, und der Kavalier Nadossy schlug daraufhin in Verkenntung der wirklichen Lage selbst vor, dass er ehrenvoll aus dem Dienst entlassen werden solle, aber erst nach Beendigung der Untersuchung, die, wie er glaubte, so geführt werden würde, dass sie ohne Ergebnis blieb.

In der Tat hatten Bethlen und sein Innenminister Rakovszky

damals noch vor, den Skandal zu unterdrücken und die Ermittlungen im Sande verlaufen zu lassen. Aber dieser Plan wurde von den Franzosen durchkreuzt: Die französische Nationalbank hatte nämlich Detektive nach Budapest entsandt, die auf eigene Faust Erhebungen anstellten. Da sie mit reichen Geldmitteln ausgestattet waren, gelang es ihnen in kurzer Zeit, von ungarischen Polizeibeamten wie auch von irredentistischen Politikern, die Mitwisser der Aktion waren, alle notwendigen Unterlagen zur Rekonstruktion des Vorgangs zu erhalten.

Das wieder erfuhr die ungarische Regierung. Sie erkannte, dass die Niederschlagung des Verfahrens nun nicht mehr möglich war. Aber sie machte noch einen Versuch, die Untersuchung in eine falsche Richtung und damit von sich selbst abzulenken. Die Idee stammte von dem Innenminister Rakovszky. Verlässliche Mitglieder der ungarischen Irredenta-Bewegung sollten dazu überredet werden, das «Geständnis» abzulegen, dass sie die falschen Francnoten von russischen Agenten erhalten hätten. Rakovszky baute die Geschichte zu einem ganzen Roman aus, und es scheint auch, dass er wirklich einige Personen gefunden hat, die bereit waren, diesen Roman den Untersuchungsbehörden zu erzählen. Aber der Plan wurde nicht ausgeführt, denn inzwischen trat auch die französische diplomatische Mission in Budapest auf den Plan, und unter ihrem Druck musste man sich dazu bequemen, eine neue Konstruktion zu finden, die der Wahrheit näher kam und daher mehr Glaubwürdigkeit besass. Man trat also an Windischgrätz, Nadossy und die anderen unmittelbar Beteiligten heran und forderte von ihnen unter Appell an ihr Nationalgefühl und ihre patriotische Disziplin das Opfer, nach aussen hin die volle Verantwortung zu übernehmen. Keiner der Beteiligten verschloss sich diesem Ansinnen, teils aus wirklichem Patriotismus, teils in der Meinung, dass ein gerichtliches Verfahren, wenn es überhaupt dazu kommen sollte, nur ein Scheingefecht sein würde. Sie legten also ihr Geständnis ab.

Aber entgegen ihren Erwartungen wurde es bald doch bedrohlich ernst. Bereits am 1. Januar 1926 wurde der Sekretär des Fürsten Windischgrätz, Raba, verhaftet. Noch wenige Stunden vorher hatte der Pressechef der Regierung im Auftrag Bethlens bei Windischgrätz vorgeschlagen und ihn gebeten, seinen Einfluss

geltend zu machen, dass die liberale ungarische Presse den Fall mit Zurückhaltung behandle. Der massgebende Kopf der Liberalen, gleichzeitig der autoritative Sprecher der ungarischen Judenschaft, Vászonyi, war nämlich mit Windischgrätz eng befreundet und hatte ihm schon öfter wichtige Dienste geleistet, besonders auf dem Gebiet der Politik. Windischgrätz sagte zu. Aber schon zwei Tage später, am 3. Januar, wurde er selbst verhaftet, ebenso Nadossy und die anderen unmittelbar Beteiligten. Getreu ihrem Versprechen, die ganze Verantwortung auf sich zu nehmen, erklärten sie übereinstimmend, die Fälschungsaktion auf eigene Faust, ohne Wissen ihrer Regierung für die Zwecke der ungarischen Irredenta unternommen zu haben. Der Staatsanwalt Doktor Sztrache, der die Verhöre leitete, redigierte den Text der Protokolle gemeinsam mit den Beschuldigten, um alles auszumerzen, was auf die Zusammenhänge mit Regierungsstellen hinführen konnte. Keiner tanzte aus der Reihe – nur der Sekretär Raba machte eine Ausnahme. Weniger arglos als die anderen, durchschaute er als erster das schäbige Spiel der Regierung, die sich selbst in weissem Unschuldskleid aus der Affäre ziehen, die Windischgrätz-Nadossy-Leute aber opfern wollte. Raba legte daher ein rücksichtsloses Geständnis ab, das die Verantwortlichkeit der Regierung für die ganze Aktion zweifelsfrei erwies. Das konnte für die Regierung die Katastrophe sein. Man stellte also Windischgrätz das Ansinnen, Raba, der ihm treu ergeben war, zur Rücknahme seines Geständnisses zu bewegen. Windischgrätz fand sich auch dazu bereit, und Raba liess sich in der Tat überreden, seine eigenen Angaben als erfunden zu bezeichnen.

Kaum war diese Gefahr für die Regierung wenigstens vorläufig überwunden, da erstand eine neue: Graf Apponyi, der berühmte ungarische Staatsmann und Vertreter seines Landes beim Völkerbund, verlangte im Parlament, dass ein Untersuchungsausschuss des ungarischen Abgeordnetenhauses zur Aufklärung der Francfälschungen eingesetzt werde. Es musste damit gerechnet werden, dass Windischgrätz vor einem solchen Forum, das die Nation in einem noch höheren Grad repräsentierte als die Regierung, zur vollen Wahrheit aufgerufen, aus der ihm von Bethlen zugewiesenen Rolle fallen und sich verpflichtet fühlen werde, den Hergang wirklichkeitsgetreu zu schildern. Das musste mit

Sicherheit den Sturz der Regierung, aber auch ernste diplomatische Schwierigkeiten herbeiführen. Doch Windischgrätz, der sich als Edelmann an sein der Regierung gegebenes Wort gebunden glaubte, hielt auch dieser neuen Erprobung stand. Sein Auftreten vor dem Untersuchungsausschuss war für die Budapester Gesellschaft eine Sensation ersten Ranges. Von drei Justizsoldaten mit aufgepflanztem Bajonett flankiert, erklärte Windischgrätz zu Beginn der Verhandlungen, dass er nichts auszusagen gedenke, und er liess sich von dieser Haltung auch durch bedrängende Fragen oppositioneller Abgeordneter nicht abbringen.

Vászonyi, der als Angehöriger einer Oppositionspartei mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln erreichen wollte, dass die Verantwortung der Regierung unwiderleglich festgestellt werde, bot sich Windischgrätz als Verteidiger vor Gericht an. Aber Windischgrätz lehnte ab, trotz seiner Freundschaft mit Vászonyi; er vermutete mit Recht, dass der fähige Advokat Vászonyi den Politiker Vászonyi unterstützen wollte: Der Prozess bot dem Anwalt bei weitem mehr Chancen, in die Hintergründe der Affäre einzudringen, als die Mitwirkung in einem parlamentarischen Untersuchungsausschuss. So hätte Vászonyi zugleich seine Freundespflicht, Windischgrätz aus seiner bedrängten Lage herauszuhelfen, erfüllen und seine politischen Absichten erreichen können. Da diese beiden Ziele nicht zu trennen waren, Windischgrätz aber die Regierung immer noch decken wollte, musste er auf die Dienste Vászonyis verzichten. Der Sekretär Raba war weit weniger zartfühlend und nicht so begierig, sich auf dem Altar des Vaterlandes opfern zu lassen; er nahm Vászonyis Verteidigung an und unterrichtete diesen natürlich über alles, was er von den wahren Zusammenhängen wusste. Nur war das, zum Glück für Bethlen und Genossen, nicht sehr viel. Immerhin genügte es Vászonyi, um in den ihm zur Verfügung stehenden Blättern eine heftige Pressekampagne einzuleiten, wozu er auch den französischen Journalisten Jules Sauerwein, damals eine europäische Berühmtheit, heranzog.

Die Antwort der Eksz entsprach ganz ihrem gewohnten Stil. Vászonyi wurde auf der Strasse überfallen und schwer misshandelt. Vierzehn Tage später starb der schwer herzleidende Mann in einem Sanatorium bei Wien. Die Attentäter, die von ihren Auf-



traggebern natürlich geschützt wurden, kamen mit kurzen Freiheitsstrafen davon. Damit war der gefährlichste Gegner der Regierung von der Bühne abgetreten.

Immer noch glaubte Windischgrätz, die Regierung werde dafür sorgen, dass die Untersuchung verschleppt würde und dann im Sand verlief. Da erhielt er, entgegen allen seinen Erwartungen, die Anklageschrift zugestellt. Er und Nadossy wurden der gemeinsamen Geld- und Dokumentenfälschung bezichtigt, und zwar noch dazu, ohne /lass irgendwelche politischen Motive als entlastend berücksichtigt worden wären. Das war für Windischgrätz ein schwerer Schock; er musste erkennen, dass die Regierung ihn zuerst durch ein mit patriotischem Appell erschliches Geständnis festgelegt hatte und nun völlig preisgeben wollte. In seiner Verzweiflung schrieb er an den Reichsverweser, um ihn zum Einschreiten zu bewegen. Der Brief wurde durch einen Bekannten des Prinzen Windischgrätz aus dem Gefängnis geschmuggelt; es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass er Horthy auch tatsächlich Vorgelegen hat. Aber er kam ohne ein Wort der Erwiderung wieder zurück. Horthy war ein Meister in der Kunst, sich aller unbequemen Verantwortung zu entziehen; er stellte sich auch in diesem Fall einfach tot, in der sicheren Erwartung, dass Windischgrätz und alle anderen Beschuldigten trotz aller erkannten Infamie der Regierung und trotz allen vorübergehenden Anwandlungen von Zorn oder Schwäche, auch weiterhin schweigen würden, um den Ruf ihres Vaterlandes nicht zu schädigen.

Es gab aber einen Mitwisser der Francfälscheraktion, der sich nicht im unmittelbaren Machtbereich der ungarischen Regierung befand: jenen Meszaros, der anfänglich den Absatz der Francnoten im Ausland organisieren sollte, dann aber, wie wir bereits erzählt haben, von dieser Aufgabe entbunden worden war und sich in die Türkei begeben hatte. Meszaros erhielt einen im Auftrag Bethlens geschriebenen Brief und später noch den Besuch eines Sendlings der Eksz; von beiden wurde ihm unverbrüchliches Schweigen anbefohlen; wenn er nicht gehorche, so müsse er sich die Folgen selbst zuschreiben. Meszaros, der sich vor dem Zugriff der Regierung sicher fühlte, lehnte das Ansinnen scharf ab. Aber er musste erfahren, wie lang der Arm der Eksz war. Es scheint, dass der ungarische Gesandte persönlich seine französischen, tsche-

chischen und rumänischen Kollegen darüber informierte, dass Meszáros bei der Francfälscheraktion die Hand ebenso im Spiel gehabt habe wie seinerzeit bei der Fälschung des rumänischen Leistempels auf den Kronennoten und bei der Fälschung der tschechischen Sokol-Noten. Meszáros wurde in der Gesellschaft von Ankara unmöglich, so dass Kemal Pascha gezwungen war, seinen Freund vorübergehend ins Ausland zu schicken, damit über die Sache Gras wachse. Meszáros fuhr zunächst als Vertreter der Türkei zu einem Kongress für orientalische Sprachen nach Moskau. Aber auch dort hatte er keine Ruhe; er wurde, zweifellos wieder auf Grund einer Denunziation von ungarischer Seite, von der Tscheka festgenommen, und Kemal Pascha musste energisch intervenieren, um ihm wieder die Freiheit zu verschaffen.

Am 7. Mai 1926 wurde der Prozess gegen Windischgrätz, Nadosy und Genossen eröffnet. Es war eine noch kaum je dagewesene Gerichtskomödie. Vorsitzender war Dr. Geza Töröky, in der Exsz Leiter der Abteilung Justiz, also der massgebende juristische Fachmann und Drahtzieher dieser Organisation, die eigentlich der unsichtbare Hauptangeklagte des Prozesses hätte sein müssen. Als Staatsanwalt fungierte jener Dr. Sztrache, der zusammen mit den Angeklagten die Protokolle der Voruntersuchung frisiert hatte. Die Regierung hatte also durch eine entsprechende Auswahl der leitenden Figuren dafür gesorgt, dass ihr juristisches Konzept für den Francfälscherprozess verwirklicht wurde; ausserdem waren alle Einzelheiten der Prozessführung vorher genau durchgesprochen worden. Trotz dieser glänzenden Vorbereitung ereigneten sich im Verlauf der Verhandlung doch einige für die Regierung recht peinliche Zwischenfälle, und zwar deswegen, weil der Sekretär Raba mit seinem plebejisch gesunden Menschenverstand erkannte, dass er sich energisch seiner Haut wahren müsse.

Natürlich war der Prozess eine internationale Sensation; Vertreter der diplomatischen Missionen, führende Juristen Ungarns und des Auslandes, die fähigsten Reporter der Weltpresse waren anwesend. Für die exklusive ungarische Gesellschaft gehörte es gewissermassen zum guten Ton, dem Prozess beizuwohnen, und die Damen der oberen Fünfhundert gestalteten die Sitzungen zu einer Modenschau der exquisitesten Frühjahrsmodelle. Die Eintrittskarten wurden von Agioteuren auf dem Schwarzen Markt gehandelt;

wer keine Justizbeziehungen hatte, musste für sie recht beträchtliche Summen auslegen. Später liess das Interesse natürlich etwas nach und die Preise sanken.

Die Banque de France war durch drei leitende Beamte vertreten; sie hatte sich dem Verfahren als Privatbeteiligte angeschlossen. Die Anwesenheit dieser Beauftragten erschwerte die Aufgabe der Prozessmanager beträchtlich; man musste annehmen, dass die Franzosen den Vorgängen mit äusserster Aufmerksamkeit folgen würden, und daher durfte es auch nicht zu kleinen Pannen kommen; keiner der Beteiligten durfte sich «verplappern» und auch die Statisten durften nicht aus der Rolle fallen. Es gab Situationen, wo es schien, als ob das ganze kunstvolle Gebäude der Prozesskomödie in sich zusammenbrechen würde.

Die ungarische Regierung hätte auch trotz all ihrer Bemühungen die Prozessfiktionen nicht aufrechterhalten können, wenn sich nicht, entgegen allen ihren Erwartungen, die französische Regierung so massvoll gezeigt hätte. Sie hatte ihre Vertreter beim Budapester Prozess beauftragt, lediglich einen symbolischen Schadenersatz von einem Franc zu verlangen. Diese geradezu übermenschliche Zurückhaltung des offiziellen Frankreich war für die Budapester Regierung, aber auch für Windischgrätz eine grosse Überraschung; der Prinz wusste nämlich durch Nadossy, dass die französischen Detektive alles Wesentliche über die Francfälschungen ermittelt hatten. Erst viel später wurde Windischgrätz über die Gründe dieser merkwürdigen Distanziertheit aufgeklärt, und zwar durch einen führenden französischen Politiker, mit dem er in Genf eine Unterredung hatte. Diese Persönlichkeit erzählte Windischgrätz, dass die französische Regierung anfänglich entschlossen war, alle Hintergründe der Francfälscheraktion rücksichtslos aufzudecken und so den Sturz der Regierung Bethlen zu bewirken. Aber eine Intervention des damaligen britischen Aussenministers Chamberlain änderte die Lage; Downing-Street war daran interessiert, jede Unruhe in dem eben erst mühsam konsolidierten mitteleuropäischen Raum unter allen Umständen zu verhindern, und sie konnte die französische Regierung zu diesem Standpunkt bekehren, also zu einer Taktik der Zurückhaltung bestimmen. Da Frankreich damals auf dem Kontinent die führende Macht war und die kleine Entente ihre Politik nach dem Pariser

Taktstode rhythmisierte, verhielten sich auch die Nachbarn Ungarns ruhig, und die ungarische Opposition konnte mangels an Rückhalt im Ausland nicht mobilmachen. Windischgrätz' französischer Gewährsmann behauptete, dass über die Francfälscherangelegenheit zwischen London und Paris ein längerer diplomatischer Notenwechsel stattgefunden habe; die Schriftstücke sind aber nirgends publiziert worden.

Die Prozessverhöre begannen mit Nadossy. Man hatte die Reihenfolge noch im letzten Augenblick umgestellt und ihn als ersten vorgenommen, weil man von seiner schrankenlosen Ergebenheit und Gefügigkeit überzeugt war. Es zeigte sich alsbald, dass die Prozessführung, im Gegensatz zur Anklageschrift, bemüht war, die patriotischen Motive der Angeklagten in den Vordergrund zu stellen – natürlich, um sie nicht noch mehr zu verbittern und so zu Indiskretionen zu reizen. Der Vorsitzende ging dabei so weit, dass er mit den üblichen Kunstgriffen eines Verhandlungsleiters den zurückhaltenden Nadossy geradezu in diese Richtung der Verantwortung drängte. Auch bei dem Verhör des Prinzen Windischgrätz wurde das patriotische Thema reich variiert, um ihn nicht aufzubringen. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er sich schuldig fühle, erklärte Windischgrätz wörtlich: «Ich fühle mich aus zwei Gründen nicht schuldig. Erstens ist die Straftat, deretwegen man mich anklagt, nicht aus persönlichen und egoistischen Motiven geschehen, denn es handelte sich um eine Teilerscheinung des Kampfes, den das Ungartum von einem breiten Hintergrund aus führt. Zweitens sprechen viele schwerwiegende Gründe dafür, dass wir wegen der Straftat, die man uns zur Last legt, nicht angeklagt werden können. Aber hierüber möchte ich mich in dieser Hauptverhandlung nicht äussern.»

Windischgrätz deutete also an, dass es Hintergründe der Affäre gebe, und lehnte es zugleich ab, sie aufzuhellen. Der Gerichtshof fand sich damit natürlich gerne ab. Man ging nicht näher auf die Andeutung des Angeklagten ein, sondern umging die Klippe. Das Frage- und Antwortspiel wurde, wie vorher vereinbart, abgewickelt, und nur einmal kam es zu einem Zwischenfall, als Windischgrätz über ausländische Vorbilder politischer Banknotenfälschung sprach und dabei auf die französischen Reichsmarkfälschungen im besetzten Rheinland hinwies. Der französische Vertreter,

Colard-Hastingue, der von diesen Vorgängen natürlich Kenntnis hatte, versetzte sich gleichwohl in künstliche Aufregung, protestierte energisch und erklärte, dass er Genugtuung für diese Beleidigung der französischen Nation verlange. Dem Anwalt der französischen Nationalbank, einem Dr. Auer, gelang es jedoch, seinen Mandanten zu beruhigen. Wenn das missglückt wäre, so hätte die ganze Konzeption des Prozesses von diesem Punkt aus durchkreuzt werden können, denn Windischgrätz, durch den französischen Protest und die Behauptung, dass seine Anschuldigung falsch sei, in die Enge getrieben und empört, war in diesem Augenblick nahe daran, seine deutschen Partner bei der Francfälscheraktion als Zeugen für die Richtigkeit seiner Angaben namhaft zu machen. Wäre das Gericht gezwungen gewesen, diese Zeugen zu zitieren und wären sie diesem Ruf gefolgt, so hätte sich kaum vermeiden lassen, dass mit der Frühgeschichte der Francfälscheraktion auch deren politische Zusammenhänge aufgerollt wurden.

Ein peinliches Zwischenspiel war die Behandlung der Episode Dr. Mankovich. Das war ein Bruder jenes ungarischen Offiziers, der zusammen mit dem Obersten Jankovich in Holland verhaftet worden war. Er hatte Zugang zu den Räumen der Tesz und konnte ein Paket des Falschgeldbestandes, der dort aufbewahrt wurde, entwenden. Den Erlös von vierhundert Millionen ungarischen Kronen benutzte er dazu, die vor dem Konkurs stehende Strumpffabrik seines Bruders zu sanieren. Mankovich war es gelungen, die falschen Scheine bei der ungarischen Kreditbank zu lombardisieren, und so kam es zu der Groteske, dass die einzige Stelle, die das von Ungarn produzierte Falschgeld widerspruchslös annahm, eine verstaatlichte ungarische Bank war. Der Vorsitzende war natürlich bemüht, diese hässliche Affäre so schnell wie möglich aus den Prozessverhandlungen wieder auszuschneiden, und dieses Streben wurde ihm dadurch erleichtert, dass die Brüder Mankovich nicht durch Windischgrätz oder Nadossy in den Kreis der Francfälscher gebracht worden waren, sondern durch die Tesz. Da der Prozess aber doch gegen Windischgrätz, Nadossy und Genossen geführt wurde, konnte der Fall, der die offizielle Version von den ausschliesslich patriotischen Motiven der Täter so empfindlich störte, als unerheblich für das Prozessziel beiseitegeschoben werden.

Im Zusammenhang mit dem Fall Mankovich kam die Rede auch

auf den Präsidenten der Postsparkasse, Dr. Baross, der, wie wir bereits wissen, ebenfalls mit der Francfälscheraktion zu tun gehabt hatte. Baross hatte, wiewohl hoher Funktionär der Eksz, dem Ministerpräsidenten Graf Bethlen unmissverständlich gedroht, dass er bei seinem Verhör die Wahrheit sagen würde, wenn man ihn in die Affäre hineinziehen sollte. Das wirkte; Baross wurde auf freiem Fuss belassen und erhielt kurze Zeit später, nach Abschluss des Prozesses, wohl als eine Art von Schweigegehd, die höchst einträgliche Monopol-Konzession des Budapester Taxi-Verkehrs.

Die Vernehmung des Grafen Teleki verlief ohne Sensationen. Er gab verabredungsgemäss wohl zu, von dem Plan der Notenfälschung gehört zu haben, versicherte aber, dass Ministerpräsident Bethlen, als er ihm davon berichtete, sich sofort mit den schärfsten Worten gegen ein derartiges Unternehmen ausgesprochen habe. Windischgrätz' Sekretär Raba, der es besser wusste und entsprechend ausgesagt hatte, musste wegen dieses Widerspruches noch einmal einvernommen werden. Dadurch hätte Teleki in eine sehr peinliche Situation kommen können. Also wurde wieder Windischgrätz dazu bewogen, bei Raba zu vermitteln, damit der seine Aussage entsprechend modifizierte, und so ging noch einmal für die Regierung alles gut. Der nächste Höhepunkt, den sich die Prozessbesucher erwarteten, war die Vernehmung des Ministerpräsidenten Bethlen. Aber noch vorher kam es zu einer unvorhergesehenen, freilich sehr makabren Sensation. Windischgrätz hatte Freunde, die mit der Haltung des Fürsten in dem Prozess durchaus nicht einverstanden waren. Sie durchschauten Horthys und Bethlens listigen Egoismus und wollten nicht zulassen, dass diese beiden von Windischgrätz' ehrlichem Patriotismus persönlich profitierten, ohne daran zu denken, diesem Mann aus seiner schwierigen Lage herauszuhelfen. Sie veranlassten daher, ohne dass Windischgrätz es wusste, den ungarischen Abgeordneten Hir, einen massgeblichen Mann der Irredenta, für die er sein ganzes Vermögen geopfert hatte, dem Gericht eine wichtige Aussage anzubieten: Hir konnte bekräftigen, dass Bethlen Abordnungen patriotischer Vereine, die ihn um Geldmittel baten, immer wieder mit dem Hinweis auf die zu erwartenden grossen Erlöse der Francfälschungen vertröstet hatte. An dem gleichen Tage, an dem Hir

im Prozess auftreten sollte, wurde er von einem intimen Freund Bethlens zum Mittagessen eingeladen. Nach dem Mahl erkrankte er an schweren Vergiftungserscheinungen und musste sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Der Gerichtshof begab sich notgedrungen in das betreffende Spital und musste Hirs den Ministerpräsidenten so stark belastende Aussage entgegennehmen. Aber wenige Tage danach starb der unangenehme Zeuge. Der Arm der Eksz ist lang – das hatte man schon Meszáros in Ankara zu verstehen gegeben. Hirs Tod machte es dem Gericht möglich, seine Angaben praktisch zu ignorieren.

Nach diesem tragischen Zwischenspiel folgte der Auftritt Bethlens vor Gericht. Die erwarteten dramatischen Szenen fanden jedoch nicht statt, zur Enttäuschung aller Prozesskiebitze. Bethlen behauptete natürlich, dass er gegen die Francfälschung gewesen sei. Er verlegte sich aber nicht so sehr darauf, die Öffentlichkeit in seiner Eigenschaft als Prozesszeuge glauben zu machen, dass er etwa aus moralischen Gründen die Fälschung von Banknoten eines fremden Staates abgelehnt habe. Sein Hauptargument war vielmehr, dass er nach der Lösung der westungarischen Frage (durch die Volksabstimmung im Bezirk Ödenburg und durch die Angliederung dieses Gebietes an Ungarn) gegen jede weitere Aktivierung der ungarischen Irredenta-Bewegung gewesen sei, weil dadurch das Ungartum in den Nachbarstaaten ernststen Gefahren ausgesetzt worden wäre. Damit gab er indirekt zu, dass lediglich taktische Gründe für seine angebliche Verwerfung des Francfälschungsplanes massgebend gewesen seien, während er prinzipiell, vor Lösung der Westungarnfrage, also jahrelang, gegen «aussergewöhnliche Mittel» dieser Art demnach nichts einzuwenden gehabt hatte.

Um den Anschein der Ernsthaftigkeit des Prozesses zu wahren, wurde Bethlen auch über eventuelle Zusammenhänge zwischen der Francfälschergruppe und dem Reichsverweser befragt; aber wie alle anderen Zeugen, denen man die gleiche Frage vorgelegt hatte, wehrte auch Bethlen alle Versuche der Verteidigung, das Verhör in diese Richtung zu drängen und weiterzutreiben, energisch ab. Auch Bethlen leistete einen Beitrag zu der Taktik, Windischgrätz zu schmeicheln und insbesondere seinen Patriotismus anzuerkennen, um ihn nicht zu verärgern, indem er in seinem Schlusswort

erklärte: «Ich kenne Windischgrätz als einen Gentleman, von dem ich ganz sicher weiss, dass er nicht aus selbstischen Gründen gehandelt hat.»

Natürlich stand das Urteil schon Wochen, bevor es formell gefällt wurde, fest. Für Windischgrätz und Nadossy waren je vier Jahre schweren Kerkers vorgesehen, für Gero zwei, General Hayts, den Leiter des Militär-Geographischen Instituts, und dessen Nachfolger Oberst Kurz je ein Jahr und für Windischgrätz' Sekretär Raba eineinhalb Jahre. Windischgrätz wusste das, denn der Oberstaatsanwalt Sztrache hatte es ihm gelegentlich eines Besuches in seiner Gefängniszelle formlos mitgeteilt. Aber die ungarische Öffentlichkeit war, als das Urteil endlich verkündet wurde, doch stark bewegt und besonders auch dadurch schockiert, dass man den Verurteilten die bürgerlichen und politischen Ehrenrechte befristet aberkannt hatte. Trotz aller geschickten Regie hatte in Ungarn jeder politisch einigermaßen interessierte Mensch gewusst, dass der Prozess gestellt war. Jetzt legte man, nach der ersten Sensation, die Sache so aus, dass das Urteil eben auch nur ein Theatereffekt zur Befriedigung des Auslandes sei. Bethlen und Genossen hingegen hatten die ernste Absicht, die Mitwisser ihres Geheimnisses auf diese Weise wenigstens solange mundtot zu machen, bis über die Affäre Gras gewachsen war. Im Fall Nadossy gelang ihnen das auch, denn dieser echt magyarisches Don Quichotte machte nicht nur keinen Versuch, aus dem Kerker hinauszukommen, sondern verlangte sogar, dass man ihn seine volle Strafe ohne Vergünstigungen in einer der staatlichen Haftanstalten abbüßen lasse. Windischgrätz dagegen war inzwischen doch klüger geworden und hatte schliesslich das Spiel der Regierung durchschaut. Er hatte daher seine Diskretion und sein Wohlverhalten während des Prozesses an bestimmte Bedingungen geknüpft, die er durch Mittelsleute dem Regierungschef bekanntmachte. Bethlen ging darauf ein, und schliesslich wurde zwischen ihm und Windischgrätz ein förmlicher Vertrag abgeschlossen. Er bestand aus drei Punkten: Erstens sollten sämtliche Angeklagte, ausser Nadossy und Windischgrätz, nach Abschluss des Prozesses auf freien Fuss gesetzt werden. Zweitens war vorgesehen, dass auch Windischgrätz und Nadossy nach der Bestätigung des Urteils durch die Königliche Kurie, den obersten ungarischen Gerichtshof, freizulassen



seien. Drittens verpflichtete sich Bethlen, im Rahmen seiner Vernehmung vor dem Gericht eine offizielle Ehrenerklärung für Windischgrätz abzugeben.

Bethlen hielt sich an die Abmachungen – musste er doch befürchten, dass Windischgrätz andernfalls bei den Berufungsverhandlungen in der zweiten und dritten Instanz offen aussagen könnte, worauf ein neues Ermittlungsverfahren hätte ausgeschrieben werden müssen. Ja, er tat noch ein Übriges und liess Windischgrätz schon nach dem Abschluss des Prozesses in erster Instanz aus der Gefängniszelle in das Inquisitenspital bringen. Dort wurde Windischgrätz natürlich bevorzugt, beinahe «standesgemäss» untergebracht und behandelt. Er bekam sogar einen Diener beige stellt, und zwar einen zu langjährigem Kerker verurteilten, aber umgänglichen und vielseitig verwendbaren Häftling. Windischgrätz durfte in seinem Zimmer Besuche empfangen, und die gute ungarische Gesellschaft liess sich diese Möglichkeit nicht entgehen. Auch Ausländer machten dem zum nationalen Märtyrer gewordenen Windischgrätz hier ihre Aufwartung, so beispielsweise eine bulgarische Offiziersabordnung, die an einem internationalen Reitturnier in Budapest teilgenommen hatte. Sogar der österreichische Bundeskanzler, Prälat Ignaz Seipel, erschien gelegentlich eines Budapester Aufenthaltes bei Windischgrätz und führte mit ihm ausgedehnte Gespräche über die österreichische Heimwehrebewegung. So wurden also die Haftbestimmungen recht grosszügig gehandhabt; es kam zu fidelen Szenen echt ungarischer Art, und einmal spielte sogar der berühmte ungarische Zigeunerprimas Toll Jáncki mit seiner Kapelle für Windischgrätz auf, wobei er freilich seinen Standort jenseits der mit elektrisch geladenen Stacheldrähten garnierten Gartenmauer des Häftlingsspitals nehmen musste. Aber all die Aufmerksamkeiten, Ehren und Auszeichnungen, die Windischgrätz genoss, konnten ihn nicht darüber hinwegtäuschen, dass er durch die Francfälschungsaktion finanziell zugrunde gerichtet worden war. Nicht nur, dass er einen beträchtlichen Teil seines Vermögens bereits in das Unternehmen investiert hatte – die Tschechen benützten jetzt die Gelegenheit seiner Verurteilung als krimineller Verbrecher, um den alten, in Böhmen gelegenen Familienbesitz der Windischgrätz zu enteignen. Als sich am 22. Dezember 1926 endlich die Tore in die Freiheit für Win-

dischgrätz öffneten, war er, zumindest nach den Massstäben eines ungarischen Magnaten, ein armer Mann.

In zweiter und dritter Instanz wurde das Urteil ohne weitere Verhandlungen formell bestätigt; man änderte lediglich auf Wunsch Windischgrätz' einige Sätze in der Urteilsbegründung, die er als seinem moralischen Prestige abträglich empfand, indem man sie durch mildere Formulierungen ersetzte. Aber die volle Rehabilitierung des Prinzen liess auf sich warten. Bethlen fühlte sich nach dem endgültigen Abschluss des Verfahrens in allen Instanzen wieder sicher und unternahm alles, um die formelle Wiederherstellung der Ehre Windischgrätz' zu verhindern. Das gelang ihm auch, solange er Ministerpräsident war. Erst nachdem Gömbös ihn in dieser Position abgelöst hatte, wurde auf dessen Veranlassung ein Ehrengerichtsverfahren der ungarischen Armee durchgeführt. Das Ehrengericht, das ausschliesslich aus Generälen zusammengesetzt war, kam zu dem Schluss, dass «Windischgrätz die Verantwortung für die Francfälschung vor Gericht nur getragen hat, um Ungarn, den Staat und die Nation, vor Schaden zu bewahren». In Würdigung dieser Haltung wurde Windischgrätz zum Major der ungarischen Honved befördert. Horthy empfing Windischgrätz in Ehrengaudi und dankte ihm für die «beispiellose Hingebung», mit der er dem ungarischen Vaterland gedient habe.

Der Reichsverweser war ein vollendeter Schauspieler, und so gelang es ihm auch, Windischgrätz, der für ihn in den Kerker gegangen war und sein ganzes Vermögen geopfert hatte, von der Aufrichtigkeit und Herzlichkeit seiner Zuneigung zu überzeugen. Noch ein Jahrzehnt später, als er mir von seinen Erlebnissen berichtete, glaubte er fest, Horthy sei «nur ein Opfer seiner schlechten Umgebung» gewesen. Erst viel später, als das Ungarn Horthys und Bethlens, das Ungarn der Eksz und der anderen chauvinistischen Geheimgesellschaften für immer versunken war und Windischgrätz als armer DP versuchen musste, sich in der neuen Welt wenigstens die materiellen Grundlagen für einen ruhigen Lebensabend zu schaffen, erkannte er mit voller Deutlichkeit die wahren Zusammenhänge. Er gestand sich nun ein, was er bisher sich selbst gegenüber nicht hatte zugeben wollen: dass Horthy und Bethlen ihn geopfert hatten, um sich selber, um ihre Machtstellung, nicht aber das ungarische Vaterland zu retten. Windischgrätz machte

sich auch keine Illusionen mehr darüber, dass Horthy lediglich Exponent der ungarischen Oberschicht war und dass diese Oberschicht, die das Land jahrzehntelange beherrscht hatte, ihre eigenen Interessen höchst egoistischer Art als die der Nation und des Staates ausgegeben hatten. An den katastrophalen Folgen dieses Verhaltens änderte es nichts, dass jene Gleichsetzung oft in der Naivität eines guten Glaubens vorgenommen worden war. Diesen guten Glauben konnte man aber Horthy und Bethlen im Fall Windischgrätz durchaus nicht zubilligen. Wäre die Fälschungsaktion gut gelaufen und hätte Ungarn durch die dann mögliche grosszügige Finanzierung seiner Irredenta vielleicht sogar aussenpolitische Erfolge errungen, dann hätte man Windischgrätz zum Nationalhelden gemacht. Als das Unternehmen aber missglückte, musste er sich, wie Nadossy und die anderen, für die Rolle des Sündenbocks hergeben. Er hat dadurch den hohen Hintermännern der Francfälschungsaffäre weitere zwanzig Jahre Machtbesitz verschafft. Denn, wenn Windischgrätz nicht geschwiegen hätte, wäre der Sturz des Horthysystems in den Bereich der Möglichkeit gerückt.

Im Übrigen waren dem Charme des alten Grandseigneurs Horthy auch härter gesottene Figuren und erfahrenere Menschenkenner als Windischgrätz nicht gewachsen. Horthy setzte diesen seinen Charme auch völlig bedenkenlos zu seinem höchst persönlichen Vorteil ein. Um diesen zu wahren, war ihm überhaupt kein Mittel zu schlecht. Mit der Wahrheit ging er dabei ganz besonders grosszügig um. Dafür kann ich ein Beispiel aus eigener Erfahrung beibringen. Im Herbst 1945 wurde ich ebenso wie Horthy in Nürnberg als Zeuge festgehalten. Im sogenannten Zeugenflügel des Gefängnisses konnte man sich verhältnismässig frei bewegen, und es gab abendliche Zusammenkünfte, die natürlich zumeist der Rückschau auf die letzten Jahre in bewegtem Gespräch dienten. Bei einer solchen Gelegenheit wendete sich der letzte deutsche Generalstabschef Guderian unvermittelt an Horthy und bat ihn, Einzelheiten über die Kapitulation der ungarischen Armee gegenüber den Sowjets im Oktober 1944 zu berichten. Daraufhin erklärte Horthy, er wisse darüber überhaupt nichts Authentisches, denn man habe ihn, den «alten Kommunistengegner», natürlich nicht in die «Verschwörung», die sich die Kapitulation zum Ziel

setzte, eingeweiht. Er könne auch nicht glauben, dass Generaloberst Miklos-Dalnoki seine Hand im Spiel gehabt habe oder gar zu den Russen übergelaufen sei, wie das immer wieder behauptet werde, denn dieser Miklos-Dalnoki sei doch auch «ein einwandfreier Antikommunist».

Am gleichen Tag, an dem Horthy das deutschen Generalen zu erzählen die Stirn hatte, war er von den amerikanischen Interrogators zum gleichen Gegenstand einvernommen worden. Dabei behauptete Horthy, wie ich später erfuhr, das genaue Gegenteil. Unterstützt von seinem Sohn Nikolaus, der auf Befehl Hitlers ins KZ verbracht worden war und jetzt dank dieser Tatsache bei den Amerikanern eine bevorzugte Rolle spielte, verbreitete er sich höchst weitschweifig über seine Verdienste um den Kriegsaustritt Ungarns und seine Verhandlungen mit den Abgesandten der Roten Armee. Er glaubte nämlich damals noch, dass die amerikanisch-russische Freundschaft Bestand haben werde, und hielt es daher für nützlich, seine guten Beziehungen zu den Sowjets zu unterstreichen. Er konnte das deswegen tun, ohne Lügen gestraft zu werden, weil er ja tatsächlich durch Vermittlung des genannten Miklos-Dalnoki mit den Russen Kontakt aufgenommen und persönlich die Kapitulation erklärt hatte.

Die staatsmännischen Fähigkeiten Horthys sind, solange er im Amt war, immer überschätzt worden. Wie es damit in Wirklichkeit bestellt war, erhellt schon allein daraus, dass er allen Ernstes davon überzeugt war, er werde in Kürze wieder als Reichsverweser unter russischer Patronanz nach Ungarn zurückkehren können. Als er von dem Prozess gegen seinen Nachfolger Szälasi erfuhr, äusserte er sich in meiner Anwesenheit zu seinem alten Freund, dem ehemaligen österreichischen Minister und General Dr. Edmund von Glaise-Horstenau: «Weisst du, das ist schon sehr recht, wenn die Russen den Szalasi aufhängen; mir wäre es doch peinlich gewesen, das selbst machen zu müssen, immerhin war er doch unter mir einmal Generalstabsmajor.» – Man kann sich unschwer vorstellen, welchen historischen Wert das Memoirenwerk eines solchen Mannes haben kann, das kürzlich unter dem Titel «Ein Leben für Ungarn» erschienen ist. Der Titel sollte besser lauten: «Horthys Leben für Horthy».

Vielleicht darf man es als einen jener grotesken und boshaften

... hier stimmt der Übergang nicht im Buch...



Reinhard Heydrich  
Chef der Sicherheitspolizei und des SD



Baron Louis Rothschild  
Heydrichs «Privatgefangener»

in seine Funkabhörsstelle immer wieder verstand, engere Zusammenarbeit des deutschen Geheimdienstes mit der «Zweiten Abteilung» des Honved-Generalstabs zu verhindern, zeigte er sich überraschend entgegenkommend, wenn es galt, ungarische Funkagenten für Einsätze im Ausland zur Verfügung zu stellen. Binnen drei Monaten hatten wir in allen wichtigen neutralen Staaten gut getarnte und ergiebig arbeitende Agentenpositionen aufgebaut. Das kostete natürlich grosse Summen, und der Plan hätte nie verwirklicht werden können, wenn Schwend nicht wieder grosszügige Hilfe geleistet hätte. So kostete, da alles von uns ausgegebene Geld aus dem «Unternehmen Bernhard» stammte, unsere Aktion die Reichsfinanzen in Wirklichkeit nicht einen Pfennig. Schwend freilich kam langsam bei VI Wi mit seinen Abrechnungen ins Gedränge.

Da unsere Hauptarbeitsrichtung die Sowjetunion sein sollte, erhob ich keine Einwendungen dagegen, dass sich die ins neutrale Ausland geschickten Vertrauensleute hier und dort den «Freien Ungarn» anschlossen. Worauf es allein ankam, war verlässlich anti-kommunistische Gesinnung, und Major Bibó selbst, der seinerzeit an der Niederwerfung von Bela Kuns Räteregime 1919 führend beteiligt gewesen war (weswegen er seit 1945 von Rákosis Häschern eifrig gesucht wurde), hatte ja diese Männer ausgewählt. Man konnte daher nicht annehmen, dass sie die sowjetische Seite irgendwie begünstigen würden. Kuthy selbst allerdings spielte uns einen bösen Streich.

Kuthy hatte mir den ungarischen Militärattaché in Ankara, einen Oberst Hatz, ganz besonders angelegentlich empfohlen; Hatz könne mich bei der Einrichtung der auch dort geplanten Funk- und Informationsstelle vorzüglich beraten. Vorsichtshalber erkundigte ich mich bei unserem Türkeireferat in Berlin nach diesem Offizier. Ich wurde eindringlich vor ihm gewarnt: es sei erwiesen, dass er in der Türkei mit dem britischen und dem amerikanischen Geheimdienst zusammengearbeitet habe. Das sagte ich Hatz bei unserer ersten Zusammenkunft auf den Kopf zu. Er machte zu meiner Überraschung gar keinen Versuch, den Tatbestand zu leugnen; im Gegenteil, er erzählte mir ziemlich offen, dass er bei seinen britischen und amerikanischen Partnern in der Türkei Leute gefunden habe, die ebenso antikommunistisch seien wie wir. Mit

solchen westalliierten Vertretern Kontakt zu haben, sei doch aus politischen Gründen von Vorteil und ausserdem entspreche es den Richtlinien, die er von Horthy erhalten habe. Diese Erklärung klang beruhigend; war es doch unwiderleglich, dass man in der Türkei im Jahr 1944 nicht gleichzeitig gegen die Sowjets und gegen die Westalliierten geheimdienstlich arbeiten konnte. Trotzdem vermied ich es, die in der Türkei eingesetzten Vertrauensleute in engeren Kontakt mit Hatz zu bringen; seine vielen persönlichen Verbindungen zur Gegenseite blieben undurchsichtig, und so musste Vorsicht geübt werden. Je mehr Hatz in mich drang, wir sollten uns doch seiner Erfahrungen und Möglichkeiten bedienen, desto zurückhaltender wurde ich. Der Gehilfe des Obersten Hatz in Ankara, ein junger Generalstabshauptmann, sollte auf Vorschlag Kuthys für unseren Funkdienst nach Schweden gehen. Ich finanzierte zwar das Projekt und stellte dem Offizier, der ein vorzüglich ausgebildeter Funker war, auch das nötige Gerät zur Verfügung, aber da mein Misstrauen einmal erweckt war, schloss ich den von ihm betreuten Stützpunkt nicht an eine andere, bereits vorhandene Linie nach Stockholm an. Nicht einmal mit meiner Zentralfunkstelle liess ich ihn verkehren, sondern ich wies ihn unter einem Vorwand an, sich direkt an die Funkzentrale der Zweiten Abteilung anzuschalten. Freilich, die Informationen, die mir Oberst Kuthy, mit der Angabe, sie kämen von diesem Offizier, vorlegte, hätten mich beinahe in meiner Vorsicht wieder wankend gemacht - sie waren nämlich ungewöhnlich wertvoll.

Inzwischen kam aber der Tag des Kapitulationsangebotes Horthys an die Russen, der 15. Oktober 1944. Oberst Kuthy, obgleich ohne Zweifel überzeugter Antikommunist, glaubte dem Befehl des Reichsverwesers gehorchen zu müssen und hatte diesem seinen technischen Apparat zur Aufnahme des Kontakts mit dem sowjetischen Oberkommando zur Verfügung gestellt. Auch Hatz war, wohl im letzten Augenblick, aller Wahrscheinlichkeit allein von masslosem Ehrgeiz angetrieben, in die Verschwörung eingetreten. Als Horthys Coup misslungen war, liefen sowohl Kuthy wie Hatz auf die andere Seite über. Der erste wurde Staatssekretär im Kriegsministerium der neuen bolschewistenhörigen ungarischen Regierung, der zweite, der sich jetzt, vielleicht, weil er mit seinem



deutschen Namen auch seine ganze Vergangenheit abstreifen wollte, Hatzzeghy nannte, wurde mit dem Posten eines stellvertretenden Generalstabschefs der von den Sowjets kontrollierten neuen ungarischen Armee belohnt. Aber die Sowjets misstrauten beiden; nach einiger Zeit wurde Hatz-Hatzzeghy auf russisches Verlangen pensioniert, und bald darauf verschwand er für immer in einem sowjetischen Gefängnis. Später wurde auch Kuthy abgesetzt; über sein Schicksal ist nichts Genaues bekannt.

Meine Vorsicht war also sehr angebracht gewesen. Da der von uns finanzierte Abhördienst auch gegenüber Kuthy hinreichend abgedeckt war und ich Hatz mit seinem Assistenten ferngehalten hatte, konnte keiner der beiden den Sowjets brauchbare Informationen geben.

Nach Aufbau der Funkstellen, also nach Sicherung des Übermittlungswegs, konnte darangegangen werden, auch Nachrichtenagenten hinauszuschicken. Allerdings waren in einigen Fällen die Funker, sozusagen in Personalunion, geheimdienstlich tätig; die Ungarn hatten, im Gegensatz zur deutschen Praxis, immer schon Wert darauf gelegt, ihren Agenten, soweit möglich, eine ordentliche Funkausbildung zu geben. Aber da sich die Kriegslage mehr und mehr zu Ungunsten Deutschlands änderte, kamen unsere meisten Planungen nicht über das Anfangsstadium hinaus. Angesichts dieser Situation war es das Zweckmässigste, das Hauptgewicht der Arbeit auf jene Staaten zu legen, die entweder schon von der Roten Armee überrannt waren oder denen dieses Schicksal unmittelbar bevorstand, also Ungarn selbst, Rumänien und Bulgarien. Für Ungarn wurde ein sogenanntes «I-Netz» (Invasionsnetz) gründlich vorbereitet; später wurden dann noch mehrere Funkstellen und Nachrichtenlinien in Jugoslawien und Albanien organisiert. Auch in Griechenland gab es einen neu eingerichteten Stützpunkt; er meldete sich aber niemals bei der Zentrale – möglicherweise technischer Mängel wegen, wahrscheinlich aber, weil unser Agent zu den einrückenden Engländern übergegangen war. Mit allen übrigen Funkstellen dauerte der Kontakt bis Kriegsende; auch die Nachrichtennetze in Schweden und der Türkei lieferten bis zuletzt zum Teil ausgezeichnetes Material über Russland.

Nach Jahresmitte 1944 bot sich ein höherer ungarischer General-

stabsoffizier mit langen Ausländserfahrungen im militär-diplomatischen Dienst an, in einem neutralen Land, das hier unbezeichnet bleiben soll, einen Funkposten einzurichten. Major Bibo kannte den Offizier seit der gemeinsamen Zeit auf der Kriegsschule und war mit ihm freundschaftlich verbunden. Aber auch Bibos warme Empfehlung behob das Misstrauen, das ich von Anfang an empfand, nicht. Nach meiner Meinung wollte sein Kamerad lediglich die Chance nützen, noch rechtzeitig vor dem Zusammenbruch ins neutrale Ausland zu kommen, und zwar sogar mit Geld für einige Zeit ausgestattet. Trotzdem akzeptierte ich das Angebot, ohne mir im Grunde etwas davon zu erwarten. Aber zu meiner Überraschung nahm der neue Agent schon nach kurzer Zeit den Funkverkehr mit uns auf und begann, selbstbeschaffte Nachrichten zu übermitteln. Das hätte mich dazu veranlassen können, meine Skepsis aufzugeben; aber dennoch schwand mein Misstrauen nicht, es orientierte sich sozusagen nur nach einer anderen Richtung. Ich fragte mich nämlich, wie es möglich sein konnte, dass der ungarische Offizier schon so bald Informationen erlangte, die Verbindungen zu führenden Personen voraussetzten.

Um derartige Kontakte herzustellen, braucht auch der tüchtigste Agent längere Fristen. Wir forderten den ungarischen Offizier also auf, uns seine Informatoren zu nennen. Bereitwillig – und auch das war für mich ein Verdachtsgrund – ging er auf unser Verlangen ein: es handelte sich durchwegs um Bekannte aus seiner Tätigkeit als Gehilfe des ungarischen Militärattachés in dem betreffenden Land. Schellenberg liess die Meldungen durch alle zuständigen Experten gründlich überprüfen; sie kamen zu dem Ergebnis, dass die Nachrichten echt und kein Spielmaterial seien. Selbst der übervorsichtige Leiter des Amtes VI war nun völlig beruhigt; er schätzte es sehr, in diesem ungarischen Mitarbeiter eine zusätzliche Nachrichtenquelle gewonnen zu haben, denn die Ergiebigkeit seines eigenen geheimdienstlichen Apparats ging infolge der Kriegsergebnisse immer mehr zurück.

Eines Tages erhielten wir eine wahrhaft erregende Meldung von unserem ungarischen Generalstabsoffizier. Er behauptete, es sei ihm gelungen, mit einem Agenten in London Funkverbindung herzustellen. Das erschien mir besonders verdächtig: nach meiner Überzeugung konnte es sich da nur um einen Mann des engli-

schen Geheimdienstes handeln, der uns Spielmaterial zuschieben wollte, und der Ungar war entweder durch ihn getäuscht worden oder er steckte mit dem Engländer unter einer Decke. Auer Schellenberg, an Misstrauen sonst kaum zu übertreffen, widersprach dieser Auffassung. Er wollte vor allem einmal möglichst viel Material auf der neuen Linie erhalten, um es dann mit den Mitteln, die uns noch zu Gebote standen, auf seine Echtheit prüfen zu lassen. Da ich selbst während des ganzen Krieges mit nachrichtendienstlichen Aktionen gegen Grossbritannien oder die Vereinigten Staaten niemals etwas zu tun hatte, konnte ich kein eigenes Urteil über die Qualität der angeblichen Londoner Meldungen haben. Ich bat also die England-Amerika-Abteilung unseres Amtes, Fragen an den ungarischen Agenten auszuarbeiten, aus deren Beantwortung hervorgehen musste, ob die Informationen echt oder falsch waren. Diese Fragen, mehr als ein Dutzend, wurden an den Offizier weitergeleitet, was nur über eine Zwischenstation möglich war; er konnte, wie er angab, wegen der geringen Reichweite seines Funkgeräts nicht unmittelbar mit der Zentrale arbeiten, sondern musste sich der Vermittlung einer nähergelegenen Funkstelle unseres Netzes, die ebenfalls mit einem Ungarn besetzt war, bedienen.

Die Antworten fielen zur vollen Zufriedenheit unserer Sachverständigen und Schellenbergs aus. Befragt über die Motive, die einen britischen Staatsbürger Ende 1944 noch veranlassen konnten, den Deutschen Nachrichten zu liefern und auf diese Weise seinen Kopf zu riskieren, gab unser ungarischer Mitarbeiter an, der Betreffende hege aus rein persönlichen Gründen einen unbändigen Hass gegen alles Britische. Auch das erschien mir seltsam; ich musste an den Hintertreppenroman Ciceros denken. Auf unsere weitere Frage, ob der Londoner Agent etwa ein Ire sei, was seinen angeblichen Briten-Hass zur Not erklären konnte, kam die Auskunft, dass nähere persönliche Details aus Sicherheitsgründen nicht mitgeteilt werden könnten; man müsse immerhin mit der Möglichkeit rechnen, dass die Engländer ihrerseits unseren Funkverkehr überwachten, und man dürfe ihnen keine Anhaltspunkte zur Ermittlung unseres Vertrauensmanns geben. Gegen diese Antwort konnte kaum etwas eingewendet werden.

Kaltenbrunner und Schellenberg benutzten die neue Verbin-

dung, an der sie keinerlei Verdienst hatten, dazu, um das etwas beschädigte Ansehen ihrer Nachrichtenorganisation bei Hitler wiederherzustellen. Hitler liess sich die Meldungen des geheimnisvollen Agenten in London vorlegen und zeigte sich von deren militärischem Teil sehr beeindruckt. Er befahl Kaltenbrunner, zu veranlassen, dass der Britenhasser in der englischen Hauptstadt sich auf ein Gebiet spezialisieren sollte, das Hitler damals ganz besonders interessierte: auf die Wirkung der V-2. «Alois», das war der wenig attraktive Deckname des Mannes, sollte nur noch die Einschläge der V-2-Geschosse melden und alles andere beiseite lassen. Gleichzeitig sollte Alois mitgeteilt werden, dass er nach dem Kriege zur Anerkennung seiner gefährlichen Tätigkeit das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes erhalten werde und von der Reichsregierung jede beliebige finanzielle Unterstützung verlangen könne. Dieses Versprechen war zwar zu dem damaligen Zeitpunkt schon anachronistisch, aber es wurde befehls-gemäss weitergegeben. Als Antwort kam eine begeisterte Dankesäusserung – was mich zu der Vermutung brachte, dass sich der britische Geheimdienst einen Scherz mit uns erlaube.

Von Alois liefen nun in der Tat fast ausschliesslich Beobachtungen über V-2-Treffer ein; die politischen Nachrichten, die weit interessanter und wichtiger gewesen wären, traten ganz in den Hintergrund. Dennoch erhielten wir auch jetzt noch Informationen über reservate Dinge; so gab Alois beispielsweise Auszüge aus Ansprachen und Debatten in Geheimsitzungen des Unterhauses durch. Diese Nachrichten zu beurteilen, war damals ungemein schwierig, und ebensowenig konnten wir, meiner Meinung nach, vollkommene Sicherheit erhalten, ob die gemeldeten Einschläge der V-2 den Tatsachen wirklich entsprachen. Der Sonderbeauftragte für die V-Waffen, SS-General Kammler, war allerdings von der Echtheit des Materials und damit auch von der Zuverlässigkeit unseres Agenten überzeugt. Unsere Nachrichten mussten auf Anordnung Hitlers von der zentralen Funkstelle unmittelbar an Kammler weitergegeben werden; und dieser liess sie überprüfen. Er hatte einen Offizier eigens dazu bestimmt, die von Alois mitgeteilten Einschlagstellen und -Zeiten laufend mit den Abschussdaten der einzelnen V-2-Geschosse zu vergleichen, und daraus ergab sich, so meinte wenigstens Kammler, mit dem ich im Februar 1945

in Salzburg einmal persönlich darüber sprach, dass die Angaben des Londoner Agenten zutreffend waren. Der Kontakt blieb bis zum Kriegsende aufrecht; auch Aufträge, die wir ihm auf Weisung Kammlers gaben, führte er, wie es schien, klaglos aus.

Meine Zweifel sind allerdings nie ganz zerstreut worden; sie meldeten sich nach dem Zusammenbruch erst recht, und auch heute, zehn Jahre nachher, wage ich es nicht, ein abschliessendes Urteil zu fällen. Vielleicht wird man später, wenn einmal die Protokolle der Geheimsitzungen des Unterhauses mit Churchills und seiner Mitarbeiter Reden veröffentlicht oder als historisches Material freigegeben sein werden, eine gewisse Überprüfbarkeit haben; die Angehörigen des deutschen Geheimdienstes, die damals die Informationen unseres Alois über diese Sitzungen gelesen haben, konnten gewiss genug Erinnerung daran bewahren, um noch nachträglich festzustellen, ob er uns irreführt hat oder nicht. Die bisher schon erschienene Memoirenliteratur und einschlägige Publikationen bieten noch keine konkreten Anhaltspunkte; aber man kann nicht leugnen, dass sie die Echtheit der Alois-Berichte keineswegs ausschliessen; im Gegenteil, man hat den Eindruck, dass die Ansprachen, die Alois an uns weitergab, tatsächlich in dieser Form gehalten worden sein konnten.

Wenn Alois aber tatsächlich ein Beauftragter des englischen Geheimdienstes gewesen sein sollte, dann kann er heute die Genugtuung haben, dass er den deutschen V-Waffeneinsatz weitgehend desorientiert hat. Denn die Zielrichtung der V-2-Geschosse wurde zum Grossteil nach den Angaben des Londoner Agenten festgelegt. Um eine solche Fehlleitung des V-2-Beschusses war der britische Geheimdienst damals, in den Monaten um die Jahreswende 1944/45, eifrig bemüht. Das lehrt auch das Beispiel des britischen Agenten Eddy Chapman, dessen Falschmeldungen über V-2-Einschläge an eine Stelle der militärischen Abwehr und von dort an den SS-General Kammler gingen. Diesen Informationen schenkte er aber seltsamerweise von Anfang an keinen Glauben, so dass sie unwirksam blieben.

Nach dem Verlust der Abschussbasen, womit die V-2-Aktion ihr Ende fand, wandte sich Alois wieder mehr der politischen Berichterstattung zu. Unsere Funkzentrale befand sich damals schon in Steyrling, einem Ort am Fuss des Toten Gebirges in Ober-

Österreich. Dorthin war auch die England-Amerika-Abteilung des Amtes VI übersiedelt, weil sie beinahe keine anderen Nachrichtenquellen mehr besass als Alois in London. Dieser berichtete unbeirrt weiter und weiter, und diese lebhaft Informationstätigkeit wirkte in den Wochen unmittelbar vor dem deutschen Zusammenbruch wahrhaft gespenstisch. Wir konnten diese Funkprüche zuletzt kaum noch den zuständigen Stellen übermitteln. Kaltenbrunner interessierte sich zwar ohnedies nicht mehr für sie, aber Schellenberg verhandelte damals mit dem Grafen Bernadotte und legte im Hinblick darauf jeder Nachricht aus England grösste Bedeutung bei. Gerade ihn konnten wir indes tagelang nicht mehr erreichen, seit er sich in der Gegend von Flensburg, wo bekanntlich auch Grossadmiral Dönitz seine Regierung bildete, aufhielt. Erst am 8. Mai, als sich amerikanische Truppen bereits am Eingang des Kremstals befanden, das nach Steyrling führt, gab unser Funker auf Weisung meines Adjutanten (ich selbst war in den letzten Wochen nur noch zu kurzen Besuchen nach Steyrling gekommen) auf dem üblichen Weg über die Zwischenstation unseres ungarischen Mitarbeiters einen Abschiedsfunkspruch durch, dessen Empfang am gleichen Tag noch bestätigt wurde. Seitdem ist Alois in das Dunkel des vollkommenen Geheimnisses zurückgetreten.

Seit Herbst 1944 konnten wir auch die Berichterstattung der amerikanischen Gesandtschaft in Bern, soweit sie über den Funkweg ging, ziemlich lückenlos aufnehmen und dechiffrieren. Die von dem Gesandten Harrison gezeichneten Meldungen waren höchst unbedeutend; man musste sich wundern, dass ein Diplomat diesen Ranges ohne jeden Versuch einer Wertung und Kritik alles, was ihm an angeblichen Informationen über Deutschland zukam, an das State Department weiterleitete. Andere Meldungen jedoch fielen bald wegen ihrer inhaltlichen Ausgewogenheit und ihrer für die damalige Situation ungewöhnlichen Tendenz auf. Es konnte festgestellt werden, dass sie von dem Leiter des amerikanischen Geheimdienstes OSS für Mitteleuropa, Allan W. Dulles, stammten. Im Gegensatz zu fast allen anderen massgeblichen amerikanischen Persönlichkeiten schätzte er den sowjetischen Verbündeten der Vereinigten Staaten und seine Politik völlig richtig ein. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt den Gedanken, das Zustandekommen eines

Friedensgesprächs mit den Westmächten im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten zu fördern, bereits seit längerem aufgegeben. Jetzt aber stellte sich die Frage, ob man nicht versuchen sollte, Kontakt mit einem so realistisch denkenden Mann auf der anderen Seite zu bekommen. Natürlich konnte von einer Friedensvermittlung auf Remis-Grundlage nicht mehr die Rede sein, aber etwas anderes war möglich und konnte gerade in diesem Stadium der Ereignisse für die europäische Zukunft wichtig sein: Allan W. Dulles Unterlagen zu liefern, die das falsche Spiel der Sowjetunion gegenüber ihren Verbündeten erwiesen. Wenigstens den Versuch dazu zu machen, fühlte ich mich verpflichtet, und ich leitete die nötigen Schritte ein. Die Details dieser Bemühungen gehören nicht in den Rahmen dieses Buches; ich kam jedenfalls verhältnismässig bald in Verbindung zu einem wichtigen Mitarbeiter Dulles', dem britischen Konsul Leslie.

Schon nach wenigen Gesprächen mit ihm waren die Grenzen der noch bestehenden Verhandlungsmöglichkeiten abgesteckt. Nur ein enger Raum war noch verblieben. Sowohl die amerikanische wie die britische Wehrmachtsführung war zu diesem Zeitpunkt lediglich daran interessiert, einen etwa geplanten letzten Widerstand der deutschen Armeen in einer Alpenfestung zu verhindern. Die Interessen der Schweiz wiesen in die gleiche Richtung, wie ich bald feststellen konnte. Die Schweizer Grenze war damals bereits Deutschland gegenüber so gut wie völlig gesperrt. Aber der Chef der schweizerischen Polizei im Kanton St. Gallen, der gleichzeitig als Reservehauptmann dem schweizerischen militärischen Geheimdienst angehörte, hatte sich meiner angenommen; durch ihn wurde mir mehrmals die Einreise ermöglicht. Er informierte mich auch darüber, dass die Schweiz befürchtete, es könnten sich unmittelbar an ihrer Grenze vielleicht langandauernde Kämpfe zwischen alliierten Truppeneinheiten und den deutschen Verteidigern der Hochgebirgszone entwickeln, und dass sie daher alle Bestrebungen unterstützen werde, solche für sie bedrohlichen kriegerischen Ereignisse zu vermeiden.

Was mir mein Schweizer Freund nicht sagte, wusste ich aus anderer Quelle, nämlich einer zuverlässigen Agentenmeldung: Der amerikanische General Patton hatte danach dem Schweizer Generalstab im März 1945 mitteilen lassen, es werde sich, falls es zum

Kampf um die Alpenfestung käme, nicht vermeiden lassen, schweizerische Hochgebirgseinheiten einzusetzen, um ein Ausweichen deutscher Truppenverbände nach dem Westen zu verhindern. Wenn die Schweiz ein derartiges Ansinnen ablehnte, was sie im Ernstfall wohl getan hätte, so hätte sie damit rechnen müssen, dass die Alliierten Durchmarscherlaubnis verlangen würden, um über Schweizer Gebiet an den westlichen Eckpfeiler des angenommenen deutschen Reduits heranzukommen. Die Erteilung einer solchen Erlaubnis hätte aber die Verletzung der Schweizer Neutralität durch die Schweiz selbst bedeutet, und das Prinzip der Nicht-sseteiligung an fremden Kriegen ist von den Schweizern immer unbedingt ernstgenommen worden. Hätte also das kleine Land die befürchtete alliierte Forderung zurückweisen und ihre Grenzen gegen die Amerikaner und Franzosen verteidigen sollen? Vor dieses schwere Dilemma konnte der Schweizer Bundesrat jeden Tag gestellt werden, wenn es zu Kampfhandlungen im österreichisch-deutschen Alpengebiet kam; es ist nur zu begreiflich, dass die Schweizer eine Lösung herbeiwünschten, die eine solche Entwicklung ausschloss.

Diese problematische Situation inspirierte Kaltenbrunner zu einem Plan, den er mir Ende März 1945 in Alt-Aussee auseinandersetzte. Er vertraute mir an, was ich allerdings ohnedies schon wusste, dass keinerlei ernsthafte Vorbereitungen getroffen worden waren, um die Alpenfestung zu realisieren. Aber er glaubte, dass es möglich sei, binnen wenigen Wochen zumindest die Tiroler und Vorarlberger Hochalpenzone zur Verteidigung einzurichten; das Terrain war dank seiner natürlichen Beschaffenheit zur Defensive so gut geeignet, dass mit verhältnismässig geringem Aufwand eine starke Igelstellung beträchtlichen Umfangs angelegt werden konnte. Kaltenbrunner dürfte damals die Voraussetzungen eines wirksamen längeren Widerstandes systematisch geprüft haben. Ich begegnete beispielsweise bei Kaltenbrunner dem Generaldirektor der bekannten Steyr-Werke, Dr. Meindl, der bereits mit der Verlagerung dieser grössten österreichischen Waffenfabrik in weitläufige Höhlen am Hang eines Tiroler Gebirgstales begonnen hatte. Meindl, durchaus kein Phantast, versicherte Kaltenbrunner, dass an der neuen Produktionsstätte schon am 1. Mai, wenn auch zunächst nur in bescheidenem Umfang, mit der Herstellung von



Waffen begonnen werden könne. Ähnliche Zusagen, die für die Versorgung der kämpfenden Truppe und der Bevölkerung notwendig waren, hatte Kaltenbrunner auch von den Direktoren anderer Wirtschaftsbetriebe erhalten, natürlich vorab solcher, die seit jeher in Tirol und Vorarlberg ansässig waren. Kaltenbrunner glaubte also tatsächlich daran, dass in diesem Gebiet der letzte Kampf sehr lange fortgesetzt werden könne; in den Hochalpen konnten die hochtechnisierten Armeen ihre Spezialwaffen kaum massiert einsetzen, und selbst die Luftbombardements würden keine entscheidenden Wirkungen haben, da alle lebenswichtigen Betriebe bereits unter die Erdoberfläche verlegt waren. Kaltenbrunner, sonst ein sehr nüchterner Mann, entwickelte beim Ausmalen der Chancen, die der Widerstand in seiner improvisierten Alpenfestung haben würde, erstaunliche Phantasie. Es kam ihm darauf an, mich davon zu überzeugen, dass es sich hier um einen durchaus realistischen Plan handle.

Aber Kaltenbrunner liess durchblicken, dass er diesen Trumpf aus der Hand geben würde, wenn die Alliierten ihm dafür Gegenleistungen böten. Er erwartete dabei in erster Linie die Genehmigung, sei es eine stillschweigende, sei es eine ausdrückliche, den Krieg gegen die Sowjets weiterzuführen. Seine Alpenfestung war also in erster Linie dazu bestimmt, sich ein Verhandlungsobjekt zu schaffen, für das ein hoher Preis gefordert werden konnte. Er dachte aber wenigstens in diesen Tagen sicher auch daran, die Alpenfestung wirklich zu verteidigen, wenn die Alliierten einen solchen Handel ablehnen sollten. Jedenfalls hatte er sich noch nicht endgültig entschieden, und so betrieb er, objektiv gesehen, ein doppeltes Spiel: einerseits traf er Vorbereitungen für den Endwiderstand, andererseits liess er die Verbindung zu patriotischen österreichischen Kreisen, die der Heimat diesen letzten verheerenden Kampf ersparen wollten, nicht abreißen. Er wusste, dass ich diese Bestrebungen, soviel an mir lag, unterstützte, und er duldete das überlegt.

Am 23. März begab sich Kaltenbrunner zu Hitler nach Berlin. Fast die ganze Nacht vor dem Antritt der Reise hatte ich mit ihm konferiert und ihn beschworen, von Hitler alle Vollmachten zu verlangen, damit er in Österreich in alleiniger Kompetenz autoritative Entscheidungen fällen konnte. Das schien deswegen nötig,

weil der deutsche militärische und politische Apparat bis zum Ende funktionierte und nur auf legitimen Befehl hin gehandelt wurde; wenn ausser Kaltenbrunner noch irgendeine andere Stelle zu Anordnungen auf österreichischem Gebiet berechtigt war, konnte hier keine einheitliche Aktion abrollen, und man musste, wenn es Gegenbefehle gab, unbeschreibliche Verwirrung befürchten. Himmler hatte Kaltenbrunner bereits alle Befugnisse abgetreten, die er als Reichsführer SS, Reichsinnenminister und Oberbefehlshaber des Ersatzheeres hatte; Kaltenbrunner konnte im südlichen Teil Deutschlands, sobald die alliierten Heere das Reichsgebiet in zwei Teile zertrennt haben würden, in dem noch besatzungsfreien Gebiet südlich des alliierten Korridors alle Anordnungen erlassen, für die Himmler bisher in diesen drei Kompetenzbereichen zuständig war. Audi die Gauleiter mussten in ihrer Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissare dem unbeschränkt bevollmächtigten Vertreter Himmlers Gehorsam leisten, wenngleich sie sonst ausserhalb dieses Befugnisbereiches nur von Hitler oder Bormann Befehle entgegennehmen wollten.

Aber da waren auch noch die Befehlshaber der Fronttruppen, die ihre Weisungen von Hitler selbst oder von dessen militärischem Stab erhielten. Der Oberbefehlshaber der Balkanarmee, Generaloberst Löhr, ein gebürtiger Österreicher, hatte sich zwar in einer Unterredung mit mir bereit erklärt, alles zu tun, um seiner Heimat die Fortführung eines sinnlos gewordenen Kampfes zu ersparen. Von Generaloberst Dr. Rendulic, ebenfalls einem Österreicher, dessen Armee noch an der Grenze Ungarns kämpfte, konnte, das zeigte eine erste Fühlungnahme, mit Fug und Recht eine ähnliche Haltung erwartet werden, und auch Feldmarschall Kesselring, der im Westen den Oberbefehl führte, war, ebenso wie sein Nachfolger in Italien, Generaloberst Vietinghoff, gewillt, überflüssige Opfer, durch die nichts mehr gewonnen werden konnte, zu vermeiden; das zeigte die vorzeitige Kapitulation der Italien-Armee. Was aber würden diese hohen Offiziere tun, wenn ihnen Hitler ausdrücklich befahl, den Widerstand in einer Alpenfestung fortzusetzen? Es war nach allen Erfahrungen durchaus nicht sicher, dass sie auch dann bei ihrem guten Willen bleiben und sich den Entschluss abringen würden, einer konkreten Anordnung Hitlers Trotz zu bieten. Man musste also zu verhindern suchen, dass es bei

den Generalen überhaupt zu einem Gewissenskonflikt kam, und darum hielt ich es für so wichtig, dass Kaltenbrunner auch die oberste Zuständigkeit für alle militärischen Entscheidungen, soweit sie den süddeutsch-österreichischen Raum betrafen, bekam. Kaltenbrunner leuchtete meine Argumente ein, schon deshalb, weil er allen Ernstes den Ehrgeiz hatte, als «Retter Österreichs» in die Geschichte einzugehen.

Freilich hatte er trotzdem den Gedanken nicht aufgegeben, durch Improvisierung einer verteidigungsfähigen Alpenfestung aus den Alliierten bessere Bedingungen herauszuholen. Aber auch dazu benötigte er militärische Vollmachten von Hitler; als Höchstkommandierender der Alpenfestung musste er das Recht haben, den Frontgenerälen Befehle zu erteilen, die sich auf den Raum der Alpenfestung und die Defensiv-Operationen in diesem Bereich bezogen. Dieser Raum war in grossen Zügen mit Österreich identisch, und hier völlig freie Hand zu haben, darauf kam es im Augenblick, an.

Kaltenbrunner ist damals gewiss in der festen Absicht nach Berlin gefahren, sich bei Hitler solche Vollmachten zu erkämpfen. Später hat er mir den Verlauf seines Besuches bei Hitler geschildert, und es ist nicht zu bezweifeln, dass sein Bericht authentisch war; er ist durch Aussagen von Männern aus der unmittelbaren Umgebung Hitlers bestätigt worden.

Kaltenbrunner traf gerade recht zu der sogenannten «grossen Mittagslage» ein, also jener Situationsbesprechung im Führerhauptquartier, bei der die neuesten Meldungen der Front seit der vergangenen Nacht ausgewertet wurden. Kaltenbrunner meldete sich bei Hitler und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen nach Beendigung der Konferenz. Hitler konnte nicht wissen, was Kaltenbrunner mit ihm verhandeln wollte, aber sein sechster Sinn, den er unleugbar besass, schien ihm einzugeben, dass einer seiner Getreuesten im Begriff stand, schwach zu werden. Er antwortete Kaltenbrunner, dass auch er den Wunsch habe, mit ihm zu sprechen, und bestellte ihn in den Reichskanzlei-Bunker. Die «Mittagslage» verlief höchst unerquicklich. Nur Hiobsbotschaften von allen Fronten waren eingelaufen; Hitler hatte heftige Zornausbrüche, wie üblich, wenn Misserfolge nicht mehr zu ignorieren waren, und er machte immer wieder seine Generäle für die katastrophale

Situation verantwortlich. Es war offenkundig, dass die Entwicklung auf die endgültige Niederlage zutrieb, und gerade dieser Eindruck schien Kaltenbrunner ein geeigneter Ausgangspunkt für ein Gespräch mit Hitler über die Alpenfestung und die Vorbereitung des allerletzten Widerstands zu sein.

Aber es kam alles ganz anders. Als Kaltenbrunner im Reichskanzlei-Bunker vorgelassen wurde, fand er Hitler – vor einem grossen Modell der Stadt Linz an der Donau. Dem Anschein nach frisch und voll Spannkraft schritt Hitler seinem Besucher bis zur Tür entgegen und begann mit ihm ein Gespräch über die geplante Neugestaltung von Linz. Hitler wollte es zu der neuen Metropole Mitteleuropas machen, er entwickelte Kaltenbrunner weitausholend seine Ideen und fragte ihn, den Linzer, was man dort wohl zu diesem oder jenem Detail der Entwürfe sagen würde. Das ging so eine halbe Stunde; Hitler redete sich in wahre Begeisterung hinein. Dann aber unterbrach er sich plötzlich; er wurde tiefernt und sagte: «Ich weiss, Kaltenbrunner, was Sie mir sagen wollen. Aber glauben Sie mir, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, dass ich einmal mit Ihnen die Stadt Linz nach diesem Plan hier aufbauen werde – ich würde mir noch heute eine Kugel durch den Kopf schiessen. Sie müssen jetzt nichts als glauben! Ich habe noch Mittel und Wege, um den Krieg siegreich zu beenden!»

Auf Kaltenbrunner machte diese offenkundig wohlüberlegte und mit sicherem Sinn für dramatische Wirkung angelegte Szene tiefen Eindruck, wie er mir selbst bekannte. Er fand nicht die Kraft, den Zauber der Suggestion zu durchbrechen und diesem feierlichen Versprechen des Führers seine Sorgen und Zweifel entgegenzusetzen. Als sich Hitler unmittelbar nach seinen beschwörenden Worten mit der Behauptung entschuldigte, er hätte jetzt eine wichtige Besprechung wahrzunehmen, verzichtete er darauf, die Sache, um deretwillen er nach Berlin gereist war, überhaupt noch zur Sprache zu bringen. Vierundzwanzig Stunden später sass er mir gegenüber und erklärte: «Das hat ja alles keinen Sinn, was Sie mir da wegen einer vorzeitigen Kapitulation eingeredet haben; der Führer hat noch Mittel und Wege, um im letzten Augenblick den Krieg siegreich für Deutschland zu beenden!» So lange wirkten Hitlers suggestive Sätze in diesem doch eher hausbackenen und zu realistischer Betrachtung der Dinge neigenden Mann nach.

Anderen Mitarbeitern Hitlers ging es nicht anders; die unbegreifliche Macht, die Hitler über sie hatte, war ohne Zweifel seiner ausserordentlichen Fähigkeit zuzuschreiben, die Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, durch einen überwältigenden Optimismus zu faszinieren.

Kaltenbrunners Sinnesänderung erwies sich als dauerhaft. Ich konnte das auch daraus entnehmen, dass ich kurze Zeit später, als ich gerade wieder von einer Reise in die Schweiz zurückgekehrt war, in Salzburg von der Gestapo auf offener Strasse verhaftet wurde. Man warf mir ganz unverblümt Hochverrat vor, und es wurde mir bedeutet, dass ich schon am nächsten Tag dem fliegenden Standgericht des Führerhauptquartiers übergeben werden sollte, das gerade in der Nähe seines Amtes waltete. Welcher Art die Rechtsprechung dieses in jeder Hinsicht aussergewöhnlichen Gerichtes war, wusste man seit dem Tod Rommels; später liess man aber auch noch die letzten formalen Rücksichten fallen, und der Angeklagte konnte beispielsweise schon während seiner Vernehmung durch die Fenster des Verhandlungssaals sehen, wie das Exekutionskommando sein Grab schaufelte. Die Erledigung eines jeden Falls dauerte durchschnittlich weniger als zwei, höchstens drei Stunden, einschliesslich der Hinrichtung. Was mir damals allein das Leben rettete, war, dass sich der Chef der Salzburger Gestapo auf meine Bitte bereit fand, einem von mir bezeichneten Mitarbeiter Kaltenbrunners telephonisch von meiner Situation Mitteilung zu machen. Dieser Mann, auf den ich mich menschlich verlassen konnte, und der sofort durchschaute, was da gespielt wurde, befahl in Kaltenbrunners Namen, ohne indes seinen Chef befragt zu haben, meine sofortige Freilassung. So wurde ich denn einige Stunden, bevor Hitlers fliegendes Standgericht in Salzburg einzog, aus der Gestapohaft wieder entlassen. Als ich Kaltenbrunner später die heftigsten Vorwürfe wegen seiner Haltung mir gegenüber machte, versuchte er nicht einmal, alles als ein Missverständnis hinzustellen, woran zu glauben ich innerlich bereit war; er zuckte nur verlegen mit den Achseln wie ein Kind, das man bei etwas Verbotenem ertappt hat, und sagte mir: «Ich habe halt nicht mehr durchgeschaut.» Das also war der zweitmächtigste Mann in Deutschland.

Inzwischen hatte Kaltenbrunner seine scheinrealistischen Phan-

tasien um die Alpenfestung fortgesponnen. Dabei kam er alsbald an einen Punkt, wo ihm die Einbeziehung des «Unternehmens Bernhard» zweckmässig erschien.

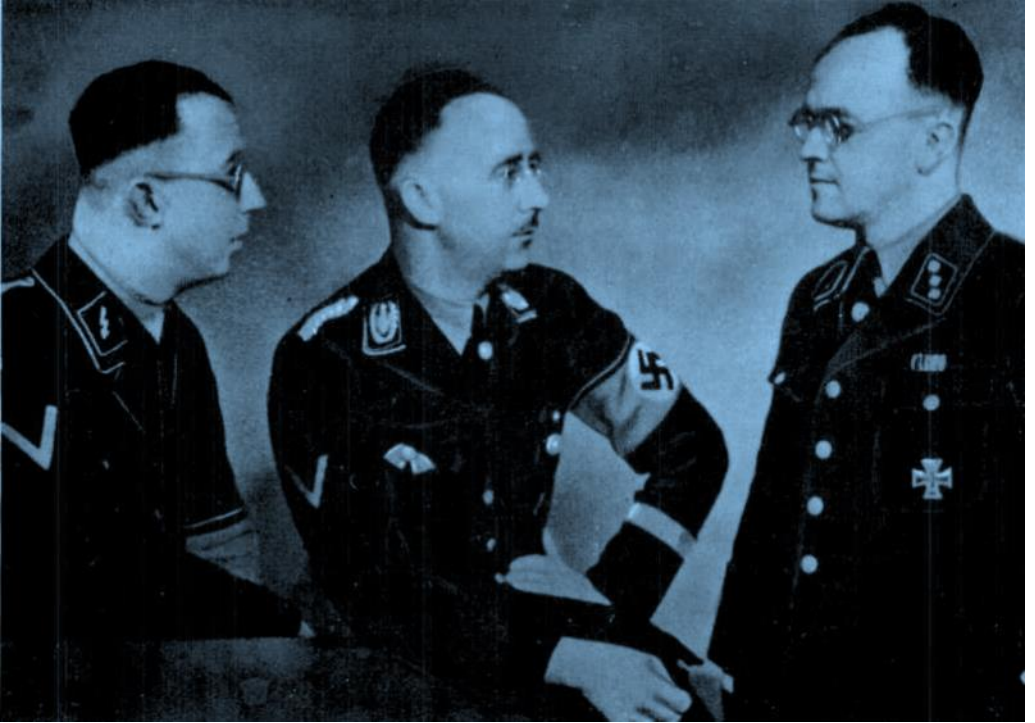
Kaltenbrunner hoffte, während der Belagerung des Alpenmassivs den Einschliessungsring durch geländekundige Bergsteiger durchbrechen zu können. Diese Frontgänger sollten Schmuggelwege ins Ausland offenhalten, in erster Linie natürlich in die Schweiz und nach Italien. Er rechnete sogar sicher damit, einen gewissen Flugverkehr mit Spanien organisieren zu können, und er hatte bereits einen Beauftragten dorthin geschickt, um zu ermitteln, ob die spanischen Behörden die Landung von Kurierflugzeugen aus der Alpenfestung dulden würden. Der Hauptzweck dieser Verbindung mit der Aussenwelt sollte sein, lebens- und verteidigungswichtige Artikel, die im Reduit nicht hergestellt werden konnten, und Rohstoffe, die es dort nicht gab und die auch nicht durch Kunststoffe zu ersetzen waren, heranzuschaffen.

Diese Ankäufe im Ausland mussten aber finanziert werden, und dazu wollte Kaltenbrunner das «Unternehmen Bernhard» heranziehen. Kaltenbrunner hatte auch bereits einen langen Brief an Schwend entworfen, worin er seine Pläne darlegte und Schwend bat, je einen oder mehrere verlässliche Mitarbeiter in der Schweiz und in Spanien namhaft zu machen, die als Vermittler und Aufkäufer für die Alpenfestung eingesetzt werden könnten. Er ermächtigte Schwend, bei diesen Vertrauensleuten jeden beliebigen Betrag in falschen Pfunden zu deponieren, damit auch für längere Zeit ausreichende Mittel an Ort und Stelle zur Verfügung stünden. Dieser Brief Kaltenbrunners enthielt ausserdem eine sehr wichtige, ja geradezu sensationelle Information: Kaltenbrunner teilte Schwend mit, dass nunmehr auch die Serienerzeugung der falschen Dollarnoten angelaufen sei. Nach dem Gutachten erster Sachverständiger seien die Fälschungen ebenso gut gelungen wie die Bernhard-Pfunde, so dass einem Absatz in grösstem Ausmass nichts mehr im Wege stehe.

Natürlich waren diese Pläne Kaltenbrunners genau so phantastisch wie sein Alpenfestungsplan im Ganzen. Es wäre sinnlos gewesen, auf diese absurden Ideen einzugehen. Schwend war der gleichen Meinung. Aber Kaltenbrunner war es bitter ernst; das



Staatsbegräbnis Heydrichs



Heinrich Himmler mit seinen beiden Brüdern



Nennwert von 5 Pfund und mehr hergestellt, also ausser den 5-Pfund-Noten solche zu zehn, zwanzig, fünfzig, hundert, ja sogar fünfhundert und tausend Pfund. Aus Sicherheitsgründen wurden aber die beiden höchsten Nennwerte nicht verwendet und die Hundertpfundnoten bloss ausnahmsweise.

Ende 1940 waren alle technischen Probleme gelöst. Nach diesem Zeitpunkt wurden die gefundenen Methoden nur noch in Details verfeinert und rationalisiert. In einem einzigen Punkt gelangte man freilich vorerst zu keinem befriedigenden Ergebnis: es glückte nämlich nicht, den Banknoten mit frühen Ausgabedaten das ihrer Umlaufzeit entsprechende abgegriffene Aussehen zu geben. Zu diesem Zweck genügte es nicht, die Scheine irgendwelchen mechanischen Prozessen zu unterwerfen, um ihnen die Merkmale der Abnutzung zu verleihen. Es gibt bei den Banknoten nämlich eine «Alterserscheinung», die mit bloss mechanischen Mitteln nicht nachzumachen ist: das in der Druckfarbe enthaltene Leinöl dringt im Lauf der Jahre auch in das beste Notenpapier ein, so dass die Konturen mit der Zeit ihre Schärfe verlieren. Eine frisch gedruckte Banknote zeigt diese eigentümliche leichte Verschwommenheit des Druckbildes natürlich nicht. Es waren lange Experimente erforderlich, um schliesslich doch eine Methode zu finden, die auch diesen letzten Fehler noch behob: Man setzte den Druckfarben gewisse Chemikalien zu, die ein schnelleres Eindringen der Farbe in das Papier bewirkten, so dass selbst unter der Quarzlampe die «Jugend» dieser Banknoten nicht mehr festgestellt werden konnte.

Die ab 1943 gedruckten falschen Pfundnoten wiesen alle auch diese letzte Verbesserung auf; selbst die Fachleute ausländischer Bankinstitute, denen alle Mittel neuzeitlicher Prüfungstechnik zur Verfügung standen, vermochten es nicht, diese falschen Scheine von den echten zu unterscheiden. Den 1. März 1941 bezeichnete Naujocks oft als seinen «stolzesten» Tag. An diesem Tag wagte es Naujocks zum ersten Mal, seine Produkte der Prüfung durch hervorragende ausländische Fachleute auszusetzen, und sie bestanden diese Probe. Naujocks bediente sich dabei eines Mittelsmannes, der bei einer bekannten Schweizer Bank ein hohes Konto besass und dort dementsprechend angesehen war. Diese Persönlichkeit reiste in die Schweiz und übergab der Bank ein Bündel von falschen Pfundnoten sowie ein ebenfalls gefälschtes Schreiben der

Falschgeldabteilung der Deutschen Reichsbank, worin ausgeführt war, dass besagte Pfundnoten möglicherweise Fälschungen sein könnten; doch sei es unmöglich gewesen, darüber in Berlin eine endgültige Feststellung zu treffen. Die Schweizer Bank übernahm, wahrscheinlich nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung darüber, dass die Deutschen an die Schweizer Fachleute appellieren mussten, gern die Überprüfung; man wollte es den Deutschen zeigen, wie fortgeschritten die Schweiz auch auf diesem Spezialgebiet war.

Nach drei Tagen lag das Ergebnis vor. Die Noten waren nach Anwendung sämtlicher moderner Untersuchungsmethoden als einwandfrei echt erkannt worden. AI9 der Besitzer trotzdem noch immer Zweifel äusserte, erklärten sich die Schweizer bereit, der Bank von England die Seriennummern, Ausgabedaten, Unterschriften usf. zu übermitteln; es werde sich dann ja herausstellen, ob die Noten wirklich ausgegeben worden seien. Prompt kam die Antwort aus London: Die Bank von England teilte mit, dass Banknoten mit den angegebenen Nummern sich tatsächlich im Verkehr befanden. Nun war endgültig und zweifelsfrei nachgewiesen, dass die Fälschungen ausserhalb Englands praktisch nur dann zu erkennen waren, wenn man in England rückfragte und wenn dort zufällig das Original der falschen Banknote bei einer der durch die Rückfrage erfassten Banken, und zwar unter Registrierung der Nummer, deponiert war. Der Wahrscheinlichkeitsgrad einer solchen Konstellation der Umstände war ungemein gering. Freilich hätte man es nicht wagen dürfen, die gefälschten Noten der Bank von England selbst einzusenden; diesem Institut standen Überprüfungsmöglichkeiten zur Verfügung, die keine andere Bank hatte.

Kurze Zeit nach diesem Triumph war aus dem stolzen Major des Amtes VI der kleine Rekrut Naujocks der «Leibstandarte Adolf Hitler» geworden. Das anfänglich gute Verhältnis zwischen Heydrich und Naujocks hatte sich im Lauf der Zeit verschlechtert; schon seit längerem gingen unter den Angehörigen des Amtes VI Gerüchte um, die von Spannungen und sogar Zusammenstössen zwischen den beiden wissen wollten. Naujocks war trotz seiner konspirativen Fähigkeiten ein einfach strukturierter Charakter, dem tückische Hinterhältigkeit nicht lag. Anfangs wäre er für seinen Chef Heydrich durchs Feuer gegangen, aber als er ihn durch die enge Zusammenarbeit näher kennenlernte, änderte sich diese Hal-

tung der Ergebnisheit. Naujocks erkannte mehr und mehr die ganze Verworfenheit Heydrichs. Es entsprach seiner Art, auch solche Erkenntnisse nicht für sich zu behalten, ja er wagte sogar das Unerhörte, dem gefürchteten Heydrich, der Widerstand nicht verweigerte und niemals vergass, Vorwürfe zu machen und Befehle, an denen ihm irgend etwas nicht geheuer vorkam, rundheraus abzulehnen. Heydrich war nicht der Typ, sich das von einem Untergebenen bieten zu lassen. Ein Mann, der ihm solcherart in die Quere kam, war für ihn nicht mehr unentbehrlich, so gross seine Fähigkeiten auch sein mochten. Heydrich muss schon verhältnismässig bald den Entschluss gefasst haben, Naujocks abzuschleichen. Aber er wartete eine ihm günstig erscheinende Gelegenheit ab, und das war ein bedeutungsloses Dienstvergehen, das Naujocks schlimmstenfalls eine Verwarnung hätte eintragen können. Heydrich nahm indes den gleichgültigen Vorgang zum Anlass, um Naujocks in ein Strafverfahren zu verwickeln, das erst nach Heydrichs Tod zu einem für Naujocks natürlich günstigen Abschluss kam.

Damit nicht genug – Heydrich richtete auch an den bekannten SS-General Dietrich, den Kommandeur der Leibstandarte und neuen Vorgesetzten Naujocks', ein Schreiben, worin er empfahl, den «begeisterten Soldaten» Naujocks, entsprechend dessen Wunsch, möglichst schnell an vorderster Front einzusetzen, denn er sei für Stosstruppunternehmungen ganz besonders geeignet. Das war ein richtiger Uriasbrief. Dietrich ging allerdings auf Heydrichs mörderische Intrige, die er offenbar sofort durchschaute, nicht ein.

Er erinnerte Heydrich in seiner Antwort an den «Führerbefehl», wonach deutsche «Geheimnisträger», eine Kategorie, zu der alle führenden Personen des deutschen Geheimdienstes gehörten, nicht bei Unternehmungen und an Stellen eingesetzt werden durften, wo die Gefahr ihrer Gefangennahme durch den Gegner bestand. Dieser Trumpf stach. Heydrich musste sich die Belehrung durch den SS-General stillschweigend gefallen lassen. Aber er sann in seiner unversöhnlichen Rachsucht immer noch auf Mittel, um den unbotmässigen Naujocks, der ihm umso gefährlicher erschien, als er Mitwisser so mancher Geheimnisse war, die Heydrich belasten konnten, endgültig zu beseitigen. Heydrichs Tod im Juni 1942 hat Naujocks zweifellos von einem ständigen Alpdruck befreit.

Der «Überstellung» Naujocks zur Waffen-SS folgte eine Säuberungsaktion Heydrichs im Amt VI. Zu den Opfern gehörte ausser Jost und einigen anderen massgeblichen Funktionären des Amtes VI auch ich. Meine Überraschung war gross, denn ich konnte mich schon auf Grund meiner ganzen Vergangenheit und auch meines Entwicklungsganges im deutschen Geheimdienst nicht zu dessen Führungs-Clan rechnen. Das SS- und Polizeigericht in Berlin, das mit der Bearbeitung meines «Falles» betraut war, formulierte mein Delikt als «weltanschauliche Unzuverlässigkeit und konfessionelle Bindung». Ich hatte nämlich versucht, massgeblichen Persönlichkeiten im Vatikan die Anregung nahezubringen, die Westmächte für Friedensverhandlungen zu interessieren.

Es war mir gelungen, den General des Jesuitenordens, Graf Ledochowski, für diesen Gedanken zu gewinnen, und Ledochowski korrespondierte mit mir durch Vermittlung der Berliner päpstlichen Nuntiatuur. Dort aber unterhielt Heydrich einen Spitzel, der zwar zum Glück nicht die wahren Zusammenhänge, immerhin aber die Tatsache der Verbindung zwischen dem Jesuitengeneral und mir feststellen konnte. Da ich zu einem solchen Kontakt keine Genehmigung hatte, hatte ich mich in der Tat eines Dienstvergehens schuldig gemacht; mein Briefwechsel mit einem katholischen Ordensmann in so hervorragender Stellung wurde daher als Erweis meiner «weltanschaulichen Unzuverlässigkeit und konfessionellen Bindung» angesehen. Ich wurde aus dem SD ausgestossen und fand mich eines Tages gleichfalls als Rekrut in der Leibstandartenkaserne in Berlin-Lichterfelde, wo auch Naujocks diente und bereits die ersten schlimmen Ausbildungswochen hinter sich gebracht hatte.

Nach dem Abgang des unbequemen Naujocks änderte Heydrich den Plan der Aktion. Ihm kam es weniger darauf an, die englische Währung zu erschüttern, als mit dem Erlös der Falsifikate den deutschen Geheimdienst zu finanzieren. Vom Abwurf der falschen Pfunde über England war von nun ab nicht mehr die Rede; es ging jetzt darum, den Verkauf des Falschgeldes im neutralen Ausland zu organisieren. Die bisherigen Erzeugungsstätten in der Delbrückstrasse und in Spechthausen schienen Heydrich zu wenig gesichert; er kam daher auf den Gedanken, den Betrieb in das Konzentrationslager Oranienburg zu verlegen. Dort wurde

eine Sonderabteilung eingerichtet, wo alle Produktionsphasen einheitlich zusammengefasst waren.

Diese Verlegung bedeutete einen tiefen Einschnitt in die Geschichte der Fälschungsaktion. Symbolisch dafür war der Namenswechsel: Aus dem «Unternehmen Andreas» wurde ab 1942 das «Unternehmen Bernhard» unter der Leitung des bereits erwähnten Krüger. Natürlich handelte es sich in der Sache nur um die Fortsetzung dessen, was Naujocks begonnen und bereits zu einem vollen Erfolg geführt hatte; trotzdem war der Kurswechsel unverkennbar. Erst das «Unternehmen Bernhard» verwendete KZ-Insassen und war dadurch mit dem Odium eines üblen KZ-Geheimnisses umgeben. Krüger holte aus den Konzentrationslagern vorbestrafte Banknotenfälscher zusammen, die dort seit Kriegsbeginn in sogenannter Sicherheitsverwahrung gehalten wurden, ebenso wie andere Berufsverbrecher, während das alte Stammpersonal nach und nach ausschied. So kam die praktische Durchführung des Unternehmens mehr und mehr in die Hände von professionellen Geldfälschern. Auch viele ehemals führende Bankfachleute, die wegen ihrer jüdischen Abstammung ins KZ verbracht worden waren, zog Krüger heran. Sie waren begreiflicherweise froh, sich durch die Mitarbeit bei dem Falschgeldunternehmen eine bessere Behandlung und damit auch die Chance des Überlebens erkaufen zu können. Freilich waren die Insassen des Blocks 19, wie der abgetrennte Lagerteil des «Unternehmens Bernhard» in Oranienburg genannt wurde, bei den anderen Häftlingen höchst unbeliebt. Die sichtliche Bevorzugung trug ihnen das Misstrauen und die Feindschaft, ja mitunter den Hass der Schicksalsgenossen ein.

Durch fortlaufend angebrachte Verbesserungen erreichte der Fälschungsbetrieb in Oranienburg, der in der letzten Kriegsphase, wie wir schon wissen, in den Stollen bei Redl-Zipf in Oberösterreich verlegt wurde, technische Vollkommenheit. Es stimmt zwar nicht, dass die Monatsproduktion, wie der ehemalige Häftling Skala vor der englisch-amerikanischen Untersuchungskommission aus sagte, im Durchschnitt 400.000 Stück Banknoten betragen habe. Das war vielmehr die höchste Monatsproduktion, die jemals ausgestossen wurde; der Durchschnitt bewegte sich um 200.000 bis 250.000 Noten. Aber auch diese Ziffer ist erstaunlich genug; im Lauf der Jahre sind enorme Summen in Falschgeld erzeugt worden.

Den Betrieb in Oranienburg und später in Redl-Zipf habe ich nie kennengelernt. Zwar wurde ich nach dem Tode Heydrichs von der Waffen-SS wieder zum Amt VI kommandiert, aber da meine einzige Verbindung zum «Unternehmen Bernhard» über Naujocks lief, dieser jedoch auch nach seiner Pardonierung nicht mehr an seinen früheren Posten zurückkehrte, verlor ich jeden Kontakt. Ich hatte mit der Aktion zunächst nichts zu tun; erst beträchtlich später führte mich meine Arbeit wieder mit Exponenten des «Unternehmens Bernhard» zusammen. In der Zwischenzeit wurde ich an dessen Existenz nur durch eine eher groteske Episode erinnert.

Im Herbst 1943, nach meiner Erinnerung im Oktober, rief mich Krüger in meinem Berliner Amt an. Er bezog sich auf meine Kenntnis des Unternehmens und meine Verbindung zu Naujocks und erbat sich meine Unterstützung in einer Ordensangelegenheit. Krüger hatte für seine «verdientesten Mitarbeiter» bei Schellenberg Auszeichnungen beantragt. Der aber wies den Vorschlag ohne Angabe von Gründen zurück, wiewohl es sich nur um niedrige Stufen handelte, zwölf Kriegsverdienstmedaillen und sechs Kriegsverdienstkreuze II. Klasse, wenn ich mich recht erinnere. Nun sollte ich auf Krügers Drängen Schellenberg umzustimmen suchen; der neue Leiter des Unternehmens meinte, dass ich, dem die Schwierigkeiten der Produktion bekannt waren, dazu am besten in der Lage sei. Ich versprach Krüger meine Hilfe, dachte aber nicht daran, mich wegen dieser Sache in einen langwierigen Disput mit Schellenberg einzulassen. Ich liess mir vielmehr den Antrag geben und ihn als meinen eigenen direkt Kaltenbrunner vorlegen. Dabei bediente ich mich der Vermittlung eines der Adjutanten Kaltenbrunners. Dieser Adjutant praktizierte das Aktenstück auf den Schreibtisch des «Chefs», der es halb mechanisch abzeichnete.

Krüger war natürlich hocheifrig. Aber für mich kam noch das dicke Ende nach. Die Kriegsverdienstkreuze waren für SS-Angehörige und Zivilangestellte des «Unternehmens Bernhard» bestimmt; insoweit war alles in Ordnung. Aber die Kriegsverdienstmedaillen hatte Krüger «verdienten Mitarbeitern» zgedacht, die als Häftlinge aus Konzentrationslagern gehörten. KZ-Häftlinge mit deutschen Kriegsauszeichnungen – schon das allein war eine Vorstellung, die in das Denkschema der SS-Bürokratie nicht passte.

Als sich aber dann herausstellte, dass sich unter den solcherart Herausgehobenen drei Juden befanden, war die «tolle Geschichte» fertig. Der Kommandant des Konzentrationslagers Oranienburg, dem die Insassen des Sonderlager<sup>9</sup> zwar nicht im Hinblick auf ihre Arbeitsleistung, aber disziplinar unterstanden, und der auch für deren Bewachung und Versorgung verantwortlich war, hatte gelegentlich einer Inspektion die «Ordensträger» entdeckt. Er erlitt beinahe einen Schlaganfall. Der einzige mildernde Umstand war, dass die Häftlinge im Stammpersonal des «Unternehmens Bernhard» keine KZ-Kleidung tragen mussten; sonst hätte sich die Kriegsverdienstmedaille auf dem gestreiften Sträflingsgewand recht sonderbar ausgenommen. Auf den Lagerkommandanten und auf die üblichen SS-Funktionäre im Reichssicherheitshauptamt musste da<sup>9</sup> Geschehene wie eine Blasphemie wirken. Aber Kaltenbrunner selbst besass glücklicherweise einigen Humor; er liess mich kommen und gratulierte mir zynisch dazu, dass es mir gelungen sei, zum 9. November 1943 die erste Verleihung deutscher Kriegsauszeichnungen an Juden im KZ durchzusetzen. Weiter geschah mir nichts, ja ich konnte sogar erreichen, dass die zwölf ausgezeichneten KZ-Insassen, einschliesslich der drei Juden, ihre Orden behalten durften. Es wurde ihnen allerdings verboten, sie ausserhalb der Baracken des Sonderlagers zu tragen. Sie werden wohl auch wenig Lust gehabt haben, sich nach getanem Fälschertagewerk in ihren armseligen KZ-Stuben mit Medaillen zu schmücken.

Sei es aus Gutmütigkeit, sei es aus Vernunft – Krüger legte jedenfalls grossen Wert darauf, dass seine KZ-Mitarbeiter anständig behandelt wurden. Keiner von ihnen belastete Krüger bei den Vernehmungen durch die alliierten Organe; sie sagten im Gegenteil über Krügers persönliches Verhalten ungemein günstig aus, und einige erzählten, dass sich Krüger mit ihnen verabredet hätte, die Produktionsnorm nicht zu hoch zu schrauben. Wenn nämlich eine zu grosse Banknotenmenge hergestellt worden wäre, so hätte man die Fabrikation wohl beendet oder wenigstens unterbrochen; dann wären die KZ-Häftlinge ihrer Sonderbehandlung wieder verlustig gegangen. Ausserdem bestand nach all den Erfahrungen durchaus die Möglichkeit, dass man sie als lästige Mitwisser beseitigen werde. Darin täuschten sie sich freilich, denn

Ende 1944 lief bereits wieder eine zweite Fälschungsaktion an, zu der man die geschulten Fachleute wenigstens auf lange Zeit ebenfalls dringend brauchte: die Herstellung von Dollarnoten. Was freilich mit den Falschgeldarbeitern nach einem endgültigen Abschluss auch dieses Unternehmens geschehen wäre, konnte niemand wissen.

Krüger hatte einen hervorragenden Spezialisten für Dollarfälschung ermittelt: einen Mann, der sich damals Solly Smoljanoff nannte, den Falschgelddezernenten der Polizei vieler Länder aber auch unter verschiedenen anderen Namen bekannt war. Dieser Smoljanoff, der Abstammung nach ein Zigeuner aus Bulgarien, verbüßte gerade in einem deutschen Gefängnis eine Strafe wegen Geldfälschung. Er versicherte Krüger, in der Lage zu sein, untadelige Druckplatten für Fünfzig- und Hundertdollarnoten herzustellen. Krüger gab ihm die Chance, und tatsächlich lieferte Smoljanoff Ende 1944 die ersten gelungenen Druckplatten ab. Der Bulgare beherrschte sein Handwerk; er konnte sich fast mit jenem Graveur messen, der vier Jahre früher die Druckplatten für die Pfundnoten angefertigt hatte. Auf die Fabrikation des richtigen Papiers für die Dollarnoten verwendete man aber, obgleich es mindestens ebenso wichtig war wie die korrekte Zeichnung der Druckplatten, zu wenig Sorgfalt. Daher erwiesen sich die anfangs 1945 den Verteilungsfachleuten vorgelegten Dollarnoten als unbrauchbar; zahlreiche Mängel des Papiers machten die Falsifikate selbst für Nichtfachleute, die einigermaßen im Bilde waren, kenntlich. Obgleich man sich bereits in der letzten Kriegsphase befand, konzentrierte sich Krüger nach diesem Misserfolg noch einmal auf die neue Aufgabe, und kurz vor dem Zusammenbruch sollen in der Tat Dollarnoten hergestellt worden sein, die auch bezüglich der Papierqualität nichts mehr zu wünschen übrig ließen.

Zuverlässige Nachrichten darüber sind aber nicht zu beschaffen. Alliierte Geheimdienststellen vermuten, dass den Sowjets die Dollardruckplatten irgendwie in die Hände gefallen sind. Sichere Beweise für diese Version fehlen; doch gibt es gewichtige Anzeichen dafür, dass die Russen ehemalige «Bernhard-Leute» herangeholt haben und auch heute noch nach solchen fahnden. Genauerer erfuhr man erstmalig durch Berichte von kürzlich angekommenen Russlandheimkehrern.



Alle Nachrichten über das Schicksal Krügers nach 1945 – von seiner Tätigkeit als Grossbankier in Buenos Aires bis zu seinem «amtlich» festgestellten Tod in Bagdad – haben sich inzwischen als unrichtig herausgestellt. Krüger lebte unter seinem richtigen Namen völlig unangefochten in seiner Heimat bei Hannover, obwohl «Interpol» auf der ganzen Welt nach ihm gefahndet hatte. Der Mann, nach dem das ganze Unternehmen seinen Namen erhielt, scheint gleichfalls frühzeitig gewusst zu haben, dass für ihn keine Gefahr bestand, vor ein britisches Gericht gestellt zu werden, sonst wäre er nicht ausgerechnet in der englischen Besatzungszone Deutschlands geblieben. Mit Ruhe und Gelassenheit wartete er auf den Tag seiner «Entdeckung», und der «grösste Geldfälscher aller Zeiten» kann auch in Zukunft ungestört seine Rosen züchten.

Das DNB (Deutsche Nachrichtenbüro) gibt am 30. Mai 1942 bekannt:

*«Gegen den Stellvertretenden Reichsprotector in Böhmen und Mähren, SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, wurde am 27. Mai in Prag von bisher unbekanntem Tätern ein Anschlag verübt. SS-Obergruppenführer Heydrich wurde dabei verletzt, befindet sich jedoch ausser Lebensgefahr. Für die Ergreifung der Täter wurde eine Belohnung von 10.000.000 Kronen ausgesetzt.»*

Es war im Mai 1942, in einem kleinen südserbischen Nest, dessen Name mir längst entfallen ist. Ich war in einem Humber, der aus der Dünkirchner Kriegsbeute stammte, von Belgrad aus zu meiner Einheit gefahren. Dort wurde meine Ankunft gebührend gefeiert. Erstens hatte ich mit dem Mut des Ahnungslosen ein weites partisanenverseuchtes Gebiet durchquert: niemand hatte mich darüber ins Bild gesetzt, dass sich dort die Lage seit meinem letzten Einsatz sehr zu unseren Ungunsten verändert hatte. So musste ich jetzt spitze Bemerkungen über «professionelles Heldentum» einstecken. Zweitens kam einer meiner Kameraden plötzlich darauf, dass am Tage meiner Ankunft gerade das Fest meines Namensheiligen gefeiert wurde, und diese Gelegenheit zum Feiern wurde nach altem militärischen Brauch sofort ergriffen.

In den späten Abendstunden musste der Bataillonskommandeur ein Ferngespräch mit Berlin führen. Er kam mit der Nachricht in unseren Kreis zurück, dass am Tage vorher in Prag ein Attentat auf Heydrich verübt worden sei. Einzelheiten fehlten noch. Mein erster Gedanke war, dass Naujocks den Anschlag organisiert habe. Noch vor wenigen Wochen hatte er mir nämlich erklärt, er werde sich bei Heydrich in Prag melden und ihm offen ins Gesicht sagen, dass für einen von beiden auf der Welt fürderhin kein Platz sei, wenn Heydrich nicht aufhöre, ihn sogar noch an der Front zu verfolgen. Auch als ich hörte, dass die Täter Tschechen waren, die angeblich der britische Geheimdienst ausgebildet hatte, hielt ich an meiner Vermutung fest; denn Naujocks, das wusste ich, würde ein Attentat auf Heydrich so anlegen, dass ihn niemals auch nur der Schatten eines Verdachtes treffen konnte. Erst später überzeugte ich mich durch eine Unterredung mit Naujocks selbst, dass meine Annahme falsch war – wenn auch nicht ganz unbegründet, denn

Naujocks war zu jener Zeit wirklich fest entschlossen, zwischen ihm und Heydrich «reinen Tisch zu machen».

Heydrichs Tod erfüllte mich mit Genugtuung; ich hielt dafür, dass das Schicksal, das ihn jetzt erreicht hatte, gerecht war. Ich hatte Heydrich als eine amoralische Persönlichkeit kennengelernt, als eine wahre Inkarnation des Bösen; sein Wirken konnte an jedem Ort, wohin immer man ihn auch stellte, nur verhängnisvoll sein. Jetzt bestand die Hoffnung, dass der deutsche Geheimdienst in die Hände eines Mannes kommen würde, für den es auch in diesem Geschäft eine Unterscheidung zwischen Erlaubtem und Un-erlaubtem gab. Ich dachte dabei vor allem an Dr. Best, der Heydrichs Stellvertreter gewesen war; er schien mir alle Eigenschaften zu besitzen, die für einen so schwierigen und exponierten Posten qualifizieren konnten.

Der Tod Heydrichs hatte zur Folge, dass das Strafverfahren gegen mich, das wie ein Damoklesschwert über meinem Haupte schwebte, ausgesetzt wurde. Damit wurde ich von der zermürbenden Belastung durch die ständigen Verhöre befreit, die trotz meinem Dienst bei einer Fronttruppe fortgeführt wurden. Sie waren dort um so unerquicklicher, als die Gerichtsoffiziere, die mich einvernehmen mussten, von den wahren Zusammenhängen keine Ahnung hatten. Sie aufzuklären, war mir aus den verschiedensten Gründen nicht möglich. Einerseits musste ich manches verschweigen, andererseits konnten sie in ihrem gedrillten Denken meine Beziehungen zum Vatikan nur als Hochverrat im wahrsten Sinn des Wortes betrachten.

Eines Tages aber meldete sich bei mir ein Offizier und eröffnete mir, dass er von Schellenberg als persönlicher Kurier zu mir geschickt worden sei, um mich zu fragen, ob ich bereit sei, in das Amt VI zurückzukommen. Mein Entschluss war sehr bald gefasst. Ich hatte zwar wenig Sehnsucht nach dieser Wirkungsstätte, wo mir so viel Ärger und Sorgen entstanden waren, aber ich hatte andererseits auch keine Berufung zum Soldaten, und vor allem: der erbarmungslose Partisanenkrieg stiess mich seiner Unmenschlichkeit und Tücke wegen ab. Aber ich liess nicht gleich erkennen, dass ich gesonnen war, Schellenbergs Vorschlag anzunehmen. Ich hätte sonst keine Forderungen stellen können, und gerade das beabsichtigte ich. Vor allem verlangte ich, dass ich Angehöriger meiner

militärischen Einheit bleiben dürfe und nur zur Dienstleistung an das Amt VI abkommandiert würde. Der Sinn dieser Bedingung war, dass ich auf diese Weise im Zuständigkeitsbereich der normalen Militärgerichtsbarkeit verblieb. Dann bedang ich mir die unmittelbare Weisungsbefugnis für jene Sachgebiete aus, die ich früher nur von der Filiale Wien aus hatte bearbeiten können, wobei mich die Berliner Zentrale natürlich durch eigene Anordnungen störte, die mir das Konzept verdarben. Und schliesslich forderte ich, nach der Regel, dass der Angriff die beste Verteidigung ist, die Leitung des Vatikan-Referates. Das war angesichts der Anklagen, die man gegen mich gerichtet hatte, eine Unverschämtheit zu nennen. Aber ich wollte wenigstens versuchen, auch in Zukunft, was in meiner Macht lag, zu tun, um eine Aktion vatikanischer Kreise zur Friedensvermittlung zustandezubringen.

Mit diesem Bescheid reiste der Kurier zu Schellenberg nach Berlin zurück. Lange Zeit erfolgte nichts, so dass ich mich schon mit dem Scheitern meiner neuen Pläne abzufinden begann. Schliesslich aber kam doch ein Brief Schellenbergs; er persönlich, so hiess es darin, gehe zwar auf meine Forderungen ein, aber es mache enorme Schwierigkeiten, meine Wiedereinstellung in der gewünschten Form zu realisieren. Alle Amtschefs, insbesondere der Leiter der Gestapo, Müller, seien gegen mich, und er könne leider diesen Widerstand nicht so ohne Weiteres überwinden. Diese Mitteilung überraschte mich nicht sehr; das «Sich-Durchsetzen» war nie Schellenbergs starke Seite gewesen, am wenigsten, wenn es dabei um andere Leute ging. Immerhin bat mich Schellenberg bei meinem Divisionskommandeur für einige Tage zu einer «wichtigen Unterredung» in Berlin frei. Obgleich ich nicht viel Hoffnung hatte, dass dabei etwas herauskommen werde, wies ich natürlich diesen unerwarteten Weihnachtsurlaub 1942 nicht zurück.

In Berlin empfing mich Schellenberg unvermittelt mit der Frage: «Wie stehst du mit Dr. Kaltenbrunner?» Kaltenbrunner war damals Höherer SS- und Polizeiführer in Österreich; ich kannte ihn zwar, «stand» aber mit ihm gar nicht, ihm Gegenteil, ich hatte mich jedem Kontakt entzogen, weil ich die Auffassung vertrat, dass sich die Polizeichefs um die Arbeit des Geheimdienstes nicht zu kümmern hatten. Aber ich entnahm der Tatsache, dass Schellenberg eine solche Frage überhaupt an mich richtete, sofort, dass da ein tieferer

Grund vorhanden sein müsse, und daher antwortete ich etwas zweideutig, dass ich Kaltenbrunner schon seit langem gut kenne. Schellenberg schien sehr befriedigt und rückte nun mit der Mitteilung heraus, dass Kaltenbrunner als Nachfolger Heydrichs Chef der Sicherheitspolizei und des SD werden würde. Er rechne damit, dass ich ihm bei seinem neuen Vorgesetzten ein gutes Entree geben werde.

Schellenbergs Mitteilung überraschte mich sehr, denn Kaltenbrunner war von allen in Frage kommenden Kandidaten ohne Zweifel der am wenigsten geeignete. Er war weder ein Polizeifachmann noch ein Diplomat, der, wie Canaris, imstande gewesen wäre, sein reserviertes Wissen als Chef eines Geheimdienstes politisch auszuwerten.

Das Bild, das die Weltöffentlichkeit durch den Nürnberger Prozess von Kaltenbrunner erhalten hat, ist fragmentarisch und einseitig; es stimmt mit dem wirklichen Charakter dieses Mannes nicht überein. Der Ankläger, aber auch das Gericht waren bemüht, Kaltenbrunner als einen Ausbund von Bosheit erscheinen zu lassen, und die Verteidigung war nicht stark genug, daneben auch die zweifellos vorhandenen Lichtpunkte und guten Seiten zur Geltung zu bringen. Man darf nicht vergessen, dass Kaltenbrunner sozusagen vertretungsweise vor dem Nürnberger Gericht stand: im Grunde war gar nicht er gemeint, sondern Himmler, der sich durch feige Flucht aus dem Leben (der Selbstmord galt noch dazu gerade bei der SS als eine besonders verdammenswerte Tat) irdischer Sühne entzogen hatte. Kaltenbrunner aber war noch da, also griff die Nürnberger Justiz zu und zog ihn an Himmlers Stelle für dessen Verbrechen zur Verantwortung. Ähnlich erging es bekanntlich dem Rundfunk-Kommentator Hans Fritzsche, der als Lückenbüsser für seinen Chef Goebbels vor das Nürnberger Tribunal gezogen wurde.

Kaltenbrunner stammte aus einer gutbürgerlichen Rechtsanwaltsfamilie Oberösterreichs. Wie seine Brüder wählte auch er den Beruf des Vaters. Der Tradition seines Hauses getreu, schloss er sich einer nationalen Burschenschaft an. Seiner Gesinnung nach war er als Student anfangs den Grossdeutschen Schönerianischer Prägung zuzurechnen; erst verhältnismässig spät kam er zum Nationalsozialismus. Als Schuschnigg Bundeskanzler war, gehörte

Kaltenbrunner zur mittleren Garnitur der illegalen SS-Führung. Die Wechselfälle der Illegalität brachten ihn plötzlich in den Vordergrund: Eines Tages erfuhr die österreichische Staatspolizei von einer geheimen Führertagung der illegalen österreichischen SS und verhaftete alle Versammelten. Kaltenbrunner, der zufällig verhindert war, an jener Zusammenkunft teilzunehmen, war nun mit einem Male der ranghöchste SS-Führer, der sich noch in Freiheit befand, und somit «Führer des SS-Oberabschnitts Österreich». Jetzt bewies er, dass er politischen Instinkt hatte, denn er schloss sich sehr bald dem gemässigten Flügel Dr. Seyss-Inquarts an, der dann der letzte österreichische Bundeskanzler der ersten Republik wurde. Seyss-Inquart wollte die staatliche Selbständigkeit Österreichs erhalten und wünschte innenpolitisch zwar eine nationalsozialistische Führung, nicht aber die Gleichschaltung. Kaltenbrunner unterstützte Seyss und wurde damit zu einer der wichtigsten Figuren jener gemässigten Richtung. Diese Gruppe glaubte, mit Hitler in Übereinstimmung zu sein, und in der Tat erklärte Hitler noch wenige Tage vor dem Einmarsch der deutschen Truppen gegenüber Dr. Edmund von Glaise-Horstenau, dem Wiener «Minister für nationale Befriedung»: «Bayern brauchte fünfzig Jahre, um in das Reich hineinzuwachsen; ich werde dafür sorgen, dass Österreich mindestens achtzig Jahre Zeit bekommt.»

Bekanntlich ist alles ganz anders gelaufen. Österreich wurde gleichgeschaltet und die Mannschaft Seyss-Inquarts nach kurzer Frist aus der politischen Verantwortung entfernt. Auch Kaltenbrunner trat wieder in den Hintergrund. Als Führer des Oberabschnitts wurde er jetzt zwar automatisch «Höherer SS- und Polizei-Führer», zuerst noch für die ganze «Ostmark», dann aber, als auch diese Zusammenfassung der österreichischen Länder aufgelöst wurde, nur im Ostteil Österreichs. Diese Stellung war damals nahezu bedeutungslos; dem hochtrabenden Titel nebst dazugehöriger Uniform entsprach nur ein geringes Mass von Einfluss. Die Polizeiverwaltung war nämlich streng zentralisiert, und jede auswärtige Polizeistelle – Gestapo, Kriminalpolizei, Sicherheitsdienst – orientierte sich nach der entsprechenden Fachabteilung im Berliner Reichssicherheits-Hauptamt.

Erst später begriff ich, wie es zu der überraschenden Auswahl Kaltenbrunners hatte kommen können. Natürlich hatte Himmler

seine Hand im Spiel. Der «Reichsführer» hatte erst sehr spät, aber immerhin doch begriffen, dass Heydrich ihn an die Wand gedrückt hatte. Wäre Heydrich nicht dem Prager Attentat zum Opfer gefallen, so hätte er Himmler vollends zu einer Dekorationsfigur degradiert, denn der stellvertretende Reichsprotektor besass bereits Hitlers feste Zusage, dass er zum Innenminister ernannt werden würde. Damit wäre Himmler praktisch auf Ehrenvorrechte und auf die weitere Ausbildung einer SS-Ideologie verwiesen worden. Einer solchen Gefahr wollte Himmler, der die Macht liebte, wenn ihr seine Intelligenz auch nicht gewachsen war, nicht wieder ausgesetzt werden. Er erkannte, dass seine eigene Position am leichtesten von der Stellung des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD aus bedroht werden konnte, und daher schlug er Hitler den «krassen Aussenseiter» Kaltenbrunner vor, von dem er keine Rivalität befürchtete. Hitler, der gerade grosse militärische Sorgen hatte, ging darauf ein. Es ist möglich, dass er den Österreicher auch deshalb ernannte, weil er, der Wahl-Preusse, gerade damals von heftigen Ressentiments gegen die «preussische» Generalität erfüllt war, machte er sie doch für die Katastrophe von Stalingrad verantwortlich. Vielleicht wollte er den «Preussen» zeigen, dass Österreicher sich auf höchstem Posten «preussischer» bewähren könnten denn die Geburtspreussen.

Freilich war Himmlers Vorsicht vergeblich. Selbst in einem siegreichen Deutschland hätte er sich nicht behaupten können; sein Versagen auf allen Gebieten, wo er praktische Leistungen hätte setzen müssen, als Chef des Ersatzheeres sowohl wie in der staatlichen Verwaltung, war blamabel, und zwei Jahre nach der Ernennung Kaltenbrunners war seine Rolle so gut wie ausgespielt.

Gerhard Ritter, der angesehene deutsche Historiker, hat in seinem Buch «Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung» (Stuttgart 1955) versucht, der Persönlichkeit Kaltenbrunners gerecht zu werden. Ritter war mit vielen der Angehörigen des deutschen Widerstandes befreundet, die Kaltenbrunners Geheime Staatspolizei dem Volksgerichtshof überlieferte; Voreingenommenheit für Kaltenbrunner wird ihm also niemand nachsagen können. Er berichtet in seinem Buch davon, wie Kaltenbrunner und seine Amtschefs bemüht waren, Hitler den ganzen Ernst der Verschwörung des 20. Juli klarzumachen; es sei Kaltenbrunners Bestreben

gewesen, Hitler davon zu überzeugen, dass die Männer des 20. Juli nicht verantwortungslose Ehrgeizlinge waren, sondern eine Auslese der Deutschen Nation darstellten, eine politische Elite, die für die Zukunft erhalten bleiben musste. Diese Darstellung Ritters trifft zu; sie wird, abgesehen von gleichlautenden Zeugnissen, auch dadurch erhärtet, dass Kaltenbrunner die Verhaftung und Liquidierung der Widerstandskreise vor dem 20. Juli immer abgelehnt hatte, obgleich das von der Staatspolizei gesammelte Material erdrückend war. Aber auch nach dem Attentat wollte Kaltenbrunner die Männer des Widerstandes nicht als gemeine Verbrecher, sondern als achtenswerte politische Gegner behandelt sehen, womit er sich freilich nicht durchsetzen konnte. Die Methoden des Volksgerichtshofs lehnte er ab. Unmittelbar nach dem Prozess gegen Generalfeldmarschall von Witzleben und Genossen traf ich ihn voll Empörung über das Gerichtstheater an. In sichtlich starker Erregung sagte er zu mir: «Dieser Freister ist ein Schwein.» Einigen meiner Freunde, die durch die Ermittlungen der Gestapo belastet waren, hat Kaltenbrunner auf meine Bitte hin das Leben gerettet, indem er das polizeiliche Untersuchungsverfahren einstellen liess.

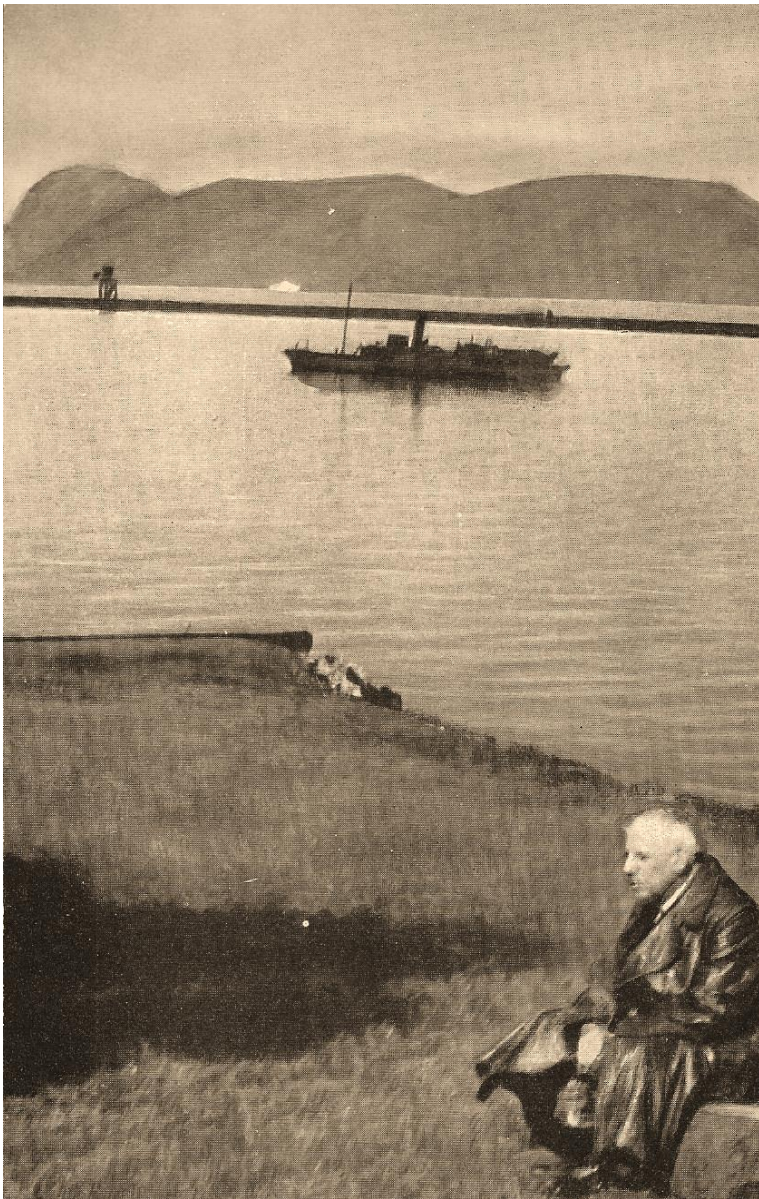
In Kaltenbrunners freilich uneinheitlichem Charakterbild fehlen also die sympathischen Züge durchaus nicht. Er war auch für die Fehler des Systems, dem er diente, nicht blind und übte oft heftige Kritik – dennoch aber blieb er Hitler bis zum letzten Augenblick hörig (wofür ich im späteren Verlauf meiner Schilderung noch ein bezeichnendes Beispiel Vorbringen werde). Diese Gläubigkeit, die sich als stärker erwies denn seine Vernunft, verhinderte es, dass Kaltenbrunner den Absprung vom Regime jemals wagte. Vielleicht liegt darin seine grösste tragische Schuld. Denn wie vielleicht kein zweiter Mann in Deutschland hätte gerade er die Möglichkeit gehabt, dem Schicksal noch eine entscheidende Wendung zu geben.

Wie dem auch sei – jedenfalls gehörte ich zu den Nutzniessern der Ernennung Kaltenbrunners. Als Scheltenberg dem Gestapochef Müller, anscheinend unter Hinzufügung etlicher frei erfundener Details, erzählte, welch «intimer Freund» des neuen Chefs ich sei, war auch dessen Widerstand gegen mich mit einemal gebrochen. Dieser eiskalte Rechner, ein Mann ohne jeden moralischen Sinn,





Admiral Wilhelm Canaris  
Chef der deutschen «Abwehr» bis 1944



Canaris vor Gibraltar

(Die anlässlich einer Weihnachtsreise von Canaris nach Spanien gemachte Aufnahme besitzt besonderen historischen Wert, denn sie zeigt den deutschen Abwehrchef und im Hintergrund den Felsen von Gibraltar mit einem Schiff aus einem alliierten Geleitzug)

der sich nur für seinen Machtapparat, aber nicht im Geringsten für die Ideologie interessierte, der seiner Staatspolizei zu dienen vorgab, lud mich zu sich ein und behandelte mich mit grösster Freundlichkeit. Bei dieser Gelegenheit gab er mir «vertraulich» die Durchschrift einer Beurteilung, die er schon vor Jahresfrist über mich abgegeben haben wollte, zur Kenntnis. Danach wäre ich immer schon ein «aufrechter Nationalsozialist» gewesen, der alle Befehle «bedingungslos» ausführe und auch sonst mit allen Eigenschaften ausgestattet sei, die sich Müller bei einem guten Gestapisten, und weiter ging sein humaner Horizont nicht, wünschte. Das war natürlich eine plumpe Fälschung. Es ist durchaus möglich, dass Müller diese «Beurteilung» meiner Person auch noch in meinen Strafakt nachträglich hineinpraktiziert hat.

Mit Beginn des Jahres 1943 befand ich mich tatsächlich wieder im Amt VI in Berlin. Nur Schellenberg war mir übergeordnet, und von diesem hatte ich keine störenden Eingriffe mehr zu befürchten. Denn ich gewann nun bald wirklich Zugang zu Kaltenbrunner. Freilich ging die Initiative dazu viel mehr von ihm als von mir aus. Der neue Chef fühlte sich in Berlin von Anbeginn an unsicher; von der Abneigung und dem Misstrauen der alten Polizisten und SD-Leute umgeben, schloss er sich natürlich an die wenigen Österreicher, die es im Reichssicherheitshauptamt gab, enger an, konnte er doch annehmen, dass seine Landsleute ihn wenigstens nicht von vornherein ablehnten. So bekam auch ich nach und nach einen gewissen Einfluss auf Kaltenbrunner, und ich hatte vor allem Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen. Er war nicht etwa durch und durch böse, so wie Heydrich; er war kein «kaltes Ungeheuer», den ein übermächtiger innerer Drang zum Bösen getrieben hätte. Freilich hat auch Kaltenbrunner viel Schuld auf sich geladen, aber viel mehr durch seine Passivität und seine Nachgiebigkeit gegenüber allen Ansinnen, die von oben oder sonst von einflussreicher Seite kamen, und viel weniger aus eigener Initiative und über-eifriger Aktivität. Das hebt seine Schuld nicht auf, aber zumindest ein objektiveres Gericht als das in Nürnberg würde ihm mildernde Umstände zubilligen. Zu diesen gehört, dass Kaltenbrunner auch sehr oft geholfen und schlimme, mörderische Befehle abgegeben hat.

Der Empfang bei meiner neuen Wirkungsstätte im Amt VI in der Berkaerstrasse in Berlin-Schmargendorf war nicht besonders

liebenswürdig. Mein Ruf als «oppositionstreibender» Österreicher hatte sich seit 1941 überall verbreitet. Dass ich auch an «allerhöchsten Entscheidungen» Kritik übte, erregte bei vielen meiner Amtskollegen offenes Entsetzen; aber zum Glück gab es auch andere, die nicht bereit waren, Hitler blind in den Abgrund zu folgen. Hitler wusste oder ahnte das. 1944 sagte er, nachdem er gerade einen meiner Vorschläge ärgerlich abgelehnt hatte, zu Kaltenbrunner: «In Ihrem politischen Auslandsgeheimdienst habe ich nicht weniger Gegner als im Amt von Canaris.» Das war übertrieben, aber es ist richtig, dass im Amt VI die Kritik an der deutschen Politik zusehends wuchs, und sie machte schliesslich auch vor Hitlers Verfügungen nicht halt, wenngleich dabei die «geheiligte Person des Führers» nicht ausdrücklich zitiert wurde. Dieser Sachverhalt kann dokumentarisch nachgewiesen werden; trotz allen Vernichtungsbefehlen sind einige Aktenstücke des Amtes VI erhalten geblieben, aus denen die Richtigkeit dieser Behauptungen unwiderleglich hervorgeht.

Nach kurzer Einarbeitung in Berlin bereiste ich meinen ganzen Amtsbereich. Ich unternahm eine ausgedehnte Fahrt durch die Länder des europäischen Südostens und des Balkans, und zum Abschluss besuchte ich Italien. Die Südostländer hatten immer schon zu der jetzt von mir geleiteten Abteilung gehört, nicht jedoch Italien. Die Erweiterung meines Bereichs war nicht etwa auf mein Betreiben erfolgt. Aber da bisher das Vatikan-Referat in Personalunion mit dem Italien-Referat verbunden gewesen war und ich jetzt das Vatikan-Referat auf mein Verlangen erhalten hatte, schlug man mir eben auch gleich Italien zu, zu meiner grossen Überraschung. Freilich war der deutsche Geheimdienst in Italien sozusagen rudimentär, denn Hitler hatte – das war eine der Kavaliersgesten, in denen er sich gelegentlich gefiel – verboten, im Lande seines «grossen Freundes Benito Mussolini» Nachrichtendienst zu betreiben. Meine Vorgänger hatten sich an diese Weisung auch streng gehalten. So gingen aus Italien nur spärliche Berichte ein; die Informationen, die wir über Achsenpartner hatten, stammten zumeist aus anderen Ländern und aus offiziellen Meldungen des deutschen Polizei-Attachés in Rom.

In Rom traf ich einen Dr. Gröbl. Er hatte schon für den illegalen Nachrichtendienst der SS in Tirol gearbeitet und in dieser Zeit der

deutschen Abwehrstelle in München Informationen über die italienischen Befestigungen am Brenner geliefert. Ich kannte ihn seit langem,- er sass nach wie vor in Innsbruck und vertrat dort die Interessen des Amtes VI. Immer noch richtete er sein Hauptaugenmerk auf Italien. In Rom informierte er mich rückhaltslos über die Lage des deutschen Geheimdienstes in Italien, und er machte mich darauf aufmerksam, dass das völlige Fehlen zuverlässiger Meldungen über die Vorgänge in der Führungsschicht des Faschismus für die deutsche Politik und die deutsche Kriegführung ungemein gefährlich werden müsse. Aber auch er habe sich bisher nicht im eigentlichen Sinne nachrichtendienstlich betätigen dürfen, des bekannten Führerbefehls wegen. Hauptsächlich sei er vielmehr für das «Unternehmen Bernhard» engagiert und bereise in dieser Eigenschaft Italien. Doch sei sogar diese Aktion in der letzten Zeit mehr und mehr versandet, da Schellenberg fürchte, dass es zu Pannen kommen könne.

Reichswirtschaftsminister Funk hielt am 19. Mai 1943 vor dem Führerkorps des Gaues Berlin der NSDAP eine Rede über Lenkung, Organisation, Leistung und Kraftreserven der deutschen Kriegswirtschaft im europäischen Lebensraum. Er gab einen Überblick über die kriegswirtschaftlichen Aufgaben und die Leistungen der Kriegswirtschaft im Einzelnen bei den Rohstoffen, der Verarbeitung und der Verteilung in Industrie, Handwerk und Handel und erläuterte Massnahmen, die im letzten Jahr zu einer grundlegenden Neugestaltung und Vereinfachung der Organisation der deutschen Wirtschaft und der Bewirtschaftung selbst durchgeführt worden seien. Unter anderem kam der Reichswirtschaftsminister auch auf die angelsächsische Währungsdiskussion zu sprechen. Die Grundlage dieser lebhaften Diskussionen seien die tiefgehenden Gegensätzlichkeiten zwischen England und den Vereinigten Staaten, die, wie auf allen übrigen Gebieten, so auch insbesondere in der Wirtschafts- und Währungspolitik immer schärfer und nachhaltiger hervorträten. England, das durch den Krieg von seinen Goldvorräten und ausländischen Kapitalanlagen fast völlig entblösst worden sei, versuche krampfhaft, handels- und währungs- politisch noch etwas zu retten, während die Amerikaner ganz brutal ihre Währungspolitik in den Dienst einer monopolartigen Beherrschung der Weltmärkte stellten, um damit gleichzeitig die riesigen toten Goldvorräte durch Kapitalausfuhr wieder nutzbar machen zu können.

Deutschland habe Wichtigeres zu tun, als sich mit Geld- und Währungsproblemen für die Nachkriegszeit auf dieser angelsächsischen Basis zu beschäftigen. Der Wert der Währung sei begründet in den nationalen Wirtschaftskräften und Arbeitsleistungen und in der staatlichen Währungsautonomie. Der Erfolg der deutschen Währungspolitik sei bedingt durch die einheitliche Lenkung der Wirtschaft, durch eine Finanzpolitik, die den Zusammenhängen und Wechselwirkungen zwischen der Geld- und Güterseite der Volkswirtschaft Rechnung trage, und vor allem – dies sei das Entscheidende – durch das Vertrauen des Volkes zur staatlichen Führung. Ein «Weltgeld» sei ebensowenig lebensfähig und brauchbar, wie ein Volapük oder Esperanto es als Weltsprache sein könnten. Nach der siegreichen Beendigung des Krieges werde die deutsche Reichsmark ihre Weltgeltung haben, ebenso wie sie heute bereits ihre europäische Geltung habe. Eine englische «Weltwirtschaftswährung» oder eine amerikanische «Weltgoldwährung», sprich Dollarwährung, seien Requisiten einer vergangenen Epoche, die sich gerade auf dieser Währungs- und Wirtschaftsbasis selbst zugrunde gerichtet, das Chaos in der Weltwirtschaft herbeigeführt habe und niemals wiederkeh-

*ren würde. Es sei immerhin bemerkenswert, dass die angelsächsischen kapitalistischen Mächte zur Behebung ihrer eigenen Nöte zusehends immer mehr die früher von ihnen so verpönten nationalsozialistischen Methoden in ihrer Wirtschaftspolitik sich zu eigen machten. Weil Deutschland sich aus eigener Kraft und mit eigenen vernünftigen und sehr erfolgreichen Methoden aus dem Chaos herausgerungen hätte, das von den früher die Welt beherrschenden angelsächsischen Mächten ange richtet worden sei, werfe man ihm jetzt «wirtschaftliche Aggression» vor. Wenn sich die angelsächsischen Länder dieser Aggression unterworfen hätten, so hätten sie die Weltwirtschaft aus ihrer heillosen Krise befreien und in Ordnung bringen können, womit dann wohl auch eine der wichtigsten Ursachen des von den kapitalistischen Weltmächten im Einvernehmen mit dem jüdischen Bolschewismus entfachten Weltbrandes fortgefallen wäre.*

Gröbl brachte mich in diesen Tagen mit einem seiner Mitarbeiter, Ingenieur Friedrich Schwend, zusammen. Schwend war ein in Italien lebender deutscher Grosskaufmann, der weitreichende wirtschaftliche Beziehungen hatte und Gröbl bei seiner Tätigkeit daher wertvolle Dienste leisten konnte. Der etwas übermittelgrosse Mann mit der eher zurückhaltenden Art sich zu geben, war keine auffallende Erscheinung, aber wenn man mit ihm sprach, hatte man sofort den Eindruck, einer wirklichen Persönlichkeit begegnet zu sein. Dabei war auch Schwends Ausdrucksweise keineswegs faszinierend; er pflegte, anscheinend absichtlich, sich des etwas trockenen Kaufmannsstils zu bedienen, und er unterstrich seine nüchternen Ausführungen nur mit sehr sparsamen Gesten. Wollte er jedoch seinen Gesprächspartner von einer Sache überzeugen, die er für wichtig hielt, und spürte er dabei Widerstand, dann konnte er in einer überraschenden Weise aus sich herausgehen; er entwickelte dabei ausserordentlichen Charme, wie sich das für einen «gelernten Österreicher», als den er sich immer bezeichnete, auch gehört. Kurz, es ging von ihm etwas Einnehmendes und zugleich Imponierendes aus, und als ich Schwend später einmal Schellenberg und Kaltenbrunner vorstellte, konnte ich an ihrer Reaktion auf diesen Mann erkennen, dass sich die Wirkung seiner Persönlichkeit nicht nur auf mich beschränkte. Aber so sympathisch mir Schwend auch war – ich wäre kein Angehöriger des Geheimdienstes gewesen, wenn ich mich nicht trotz der Freundschaft

Gröbels zu Schwend, die freilich eine gewisse Garantie bot, zunächst einmal gründlich über seinen Lebensgang informiert hätte.

Swend war damals noch nicht vierzigjährig. Der geborene Schwabe hatte eine sehr gute Erziehung genossen und verschiedene Hochschulen besucht. Frühzeitig ging er ins Ausland und arbeitete als Kaufmann in ganz Europa, in Nord- und Südamerika und in Asien. Er war das Musterbeispiel eines sehr selten gewordenen Typs: des wagemutigen Pionierkaufmanns, der zugleich den ungeschriebenen Ehrenkodex seines Berufes streng einhält.

Als die Sowjetunion unter Lenin, dem Drude der Wirtschaftsnot nachgebend, die «Neue Ökonomische Politik» (NEP) einleitete, liess sich Schwend bewegen, nach Russland zu gehen, um dort einerseits, wie es einem Kaufmann ansteht, Geschäfte zu machen, andererseits seine Erfahrungen für den Wiederaufbau eines funktionierenden Versorgungsmarktes zur Verfügung zu stellen. Diese Zeit in der Sowjetunion – sein Aufenthalt dort wurde nur durch zwei längere Reisen nach China unterbrochen – hatte Schwend zu einem bedingungslosen Antikommunisten gemacht. Für einen Mann seiner Art war in einem kollektivistischen System kein Platz; er brauchte zu seiner Entfaltung natürlich eine wirklich freie Wirtschaft. So beendete er seine Tätigkeit, lange bevor die Machthaber des Kreml ihr Scheinmanöver mit der NEP wieder liquidiert hatten.

Dann verlor sich für meine Nachforschungen die Spur Schwends auf ein paar Jahre. Diese Lebensphase wurde erst nach 1945 gründlich aufgeheilt, als das amerikanische CIC auf dem Dachboden von Schwends oberbayrischer Villa seine Korrespondenz beschlagnahmte. Den interessantesten Teil davon hat er nie mehr zurück-erhalten: den Briefwechsel aus der Zeit, als er in Ostasien war. Trotzdem konnte ich auch über diesen Abschnitt der Biographie Schwends einiges erfahren. Schwend, der bei der sogenannten schwarzen Reichswehr gedient hatte, dürfte in China verschiedene inoffizielle Aufträge einer Reichswehrstelle erledigt haben.

In Charbin begegnete er dabei dem weissrussischen General Semjonow und war dann längere Zeit dessen Berater und Wirtschaftsbevollmächtigter. Dass die weissrussische Armee in diesem Raum verhältnismässig gut ausgerüstet war, ist der Tätigkeit Schwends zuzuschreiben, der in Europa ganze Schiffsladungen von leichten und schweren Waffen für Semjonow aufkaufte. Aber Schwend hat



sich auch bemüht, Semjonow nützliche militärische Ratschläge zu geben. Ich konnte in ein Memorandum Schwends an Semjonow Einblick nehmen, worin die Grundsätze einer modernen Partisanenkriegführung entwickelt sind. Genau so, wie Schwend es dort darlegte, sind die Sowjets im letzten Krieg gegen die rückwärtigen Verbindungen und gegen die Reserve-Einheiten wie gegen die Besatzungstruppen der deutschen Armee vorgegangen; Schwend hat also schon damals die Bedeutung des Partisanenkampfes erkannt, wenngleich natürlich die Methoden, die er vorschlug, durch die Praxis des Zweiten Weltkrieges noch vervollkommen wurden.

Trotzdem erregte eine Denkschrift Schwends, die im wesentlichen auf dem oben erwähnten Memorandum basierte, bei der deutschen Wehrmachtsführung beträchtliches Aufsehen. Unglückseligerweise hatte ich diese Arbeit Schwends an den «Chef der Bandenkampfverbände» geleitet und musste nun mit allen Mitteln verhindern, dass Schwend zu dieser Dienststelle einberufen wurde. Himmler wollte schon nachgeben, aber zum Glück befand sich Schwend gerade auf «Auslandstournee», und ich sorgte dafür, dass er auch dann noch lange unerreichbar blieb.

Indes, mit dieser Zwischenbemerkung habe ich den Ereignissen vorgegriffen. Nach seiner ostasiatischen Zeit verbrachte Schwend wieder einige Jahre in Deutschland, wohin er sich zu Beginn der dreissiger Jahre begeben hatte. Die Ereignisse um die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus verfolgte er zwar mit grossem Interesse, doch in beträchtlicher Distanz. Diese erlaubte es ihm auch, früher als andere gewisse Fehler der deutschen Wirtschaftspolitik zu erkennen. Als deutscher Patriot wünschte er seine grossen Erfahrungen als Weltkaufmann der neuen Regierung zur Verfügung zu stellen, ohne aber etwa ein Amt anzustreben; er richtete daher einige Memoranden an führende deutsche Persönlichkeiten, worin er vor allem von der Überspannung der Autarkiepolitik abriet. Göring, auf den diese Konzeption zurückging, war durch Schwends Argumente immerhin so stark beeindruckt, dass er ihn zu sich einlud und seine Ausführungen aufmerksam anhörte. Hitler allerdings zeigte sich wenig empfänglich für die Ratschläge dieses «Kosmopoliten», dessen weitläufiger Typus ihm, der, von seinem Kriegsdienst in Frankreich abgesehen, niemals ins Ausland gekommen war und aus dieser Not eine Tugend machte, aufs

Äusserste verhasst sein musste. Damit muss es wohl Zusammenhängen, dass die Gestapo sich für Schwend zu interessieren begann und auch eine Hausdurchsuchung bei ihm vornahm. Zum Glück hatte Schwend die nachmals von den Amerikanern erbeutete Korrespondenz instinktsicher an einem anderen Orte untergebracht, sonst wäre seine Laufbahn vermutlich damals vorzeitig beendet worden. Schwend verliess sein ungastlich gewordenes Heimatland und nahm seinen offiziellen Wohnsitz in New York.

Swend konnte diese Übersiedlung mit seinen Geschäftsinteressen rechtfertigen, so dass es nicht möglich war, ihn als Emigranten zu klassifizieren. Er besorgte nämlich schon seit Jahren die Vermögensverwaltung einer Mitinhaberin der grossen amerikanischen Getreidehandelsfirma Bunge & Born, nämlich der Frau Bunge.

Beide Familien stammten aus Deutschland; sie waren zunächst in Argentinien tätig, wo sie die Orientierung der argentinischen Agrarwirtschaft auf den Getreideanbau entscheidend mitveranlassten, und hatten sich dann endgültig in Nordamerika etabliert. Das Vermögen der Bunes und Borns betrug damals einige hundert Millionen Dollar. Die Interessenverwaltung für Frau Bunge konnte also auch einen Mann wie Schwend geschäftlich ausfüllen.

Noch vor Ausbruch des Krieges kehrte Schwend nach Europa zurück. Aber er hielt sich nicht in Deutschland, sondern in Italien auf – vorsorglich, denn er war nicht sicher, ob die Gestapo ihm nicht etwa seiner formlosen Abmeldung nach Amerika wegen gram wäre. Aber er unterschätzte die Länge des Arms der Gestapo. 1941 wurde er trotz seiner Vorsicht verhaftet und an Deutschland ausgeliefert. Man beschuldigte ihn unter anderem der Spionage zu Gunsten der Vereinigten Staaten. Man hätte diese vermutlich bewusst falsche Anklage niemals beweisen können, aber damals reichte ja schon ein «begründeter Verdacht» auf Spionage aus, um den Betroffenen auf gänzlich unbestimmte Zeit in einem Konzentrationslager verschwinden zu lassen. Aus dieser gefährlichen Lage wurde Schwend durch Gröbl befreit. Dieser hatte Schwend in Italien kennengelernt und schätzte ihn als Menschen und Fachmann äusserst hoch ein. Daher versuchte er zu vermitteln und brachte schliesslich einen, in den Nachrichtendiensten aller Länder nicht eben unüblichen Handel zustande: Schwend wurde freigelassen, musste dafür aber seine internationalen Finanzerfahrungen

dem «Unternehmen Bernhard» zur Verfügung stellen. Das war im Jahr 1942. Schwend hielt sich natürlich an das Abkommen und versuchte, seiner Verpflichtung gerecht zu werden, indem er in Dutzenden von Denkschriften wohlgedachte Vorschläge zu einer grosszügigen Vertriebsorganisation für die falschen Pfundnoten machte.

Aber Schellenberg, dem diese Memoranden von Amts wegen zuzugingen, wagte es nicht, die Frage ernstlich und praktisch anzugehen; seine Furcht vor Pannen war zu gross. Daher beförderte er Schwends Schriftsätze in seinen Panzerschrank und liess sie dort liegen. Nur «persönlichen Vertrauensleuten» wollte Schellenberg den Absatz der Banknoten übertragen – aber diese «persönlichen Vertrauensleute» waren zur Erfüllung einer solchen Aufgabe mindestens ebenso unfähig wie seinerzeit die ungarischen Generalstabsoffiziere zur Verwertung der falschen Francnoten.

Und hier, an diesem Punkte, kreuzte sich Schwends Schicksalslinie mit der meinigen. Bei unserem Zusammentreffen in Rom, in dem bekannten römischen Restaurant «Ulpija» am Colosseum, erzählte mir Schwend von seinem Misserfolg bei Schellenberg. Er entwickelte mir an Hand von konkreten historischen Beispielen seine These, dass die Geheimdienste aller Völker und Staaten immer an dem gleichen Mangel gelitten hätten: dem Mangel an Geld. Selbst die beiden berühmtesten Geheimdienste, der britische und der russische, seien niemals mit hinreichenden Budgets ausgestattet gewesen, und so hätten auch sie im Grund nur halbe Arbeit leisten können – ganz zu schweigen von den Geheimdiensten anderer Staaten. Die kleinliche und unzulängliche Dotierung der Geheimdienste habe sich aber noch immer gerächt, denn eine wirksame Politik, deren Erfolg immer darauf beruht, dem Gegner zuvorzukommen, sei eben ohne Kenntnis von dessen Absichten nicht möglich. Am wenigsten Verständnis für diesen Zusammenhang hätten seit jeher die deutschen Regierungen gehabt; hier fehle einfach der Instinkt für primitive politische Notwendigkeiten, zu denen auch ein funktionierender Geheimdienst gehöre. Das sei nicht von ungefähr so, sondern entspreche tief verwurzelten, aber falschen Vorstellungen des ganzen deutschen Volkes von der Politik, und daher bestehe wenig Aussicht, dass sich an der Knauserigkeit gegenüber dem Geheimdienst etwas ändern könne. Ganz abgesehen

davon sei die Reichsmark ausserhalb Deutschlands praktisch unverwertbar, und es sei immerhin einzusehen, dass man für den Geheimdienst die kostbaren Dollars, Pfunde, Schweizer Franken usw. nicht mit vollen Händen ausgeben wolle. Aber warum mache man dann von den beinahe unbeschränkten Möglichkeiten der Kostendeckung des deutschen Geheimdienstes, die das «Unternehmen Bernhard» eröffne, keinen Gebrauch? Täte man es, so würde die Finanzierung des Geheimdienstes unabhängig vom Staat erfolgen können. Gewiss, als Kaufmann würde er das Ansinnen, mit Falschgeld zu arbeiten, weit von sich weisen – aber jetzt sei eben Krieg, und es handle sich nicht um eine privatwirtschaftliche Spekulation, sondern um eine Kriegsmassnahme, die ohne Frage weit weniger moralisch fragwürdig sei als die massenhafte Tötung von Nichtkombattanten durch den Bombenkrieg. Er garantiere dafür, dass das «Unternehmen Bernhard», wenn man die Aufgabe richtig anfasse, nach einer gewissen Anlaufzeit dem deutschen Geheimdienst jährlich mindestens zweihundertfünfzig Millionen Reichsmark, und zwar in den begehrten Währungen und unter Abzug der unvermeidlicherweise sehr hohen Agentenprovisionen, eintragen würde.

Hätte ich das aus dem Munde eines anderen gehört, so wäre es mir als lächerliche Projektenmacherei erschienen. Aber Schwends Darlegungen waren frei von jeder Phantasterei und Wunschtraum-Romantik; hier sprach ein Mann, der wusste, was er wollte und was er erreichen konnte. Und dieser nüchterne Rechner zeigte mir Chancen, an die ich bisher nicht einmal zu denken gewagt hatte. Die Mittel, die der deutsche Geheimdienst in Auslandsdevisen zur Verfügung bekommen konnte, waren ungemein knapp, gemessen an der Schwierigkeit der Aufgaben, die uns durch die Situation gestellt wurden. Wenn wir einmal einem Agenten, der in wichtiger Mission ins Ausland geschickt werden musste, sagen wir 5.000 Dollar mitgeben wollten, erregte das bei der Kassenverwaltung wahres Entsetzen. So ist es zu verstehen, dass mich Schwends Pläne faszinierten, wenn auch glücklicherweise nicht verwirrten. Ich liess mir von Schwend alle Einzelheiten darlegen. Die, wenn man so sagen will, Vertriebsorganisation des «Unternehmens Bernhard» sollte in einer Art internationaler Zentralbank zusammengefasst werden, mit Filialen in allen Ländern. Schwend hatte genaue Unterlagen zusammengestellt und konnte mir aus dem Kopf An-

gaben machen, die mich davon überzeugten, dass es in der Tat möglich sein werde, binnen eines halben Jahres einen Absatzapparat mit Hilfe von erstklassig qualifizierten Mitarbeitern aufzustellen. So zuversichtlich Schwend in diesem Punkt auch war – Himmlers Wunsch, mit Hilfe des «Unternehmens Bernhard» die englische Wirtschaft zu treffen und zu lähmen, hielt er für pure Spintisiererei. Etwas Derartiges als möglich anzunehmen, sei völlig weltfremd. Noch sei die Wirtschaftskraft des Empire unerschöpft und auf alle Fälle gross genug, um Schwierigkeiten, die aus der deutschen Falschgeldaktion natürlich entstehen mussten, zu überwinden. Die grossen Sorgen für die englische Wirtschaft würden, ohne jedes Dazutun Deutschlands, erst nach dem Kriege kommen. Besonders scharf lehnte es Schwend ab, sich für irgendwelche propagandistische Nebenzwecke herzugeben.

Nach Berlin zurückgekehrt, beschloss ich, Schellenberg nun endlich für die Realisierung der Pläne Schwends zu gewinnen. Inzwischen hatte ich mir auch schon einiges Material über dessen Lebenslauf besorgen können, so dass ich die zu erwartenden Fragen beantworten konnte. Schellenberg schien die Angelegenheit gebührend ernst zu nehmen, denn er lud mich, damit wir uns in Ruhe aussprechen könnten, in seine Wohnung ein. Aber das Ergebnis der nächtlichen Unterredung war entmutigend. Schellenberg hatte nach dem Abgang Josts das Amt VI zunächst nur vertretungsweise übernommen, war aber dann, 1942, erst zweiunddreissig Jahre alt, zum Amtschef ernannt worden. Mit diesem Alter war er der jüngste seiner gleichrangigen Kollegen; Himmler pflegte ihn «Benjamin» zu nennen. Unverhofft zu einer so wichtigen Position gekommen, bemühte er sich nun eifrig, ja nirgends Anstoss zu erregen. Es brauchte lange, bis Krüger ihn durch unablässiges Drängen dahin bringen konnte, doch endlich seine Zustimmung zur Verwertung der erzeugten Pfundnoten zu geben. Dann liess Schellenberg zunächst einmal, sozusagen probeweise, ein Pfundpaket von sehr beträchtlichem Nennwert durch die Wirtschaftsabteilung des Amtes VI einer Pariser Bank verkaufen. Aber wenige Tage darauf hatte die gut funktionierende Wirtschaftspolizei des deutschen Kriegsverwaltungschefs in Frankreich von dieser Aktion Kenntnis bekommen, und der französische Bankier wurde samt seinen deutschen Geschäftspartnern eingesperrt. Nur

die Tatsache, dass dieser Kriegsverwaltungschef Dr. Werner Best war, rettete die Situation. Der ehemalige Amtschef I im Reichssicherheitshauptamt, den Heydrich gestürzt und den ich mir dann als dessen Nachfolger erhofft hatte, bewies auch auf seinem neuen Posten Verständnis für die Nöte des Geheimdienstes und liquidierte die höchst unangenehme Affäre in aller Stille. Ein nach dem gleichen Muster unternommener Versuch in Griechenland scheiterte ebenfalls. Nur waren die Folgen diesmal für Schellenberg noch peinlicher. Es war nämlich nicht möglich, die Angelegenheit an Ort und Stelle beizulegen; die Meldung von dem Falschgeldverkauf ging vielmehr an den Reichswirtschaftsminister Funk. Dieser liess Schellenberg kommen und verlangte kategorisch, dass das «Unternehmen Bernhard» unter keinen Umständen im deutschen Herrschaftsbereich in Europa tätig werden dürfe; er habe die Währungen der Bundesgenossen nicht dazu mühsam ausbalanciert, damit sie dann durch massenweise Verbreitung falscher Pfunde erschüttert würden. Diese Vorhaltungen Funks veranlassten Schellenberg, dem das riskante Unternehmen ohnedies nie gefallen hatte, die Aktion einzustellen, und zwar ohne irgendwelche Ausnahmen. Auch dass Dr. Gröbl mit Hilfe Schwends in Italien ohne Schwierigkeiten zwanzigtausend Pfund hatte an den Mann bringen können, vermochte ihn nicht dazu zu bewegen, den Absatz des Falschgeldes wenigstens dort und mit Hilfe dieser beiden Mitarbeiter fortzuführen.

In diese Situation geriet ich mit meiner Befürwortung der grosszügigen Pläne Schwends hinein. Schellenberg bat mich dringend, «die Finger von der Sache zu lassen». Er sei jetzt dabei, den geheimdienstlichen Apparat umzuorganisieren und wirklich leistungsfähig zu machen; man habe ihm endlich alle Vollmachten dazu gegeben, und Himmler habe ihm vertraulich mitgeteilt, dass er damit rechnen könne, in absehbarer Zeit auch die Leitung des militärischen Geheimdienstes zu erhalten – womit das alte Ziel der Vereinheitlichung und damit Rationalisierung des deutschen Geheimdienstes erreicht sein werde. In dieser Lage müsse er äusserste Vorsicht üben; eine Panne könnte alle seine Pläne über den Haufen werfen, denn seine Gegner könnten sie benutzen, um ihm aus derlei zufälligem Versagen einen Strick zu drehen. Vielleicht werde er in einem Jahr schon so weit sein, um sich

ein solches Risiko leisten zu können, aber im Augenblick sei das eben unmöglich.

Ich versuchte, Schellenbergs Meinung durch alle erdenklichen Argumente zu erschüttern. So bemühte ich mich, ihn davon zu überzeugen, dass gerade die kommende Unterstellung des militärischen Geheimdienstes unter das Amt VI für die Realisierung des Schwend-Planes spreche. Ich fragte Schellenberg, wie er sich denn die Finanzierung des Riesenapparates vorstelle, der durch die Zusammenlegung der beiden Geheimdienstzweige entstehen würde. Wenn die Leitung des Ganzen bei der SS liege, werde von der Wehrmacht wohl nicht mehr viel materielle Unterstützung zu erwarten sein, und dann werde die Last der Beschaffung ausreichender Mittel ganz allein auf ihm, Schellenberg, liegen. Noch dazu würden die «Edeldevisen» immer rarer, denn sie würden für den Einkauf von kriegswichtigen Rohstoffen im Ausland dringend benötigt, ohne dass – da es ja kaum noch Aussenhandel gab – nennenswerte Neueingänge zu verzeichnen wären. Ich bat Schellenberg, mir zu sagen, wie gross die Dollarvorräte seines Amtes im Augenblick seien, und es kam heraus, dass sie sich auf nicht einmal 50.000 Dollar beliefen. Dabei war das Devisenkontingent des Geheimdienstes beim Wirtschaftsministerium längst überzogen, so dass mit Zuflüssen von dort nicht mehr gerechnet werden konnte. Das waren also die «Riesensummen», mit denen nach einhelliger Meinung des In- und Auslands der deutsche Geheimdienst arbeiten konnte! Was das Amt VI wirklich zur Verfügung hatte, reichte nicht einmal aus, einen auch nur einigermaßen zulänglichen Agentenapparat im Ausland zu unterhalten, geschweige denn, die schon mythisch gewordenen «Fünften Kolonnen» zu «besolden».

Aber Schellenberg blieb trotz allen meinen Vorstellungen unachgiebig. Er war klug und phantasievoll – aber über allem stand dem jungen Chef des Geheimdienstes seine Karriere. Sein brennender Ehrgeiz verbot ihm, irgendetwas zu unternehmen, was ihm «oben» etwa schaden konnte. Eine Aktion, die keinen «Vorgang» hatte, auf den man sich berufen konnte, und die von seinen Vorgesetzten – Kaltenbrunner, Himmler und Hitler – nicht ausdrücklich unterstützt, also «voll abgedeckt» war, wollte er unter keinen Umständen riskieren. Da ich aber nicht locker liess, brachte

ich ihn schliesslich doch wenigstens so weit, dass er versprach, das «Unternehmen Bernhard» laufen zu lassen, wenn es mir gelänge, Kaltenbrunner dafür zu gewinnen. Er wollte also die Verantwortung auf diesen abschieben, und ich sollte dabei den Vermittler abgeben. Doch machte mir Schellenberg die Auflage, dass ich Kaltenbrunner über die Haltung Hitlers, Himmlers und Funks dem «Unternehmen Bernhard» gegenüber unterrichten müsse. Das sagte ich feierlich zu.

Kaltenbrunner für die Pläne Schwends zu erwärmen, war durchaus nicht leicht. Mit phantasievollen Projekten und Versprechungen konnte ich ihm nicht kommen; diesem Abkömmling oberösterreichischer Bauern und Kleinkaufleute imponierten nur handfeste Tatsachen. Nun wäre es zwar für mich nicht schwierig gewesen, ihm Beweise dafür zu liefern, dass die Ideen Schwends realisierbar waren; ich zweifelte keinen Augenblick daran, dass es Schwend und Gröbl gelingen würde, mir sehr schnell den Gegenwert von einigen zehntausend falschen Pfunden in harten Devisen zu verschaffen. Hätte ich Kaltenbrunner dieses Geld auf den Tisch legen können, so wäre das ein durchschlagendes Argument auch für ihn gewesen. Aber die falschen Pfunde ruhten in Krügers Tresoren, und ohne Genehmigung Schellenbergs konnte ich nicht einen einzigen Schein von dort herausbekommen. Ich vertraute meine Sorgen wie so oft Gröbl an und der wusste sofort Rat.

Wenige Wochen vor meiner Unterredung mit Schellenberg hatte Mussolini eine sogenannte «Wachablösung», im Sprachgebrauch der Demokratien Regierungsumbildung genannt, vollzogen. Dieser Aktion fiel vor allem der Aussenminister Graf Ciano zum Opfer, den sein Schwiegervater, der Duce, auf den Botschafterposten beim Heiligen Stuhl abschob. Hitler hielt das für eine Stärkung des faschistischen Regimes; er war hocheifrig und hatte, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, auch einige freundliche Worte über die Tätigkeit des deutschen Geheimdienstes fallen lassen: Dieser hatte nämlich das Ereignis schon vor geraumer Zeit ziemlich genau vorausgesagt und auch die Hintergründe der Absetzung Cianos angeben können. Mussolini hatte schon in den vergangenen Jahren eine Menge Unmut über seinen Aussenminister und Schwiegersonn angestaut; der letzte Tropfen, der das Fass dann zum Überlaufen



brachte, waren höchst despektierliche Äusserungen Cianos über den Duce, das faschistische und das nationalsozialistische Regime und über führende Persönlichkeiten beider Systeme. Ciano hatte sie in der Hauptsache im Salon der Fürstin Colonna in Rom gemacht, wo er damals viel verkehrte. Ein Bericht darüber wurde Mussolini vorgelegt, und dieser Bericht stammte vom deutschen Geheimdienst. Der durfte zwar eigentlich in Italien nicht arbeiten, aber Gröbl hatte die Aktion auf eigene Faust und Verantwortung unternommen, ohne Befehl seines Amtes. Daher standen ihm auch keine offiziellen Geldmittel zur Verfügung. Er berichtete mir nun, dass er, um zu der benötigten Summe zu kommen, im Zusammenwirken mit Schwend von jenem Pfundbetrag, der in Italien abgesetzt werden sollte, einen kleinen Teil «abgezweigt» und mit dem Erlös einige Bediente des Hauses Colonna bestochen habe. Das Protokoll über Cianos Äusserungen trug deren Unterschriften; Mussolini liess es durch seine eigene Geheimpolizei nachprüfen und dabei ergab sich, dass alle Angaben stimmten. Das gleiche Expose lag auch Hitler vor und war somit Anlass des Beifalls, den Hitler der Leistung des Geheimdienstes in Italien spendete. Was aber Ciano betrifft, so sollten die falschen Pfunde in seinem Leben noch ein zweites Mal eine grosse Rolle spielen . . .

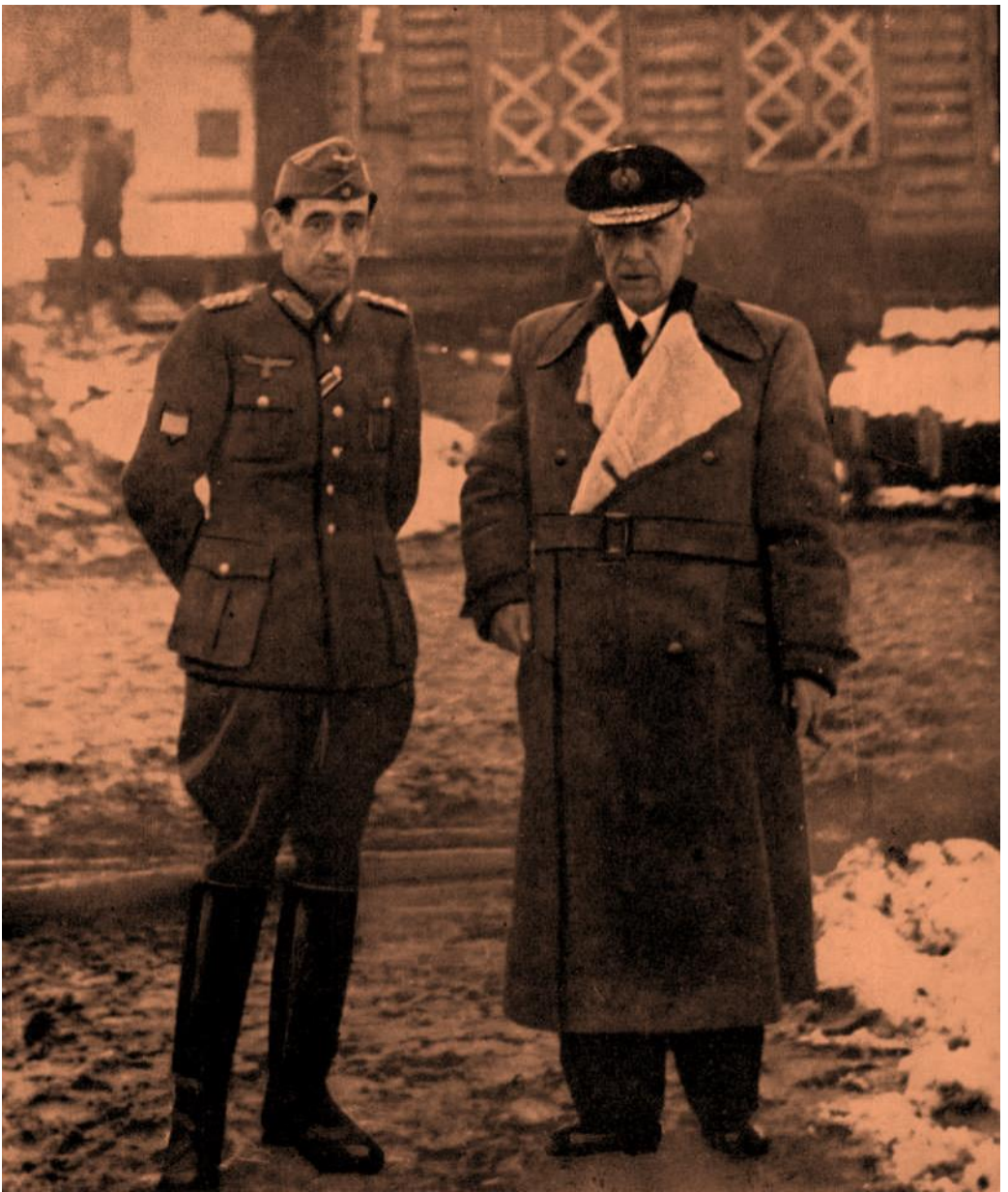
Eine von Hitler belobigte Aktion des Geheimdienstes, somit ein Prestigeerfolg, wie er im Dritten Reich besonders begehrt wurde, war also durch die falschen Pfunde finanziert worden. Gröbl vermutete mit Recht, dass dieser Trumpf bei Kaltenbrunner stechen würde. Musste er doch jetzt erkennen, wie viele Möglichkeiten sich dem Geheimdienst eröffneten, wenn man ihn grosszügig mit Geldmitteln ausstattete. Und auch Hitler und Himmler würden wahrscheinlich ihre Zustimmung geben, wenn sie erfuhren, dass der ihnen so unsympathische Ciano mit Hilfe des «Unternehmens Bernhard» zum Abtreten von der politischen Bühne gezwungen wurde.

Gröbls Voraussagen erwiesen sich als richtig. Ich meldete mich offiziell bei Kaltenbrunner, um den Bericht über meine Italienreise vorzutragen. Das bot mir natürlich Gelegenheit, um, ausgehend vom Sturz Cianos, die Rede auf das «Unternehmen Bernhard' und die Pläne Schwends zu bringen. Kaltenbrunner hörte mich ruhig an, machte sich ein paar Notizen und verabschiedete mich, ohne

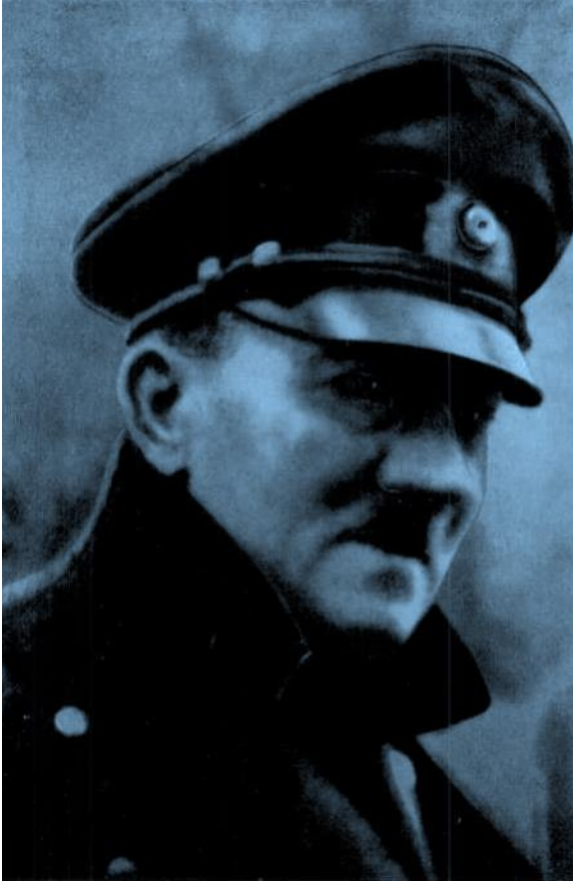
eine Entscheidung getroffen zu haben, ja er liess sich nicht einmal auf ein Gespräch über Chancen und Zweckmässigkeit der geplanten Aktion ein. Ich war also durchaus im Ungewissen und sehr überrascht, als mich Kaltenbrunner schon am darauffolgenden Tag in das berühmte Berliner Lokal Horcher zum Abendessen einlud. Jetzt diskutierten wir ausführlich über Schwends Vorschläge. Kaltenbrunner brachte einige Einwände vor, liess sich aber zusehends überzeugen und erklärte sich schliesslich bereit, Himmlers und Hitlers Zustimmung einzuholen. Das hatte ich allerdings gar nicht erreichen wollen; mir war nur daran gelegen, Kaltenbrunner zu gewinnen, denn ich hatte Bedenken, ob Himmler und Hitler, wenn man sie offiziell fragte, zustimmen würden. Diese Bedenken äusserte ich auch, aber Kaltenbrunner wischte sie mit einer grossartigen Geste weg und erklärte, er werde Himmler erst unterrichten, nachdem er mit Hitler gesprochen habe. Hitler aber werde er keine Sondervorlage machen, sondern er werde den Vorschlag einfach in einen zusammenfassenden Bericht einbauen, der demnächst ohnedies fällig sei. Bei Hitler seien die Aussichten für das «Unternehmen Bernhard» nicht schlecht, denn der sei es gewiss müde, ständig mit der Klage behelligt zu werden, dass der Geheimdienst zu wenig Geld habe und mehr brauche.

Und so geschah es auch. Schon nach wenigen Tagen kam Kaltenbrunner als Sieger aus dem Führerhauptquartier zurück. Hitler hatte zu allen seinen Vorschlägen in Bausch und Bogen ja und amen gesagt, so dass also auch der neue Start des «Unternehmens Bernhard» nach den Plänen Schwends als genehmigt zu gelten habe. Himmler habe ebenfalls alle seine Bedenken zurückgestellt – hochbefriedigt darüber, dass sein neuer Hauptamtschef bei Hitler so gut abgeschnitten hatte; dieser hatte sich nämlich nach der Vorsprache sehr lobend über Kaltenbrunner geäussert. Freilich hatte Kaltenbrunner Hitler gegenüber erklärt, dass der Geheimdienst sich streng an Funks Wunsch halten und die Banknoten nicht in den Ländern der Bundesgenossen absetzen werde – aber, so meinte er jetzt leichthin, so ganz genau könne man das ja wohl nicht immer nehmen.

Das war also die Wiedergeburt des bereits abgetöteten «Unternehmens Bernhard». Aus der Art, wie dieser Erfolg zustande gekommen war, konnte man wertvolle Schlüsse ziehen: Es war auch



Canaris mit General Munoz Grandes  
Kommandeur der spanischen «Blauen Division», an der Ostfront  
(General Munoz Grandes ist z. Z. spanischer Heeresminister)



Diese Aufnahme Hitlers wurde am 24. April 1945, also eine Woche vor seinem Tod gemacht. Sein langjähriger Adjutant Schaub erklärte dem Autor gegenüber, dass es sich um die authentisch letzte Aufnahme vor Hitlers Tod handle.

Am Tag vorher war Reichsminister Speer bei Hitler in Berlin gewesen. Er schilderte später dem englischen Historiker Trevor-Roper, der im Auftrag des Intelligence Service alles erreichbare Material über Hitlers Ende sammelte, seinen Eindruck von dieser Begegnung:

*«Hitler befand sich in einem Zustand unnatürlicher Ruhe: der Ruhe nach dem Sturm. Alle, die ihn an jenem Tag sahen, haben diese Entspannung, diesen inneren Frieden, der den stürmischen Szenen des vorangegangenen Tages gefolgt war, bezeugt. Es war lang her, sagt Speer, seit er ihn so gefasst, so menschlich gesehen hatte. Mehr als ein Jahr lang war sein Benehmen abstossend und angespannt gewesen, was, wie Speer glaubte, auf Hitlers*

*starrköpfigen Glauben, dass Deutschland, entgegen allen Einschätzungen und allen Beweisen, den Krieg gewinnen würde, zurückzuführen war. Nun, da er diese unmögliche Überzeugung aufgegeben hatte, war die geistige Spannung gelockert, und er blickte mit weniger leidenschaftlichen, philosophischen Augen auf die Welt und erwartete, wie er sagte, den Tod als eine Erlösung von einem harten Leben voll von Schwierigkeiten.»*

So die Äusserungen des Reichsministers Speer über seinen letzten Besuch bei Hitler gegenüber dem englischen Historiker Trevor-Roper. Das Bild wirkt wie eine Illustration zu diesen Worten.

in der Diktatur möglich, ein Projekt durchzusetzen, das von allen führenden Funktionären bislang abgelehnt worden war – man musste nur einen Mann finden, der das Ohr des Diktators besass und ausserdem den Mut, die betreffende Sache vorzutragen. Freilich musste man dabei taktisch richtig Vorgehen,- man musste auch hie und da einmal etwas riskieren. Vor allem aber musste man sich ein für allemal damit abfinden, dass im Dritten Reich alles auf das Persönliche abgestimmt war. Nur wenn man sich danach richtete, konnte man auf Erfolg rechnen. Für irgendeinen Vorschlag Gründe der Zweckmässigkeit, der logischen Richtigkeit oder gar der Gerechtigkeit ins Treffen zu führen, reichte nicht hin. Man musste die persönlichen Machtinteressen des betreffenden Vorgesetzten, seine jeweilige personalpolitische Situation (ob er «richtig lag» oder nicht) und nicht zuletzt auch seine momentane Stimmung berücksichtigen. Das letztgenannte Moment war besonders bei Hitler wichtig. Wenn es gelang, ihn zu einer günstigen Stunde zu erreichen, konnte man sehr viel erreichen. Gute Taktiker hatten auch eine Methode gefunden, ihn in jene gute Stimmung zu versetzen, die sie brauchten, um irgendein Projekt durchzubringen: Sie kopelten ihren Vorschlag einfach mit der Bekanntgabe einer günstigen Nachricht, von der sie wussten, dass sie Hitler Freude machte. Dann waren die nötigen Voraussetzungen geschaffen, und man konnte in solchen Augenblicken auch «unabänderliche Entschlüsse» ins Wanken bringen, ja Entscheidungen herbeiführen, die der bisherigen Linie völlig widersprachen. Aber dieses Spiel war schlechterdings zermürend; kein Mensch hielt es länger als ein paar Jahre durch. Denn die geschilderte Methode konnte ebensogut einmal versagen, und dann war Hitlers Zorn über den Mann, der so «unverschämte Ansinnen» an ihn stellte, besonders heftig. Der Unglückliche konnte dann leicht in der Versenkung verschwinden – und das konnte einen tragischen Ausgang bedeuten, denn diese «Versenkung» war mitunter ein Konzentrationslager.

Als ich nach dem Empfang der Erfolgsmeldung in die Berkaerstrasse kam, fand ich meine Kanzlei versperrt. Der Schlüssel lag bei meinem Adjutanten, und dieser meldete mir, dass er mein Zimmer nicht betreten dürfe, seit sich darin ein Koffer befand, den der Amtschef dorthin hatte bringen lassen. Ich konnte den geheimnisvollen Koffer kaum auf meinen Schreibtisch heben, so schwer war

er. Er war sorgfältig verschnürt und versiegelt, und ich hatte eine Erklärung zu unterfertigen, dass ich die Siegel unversehrt vorgefunden habe. Ich unterschrieb, achtete aber in meiner Neugierde gar nicht darauf, ob das stimmte. Vielmehr schnitt ich ohne weitere Untersuchungen die Schnüre einfach auf und öffnete den Koffer. Er war bis oben mit Pfundbanknoten gefüllt, zu fünf, zehn, zwanzig und fünfzig Pfund, im Gesamtbetrag von fünfhunderttausend. Das waren, laut dem Zürcher Devisenkurs, etwa zehn Millionen Reichsmark. Der Anblick von so viel Geld brachte mich natürlich einigermaßen aus der Fassung. Ich blätterte die Bündel durch; die Noten sahen keineswegs so aus, als seien sie eben aus der Presse gekommen; manche waren dem Anschein nach bereits so abgegriffen, als wären sie jahrelang im Verkehr gewesen. Dann kontrollierte ich in Stichproben die Nummern der Banknoten – in keinem der Bündel gab es Scheine mit fortlaufenden Nummern. Man hatte die Musterkollektion sehr sorgfältig zusammengestellt.

Jetzt erst öffnete ich einen Briefumschlag, der dem Pfundschatz beilag. Er enthielt die Empfangsbestätigung. Sie umfasste etliche Dutzend Bogen, denn jede Note war mit ihrer Nummer genau verzeichnet. Ich hätte also die vielen tausend Pfundscheine einzeln überprüfen und feststellen müssen, ob die Nummern mit der Liste übereinstimmten. Aber ich war so leichtsinnig, auf diese Prozedur zu verzichten, und unterschrieb ohne weitere Zeremonien, auf die Gefahr hin, dass ich, wenn es etwa einen Fehlbetrag gab, für Millionenverluste hätte aufkommen müssen. Ich nahm mir aber fest vor, in Zukunft jede unmittelbare Berührung mit den falschen Noten zu vermeiden, und ich konnte diesen Vorsatz auch wirklich halten – denn ich war für die Falschgeldaktion nicht «zuständig». Vielmehr fiel die Erzeugung in die Kompetenz von VI F 4, die Verteilung war Sache von VI Wi und der Organisation Schwends, die selbständig arbeitete. Bei diesen Abgrenzungen blieb es auch bis zum Schluss.

Erst von Schellenberg – der die Meldung von meinem durchschlagenden Erfolg mit süßsaurer Miene entgegennahm – erfuhr ich, dass die Durchbrechung der Kompetenzverhältnisse in diesem Fall von Kaltenbrunner selbst angeordnet war: er wollte mir mit dem Banknotenkoffer eine Überraschung bereiten. Ich handelte dann nicht weniger kindisch und schickte zwei Kuriere mit dem

Pfundschatz zu Schwend nach Meran, ohne ihn vorher von der Genehmigung seiner Vorschläge unterrichtet zu haben. Und sogar Schwend, durch dessen Hände doch schon Riesensummen gegangen waren, ist damals, wie mir Gröbl erzählte, von dem Anblick der falschen Millionen nicht ganz unbeeindruckt geblieben. Seine Freude über den Erfolg war gross; es bereitete ihm sozusagen handwerkliche Befriedigung, seine finanzorganisatorischen Fähigkeiten und seine grosse Routine an dem schwierigen Unternehmen bewähren zu können. Anders als ich, kontrollierte er zusammen mit Gröbl die Banknotennummern, was zwei volle Tage in Anspruch nahm, so dass meine Kuriere mit entsprechender Verspätung zurückkamen.

Als Leiter einer so weit verzweigten Absatzorganisation, der immer oder wenigstens in der Regel erreichbar sein musste, konnte Schwend nicht wie bisher als reisender Grosskaufmann in einem Dutzend oder mehr Absteigequartieren leben. Er brauchte einen festen Dienstsitz, der möglichst abgelegen und leicht zu bewachen sein musste, und eine zuverlässige Wachmannschaft, die auch die Kuriere für den Verkehr mit Berlin stellen konnte. Binnen 14 Tagen hatte Schwend das benötigte Objekt gefunden: es war das Schloss Labers, das etwa eine Stunde Wegs von Meran mitten in ausgedehnten Wein- und Obstgärten liegt. Schwend kaufte es und liess es für seine Zwecke einrichten, während ich ihm ein Wachkommando, bestehend aus 24 Mann Waffen-SS, verschaffte. Es gehörte zum III. Korps der Waffen-SS und wurde von einem Oberleutnant befehligt, der durch eine schwere Kriegsverletzung frontuntauglich geworden war. Der offizielle Titel von Schwends Dienststelle in Labers lautete: «Sonderstab – Generalkommando III. Germnisches Panzerkorps». Schwend galt als Einkäufer des Korps; verschiedene militärische Einheiten versuchten damals im Ausland, was den Dienstvorschriften freilich nicht ganz entsprach, Bedarfsartikel, vor allem Lebensmittel, für die Truppe zusätzlich zur offiziellen Versorgung zu beschaffen und hatten dafür eigene Beauftragte eingesetzt: an der Tarnposition Schwends war also nichts Aussergewöhnliches und Auffälliges.

Natürlich musste Schwend, um Nachforschungen fremder Agenten, aber auch anderer deutscher Dienststellen zu erschweren, einen falschen Namen führen; er hiess nun Dr. Wendig. Auf diesen Namen

erhielt er: ein Soldbuch als Major der Waffen-SS, eine Legitimation als Kriminalrat der Gestapo, einen deutschen Ministerial- und einen normalen deutschen Reisepass. Dazu verschaffte sich Schwend nach und nach ein ganzes Archiv von falschen Personaldokumenten. So besaß er auf den Namen Wendig einen italienischen Pass, auf ein Dutzend anderer Namen ebenfalls italienische Papiere, einen portugiesischen und einen spanischen Pass, einen ägyptischen, verschiedene südamerikanische usw. – und alles das war «echt», d.h. nicht etwa in der Fälscherwerkstätte des Amtes VI in Berlin hergestellt, sondern um teures, nein um billiges Geld, nämlich mit falschen Pfunden gekauft. Gegen Ende des Krieges legte sich Schwend sogar Ausweispapiere der Partisanen zu, durchwegs erster Qualität; in dieser einzigartigen Sammlung, die Schwend nach Kriegsende leider vernichtet hat, waren, mit verschiedenen Ausfertigungen, die kommunistischen Tito-Partisanen, die nationalistischen serbischen Tschetniki des Generals Mihajlovic, die italienischen Guerillagruppen Cadornas vertreten. Mit Hilfe dieser Dokumente konnte Schwend in den sogenannten «partisanenverseuchten Gebieten» so gut wie unangefochten herumreisen. Die Schwierigkeit bestand beinahe nur darin, bei der Kontrolle sogleich den richtigen Ausweis aus der Tasche zu ziehen, denn die Einflussgebiete der einzelnen aufständischen Gruppen waren natürlich nicht fest gegeneinander abgegrenzt, und manchmal bekämpften diese Einheiten sich heftig untereinander. Auch musste man die jeweils unpassenden Ausweise sorgfältig verstecken, damit sie bei einer Untersuchung nicht auffielen. Als die Regierung Badoglio nach dem Sturz Mussolinis in dem von den Alliierten bereits besetzten Gebiet neue Personalpapiere ausgab, konnte Schwend sich und seinen Mitarbeitern in kürzester Frist auch solche besorgen, natürlich mit den dazugehörigen Stempeln und Bestätigungen der alliierten Truppenstäbe. Auf diesem Gebiete war Schwend kaum etwas unmöglich, und im Übrigen war das Sammeln von Ausweisen aller Art für Schwend ein richtiges «hobby», eine Liebhaberei, der er sich förmlich genießerisch hingab.

Etwa vier Wochen nach dem neuen Start des «Unternehmens Bernhard' konnte ich Schwend als Schlossherrn meine Aufwartung machen. Bei dieser Gelegenheit stellte er mir seine wichtigsten Mitarbeiter vor. Ich hatte erwartet, den üblichen Schwarzhändler-



Typen zu begegnen, aber ich hatte mich getäuscht. Die Herren wirkten durchwegs sehr seriös; hätte man aus ihrer Erscheinung auf den Beruf schliessen sollen, so wäre man auf alles andere eher als auf die Vermutung gekommen, dass sie Falschgeld in Umlauf setzten. Das «Team» Schwends (so nannte er es selbst) bestand damals und auch später, zurzeit der Hochblüte seines Unternehmens vorwiegend aus Hoteldirektoren und -besitzern, zum Teil international bekannter und angesehener Häuser. Auch zwei Bankdirektoren lernte ich bei Schwend kennen, einen Italiener und einen Schweizer, der so würdig aussah, dass ich mich scheute, mit ihm von falschem Geld zu sprechen. Auch Schwends Agenten im Ausland, besonders in Portugal und Schweden, sollen durchwegs gleicher Art und Haltung gewesen sein, ebenso einige Südamerikaner, die Schwend von früher her kannte und nun für das «Unternehmen Bernhard» heranzog. Es spricht für Schwends Menschenkenntnis und für die Richtigkeit seines Auswahlprinzips, dass im ganzen Verlauf der Aktion nur wenige Pannen passierten – und niemals mit einem «Chefverkäufer», wie Schwends Spitzenagenten hiessen. Die Zwischenfälle, die praktisch nicht zu vermeiden waren, wurden durchweg von Unteragenten verschuldet.

Erst bei dieser Unterredung auf Schloss Labers besprach ich die Arbeitsbedingungen, die Kaltenbrunner selbst festgelegt hatte. Man konnte sie mit Fug und Recht grosszügig nennen, denn Kaltenbrunner bot Schwend zur Finanzierung seiner Organisation 33% des Umsatzes. Dafür erklärte sich Schwend bereit, das «volle Risiko» zu übernehmen. Das besagte, dass er alle Verluste selbst tragen wollte, die der Organisation durch Beschlagnahme oder sonstige «höhere Gewalt» entstehen würden. Natürlich überwälzte Schwend, als hartgesottener Kaufmann, dieses Risiko auf seine Chefverkäufer, die er dafür mit 25 Prozent am Umsatz beteiligte. Schwend blieben also «nur» 8% Prozent. Das war, im Hinblick auf den enormen Gesamtumsatz, eine sehr hohe Summe – und trotzdem verdiente Schwend bei dem Geschäft keineswegs so viele Millionen, wie man hätte annehmen können. Denn er ging mit seinen Anteilen sehr grosszügig zum Besten des Unternehmens um; er kaufte Häuser, Schiffe, Fahrzeuge und gab immense Gelder für Bestechungszwecke aus. So knüpfte er mit der Zeit ein verhältnismässig dichtes Netz von Stützpunkten und Kurierverbindungen.

Das war so kostspielig, dass er mit seinen ssVs Prozent nicht immer auskam. Daher tätigte er bisweilen selbst ohne Vermittlung eines seiner Chefverkäufer grössere Abschlüsse, wofür er sich immer damit gleichsam entschuldigte, er hätte Geld für die Arbeit gebraucht. Schwend betrieb das Unternehmen als eine Art Sport; es kam ihm viel weniger auf Geldgewinn als auf die Erregung des Wagnisses und auf die sozusagen spielerische Betätigung seiner Routine an. Das zeigte sich besonders deutlich bei seiner Aktion mit den Partisanen, die ihm persönlich fast nichts eintrug, ihn aber immer wieder in Lebensgefahr brachte. Wir werden davon noch zu sprechen haben.

Swend hatte inzwischen von VI Wi eine neue Sendung Falschgeld angefordert. Er stellte die erste Abrechnung kurzfristig in Aussicht. Seit meiner Rückkehr aus Südtirol nach Wien waren in der Tat noch keine drei Tage vergangen, als sich bei mir der Leiter eines Transportkommandos meldete; er wollte mir Schwends «Finanzbericht» zusammen mit dem Erlös übergeben. Ich lehnte zuerst die Übernahme ab, wollte ich doch mit der Abwicklung der Falschgeldaktion unter keinen Umständen unmittelbar zu tun haben. Schwends Mitteilung in Schloss Labers hatte ich missverstanden: ich hatte sie nicht so aufgefasst, dass ausgerechnet ich der Empfänger jener «ersten Abrechnung» sein sollte. Aber der Transportleiter, ein Feldwebel, blieb hart. Als richtiger Soldat bestand er darauf, seinen Befehl so auszuführen, wie er lautete, und wies es zurück, von mir andere Befehle entgegenzunehmen; sein Dienstvorgesetzter sei «Major Wendig», und nur dieser könne ihm solche erteilen. Daher weigerte er sich auch, mit dem Transport weiter nach Berlin zu fahren. So gab ich schliesslich, es sollte das letzte Mal sein, nach – und bereute es gleich darauf wieder. Der Feldwebel liess durch vier Soldaten einige Kisten in meine Kanzlei bringen. Jede war so schwer, dass sie ein Mann allein nicht einmal aufheben konnte. Er öffnete sie befehlsgemäss in meiner Gegenwart – sie enthielten gemünztes und Barrengold in einer nie gesehenen Menge. Es werden wohl etliche hundert Kilogramm gewesen sein (weshalb für den Transport auch ein Lastkraftwagen und nicht ein Personenkraftwagen benutzt worden war). Ausserdem enthielt die Sendung mehrere Stahlkassetten, vollgepackt mit Dollars, echten Pfunden und Schweizer Franken, gleichfalls von

schwindelerregend hohem Nennwert. Inzwischen hatte ich mir eine Kompromisslösung ausgedacht, die meine dauernde Einbeziehung in das Relais-System Schwends verhindern sollte: Ich verlangte von dem Feldwebel, dass die Kisten und Kassetten wieder plombiert würden. Ich wollte dann den Transport mit einem neuen Begleitkommando nach Berlin schicken. Dort sollte das Amt VI Wi die endgültige Empfangsbestätigung ausfertigen und die Richtigkeit der Verrechnung beurkunden. Ich aber stellte dem Feldwebel lediglich eine Interimsbestätigung aus, die allerdings, nicht ohne Absicht natürlich, sehr wenig bankfachmännisch ausfiel: Sie lautete nämlich kurz und bündig, dass ich «vier Kisten, Inhalt Goldmünzen und Goldbarren, sowie drei Kassetten, Inhalt Dollar, Pfund und Schweizer Franken, in plombiertem Zustand» übernommen hätte und an das RSHA VI Wi weiterleiten würde.

Der Transport war nach Dienstschluss eingetroffen, und so konnte ich nicht mehr veranlassen, dass der Gold- und Devisenschatz entsprechend untergebracht und behütet wurde. Es blieb mir nichts übrig, als selbst die ganze Nacht in meiner Kanzlei zu bleiben. Am darauffolgenden Morgen wurde Schwends gewichtige Sendung durch Kuriere mit der Bahn in einem reservierten Abteil nach Berlin geschafft. Natürlich erregte das Ein- und Ausladen der ungewöhnlich schweren Kisten, mit denen sich das Transportkommando abplagen musste, gehöriges Aufsehen bei den Reisenden wie beim Fahrpersonal. So erfuhr auch die Gestapo, die selbstverständlich unter den Eisenbahnern ihre Spitzel hatte, davon und liess bei mir Erkundigungen einziehen. Ich wies sie mit der probaten Formel «Geheime Reichssache» ab. Offiziell musste sich die Gestapo mit dieser orakelhaften Auskunft zufrieden geben, in Wirklichkeit aber tat sie es keineswegs. Der Chef der Staatspolizeistelle in Wien, SS-Generalmajor Huber, war auch Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD geworden – eine im Grunde absurde Konstruktion, denn er war dadurch sein eigener Vorgesetzter als Gestapochef. So konnte nicht verhindert werden, dass er die Torwache des ehemaligen Rothschild-Palais, wo er ja ebenso Hausherr war wie im Gestapogebäude auf dem Morzinplatz, verhören liess. Was die über den geheimnisvollen Transport mit den schweren Kisten zu erzählen wusste, war zwar nicht viel, aber es reichte hin, um das Interesse Hubers erst recht anzu-

stacheln. Er wandte sich daher an seinen Dienstvorgesetzten, den obersten Gestapo-Chef Müller in Berlin. Mit diesem verband ihn eine intime Freundschaft; sie kamen nämlich beide aus der bayerischen politischen Polizei und waren bis 1933 erbitterte Nazigegner, freilich wohl kaum aus ideologischen Gründen, sondern weil sie als bloße Polizeiroutiniers jedem beliebigem Regime rückhaltlos dienten. Darum kann es nicht verwundern, dass Müller heute aller Wahrscheinlichkeit nach seine Fähigkeiten als Polizeibüttel den Sowjets zur Verfügung stellt. Sein Kumpan Huber aber wurde von der Entnazifizierungskammer mit 500 DM Busse als «Mitläufer» eingestuft – während Untergebene dieses Mannes, die in Wien nur seine Weisungen ausführten, am Galgen endeten und andere noch Kerkerstrafen abzubüssen haben. Aber Huber konnte eben für sich anführen, dass er, genau so wie Müller, bis 1939 wegen seiner Tätigkeit in Bayern nicht zur Mitgliedschaft bei der NSDAP zugelassen wurde, und ausserdem war Huber, der natürlich, um seinen neuen Herren zu gefallen, aus der Kirche ausgetreten war, rechtzeitig wieder katholisch geworden.

Müller wusste natürlich von dem Transport und den Zusammenhängen mehr als Huber, dem er dieses Wissen nicht vorenthielt. Seit dieser Zeit erfreute sich das «Unternehmen Bernhard» auch in Wien staatspolizeilicher Aufmerksamkeit. Offiziell wurde freilich nichts dagegen unternommen, das wagte man nicht, aber hintenherum wurden Schwierigkeiten gemacht, wo es nur ging. Das Motiv war jene nahezu psychopathische Eifersucht benachbarter Dienststellen aufeinander, die schliesslich im Dritten Reich zu einem Kampf aller gegen alle führte und die ganze Staatsverwaltung zerrüttete. Dazu kam noch die Sonderfeindschaft zwischen Gestapo und SD, die aus der Tendenz der Gestapo entstanden war, sich den Sicherheitsdienst einzuverleiben. Wenn im Umkreis des «Unternehmens Bernhard» irgendwo auch nur eine kleine Unregelmässigkeit, ein kleines Versehen passierte, sei es, dass ein Kurier, den man an der Grenze kontrollierte, seine Ausweispapiere nicht ganz in Ordnung hatte, sei es, dass ein Agent im Ausland oder im besetzten Gebiet irgendwie auffiel – sofort war die Nachricht bei Müller. Dieser hatte dann nichts Eiligeres zu tun, als Kaltenbrunner Meldung zu machen, um ihn scheinheilig zu «warnen», dass das «Ansehen des Reiches unter derartigen

Geschäften leide». Das Bad musste meistens ich ausgießen, denn obgleich ich mit der Arbeit des «Unternehmens Bernhard» nichts zu tun hatte, entlud sich der Unmut des Chefs über mir. Zweimal kam es sogar soweit, dass Kaltenbrunner die Fortführung des Unternehmens verbot. Das eine Mal war der Grund dafür eine unbedeutende Panne in Budapest, das andere Mal eine Intrige des Gestapochefts Müller, die bezeichnend für dessen Methoden war.

Gegen Ende 1943 hatte ich meinen Dienstsitz von Berlin nach Wien verlegt. Es war mit gelungen, die Erlaubnis dazu mit dem Argument zu erwirken, dass ich in Wien meinem Arbeitsgebiet, dem Südosten Europas, näher sei. Aber auch in Wien litt es mich nur einige Monate. Die ständige Bespitzelung durch die Gestapo wurde nämlich bald unerträglich, und so zog ich von Wien weiter nach Budapest. Dort hatte ich endlich vor der Gestapo einigermaßen Ruhe. Aber schon nach kurzem Aufenthalt in Budapest, wenige Tage nach dem 20. Juli, befahl mich Kaltenbrunner nach Berlin. Ich war beunruhigt, denn ich war mit einigen der Verschwörer gut bekannt und mit dem einen oder anderen sogar befreundet gewesen. Als mich Kaltenbrunner in seiner Dienststelle in der Wilhelmstrasse höchst ungnädig empfing, wurde meine Befürchtung, dass ich mit der Aktion des 20. Juli von irgendjemand in Verbindung gebracht worden sei, fast zur Gewissheit. Um so mehr war ich erleichtert, als Kaltenbrunner mir mit empörter Geste Dokumente vor die Nase hielt, die bewiesen, dass Schwend Jude sei – falls sie nämlich echt waren.

Ich zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass Müller seine Hand im Spiel hatte. Was sollte ich tun, um den Angriff aus dem Hinterhalt abzuwehren? Ich konnte beteuern, dass die vorgelegten Papiere gefälscht seien und dass Schwend sogleich echte Dokumente über die Abstammung seiner Vorfahren beibringen werde. Aber würde das Erfolg versprechen? Kaltenbrunner wusste von Schwends Fähigkeiten auf dem Gebiete der Beschaffung von Dokumenten aller Art – und so echt die von ihm beigebrachten Geburts- und Taufscheine auch sein mochten, Gestapo-Müller war Schwend an technischen Mitteln überlegen und hatte bestimmt die Möglichkeit, noch «echtere» zu besorgen. Deshalb verwarf ich den Gedanken einer solchen Art Verteidigung und ging zur Offensive vor: Ich sagte Kaltenbrunner, dass es bei einem solchen Unternehmen wohl

nicht auf den grossen Ariernachweis ankomme, sondern ausschliesslich auf die Fähigkeiten. Schliesslich seien doch an der Erzeugung der Noten ebenfalls Juden unmittelbar beteiligt gewesen – was würde es also schon verschlagen, wenn nun auch der Verkäufer dieser Produkte Jude sei? Er würde dann wenigstens über die nötigen Beziehungen im Ausland verfügen. Ich vergass indes nicht, hinzuzufügen, dass Schwend seine rein arische Abstammung jederzeit nachweisen könne. Kaltenbrunner zeigte sich beeindruckt, und noch am gleichen Tag erteilte er die Genehmigung zur Weiterarbeit. Aber er glaubte bis zuletzt daran, dass Schwend Jude sei. Als ich mir in Nürnberg unter den grössten Schwierigkeiten die Möglichkeit verschafft hatte, mit Kaltenbrunner im Gefängnis ungestört zu sprechen, richtete er an mich die abstruse Frage, ob ihm nicht Schwend, der doch sicher Beziehungen zum «Weltjudentum» besässe, helfen könne . . .

Eine Sondermeldung des Grossdeutschen Rundfunks vom 12. September 1943 gibt aus dem Führerhauptquartier Folgendes bekannt:

*«Deutsche Fallschirmtruppen und Männer des Sicherheitsdienstes und der Waffen-SS führten heute eine Unternehmung zur Befreiung des von der Verräterclique in Gefangenschaft gehaltenen Duce durch. Der Handstreich ist gelungen, der Duce befindet sich in Freiheit. Die von der Badoglio-Regierung vereinbarte Auslieferung an die Angloamerikaner ist damit vereitelt.»*

Ergänzend dazu meldet das DNB (Deutsche Nachrichtenbüro) am 13. September Folgendes:

*«Das Befreiungsunternehmen, das zu einem so sensationellen Erfolg geführt hat, ist von einem Sonderkommando des Sicherheitsdienstes der SS und der Fallschirmtruppe unter grössten Schwierigkeiten vorbereitet worden. Die Regierung Badoglio hat den Aufenthaltsort des Duce durch ausserordentliche Massnahmen unter allen Umständen geheimzuhalten gesucht.*

*In dem Bestreben, jede Spur der Unterbringung des Duce zu verwischen, wurde sein Aufenthaltsort seit dem 25. Juli mehrmals gewechselt. Während der letzten Zeit wurde er alle zwei bis drei Tage in ein neues Gefängnis, in Kasernen, auf Inseln und Kriegsschiffe verschleppt. Zur Bewachung waren stets grosse militärische Verbände herangezogen, die ebenfalls regelmässig wechselten. Die unmittelbare Bewachung stellte eine Abteilung Karabinieri, die den Befehl hatte, den Duce im Falle eines Befreiungsversuches sofort zu ermorden. Erst in der letzten Zeit gelang es, die Spur der Verschleppung so genau festzustellen, dass nicht nur die früheren Aufenthaltsorte, sondern auch die gegenwärtige Unterbringung des Duce ermittelt werden konnte.*

*Zuletzt wurde mit Sicherheit festgestellt, dass der Duce in ein völlig unzugängliches Bergmassiv verbracht worden war und dort unter den schmachlichsten Umständen und unter verstärkter Bewachung gefangen gehalten wurde. Diese Gewissheit gab das Signal zum Start des kühnen Unternehmens, dessen Durchführung von einem hervorragenden SS- Hauptsturmführer des Sicherheitsdienstes, einem gebürtigen Österreicher, geleitet wurde. Trotz des der Bewachung Mussolinis von Badoglio erteilten Befehles, ihn bei einem Befreiungsversuch zu ermorden, ist der Duce bei dem am Sonntag gemeldeten Unternehmen nicht verwundet worden. Nach seiner Befreiung hat der Duce telefonisch mit dem Führer gesprochen. Es ist schwer mit Worten den Gefühlen Ausdruck zu geben, die den Führer und den Duce bei diesem historischen Gespräch bewegten. Ist doch der Dank, den der Führer dem Duce für*

*dessen verständnisvolle Haltung bei der Wiedereingliederung Österreichs in das Reich aussprach – «Mussolini, ich werde Ihnen dies nie vergessen» –, jetzt durch eine Tat besiegelt worden, die abermals beweist, dass der Führer sein gegebenes Wort in jedem Fall einlöst. Später hat sich der Duce zu seiner Familie begeben, die ebenfalls von einem Sonderkommando des Sicherheitsdienstes der SS aus der Internierung befreit worden war. Der Führer hat den an der Aktion beteiligten Männern des Sicherheitsdienstes, der Waffen-SS und der Fallschirmtruppen hohe Auszeichnungen verliehen»*

Am 17. Juli 1943 erreichte mich auf dem Funkweg die dringende Bitte meines Beauftragten in Italien, sofort nach Rom zu kommen. Die weiteren Ausführungen des Funkspruchs waren unklar und kaum zu deuten; unter anderem war da von einem «geplanten Anschlag auf Mussolini» die Rede. Das machte mich besorgt, aber ich verstand den Satz so, dass ein Attentat auf das Leben des Duce zu gewärtigen sei.

Die Situation des deutschen Geheimdienstes in Italien war wegen des schon erwähnten «Führerbefehls», der nachrichtendienstliche Betätigung im Lande des Faschismus verbot, sehr schwierig. Es waren lediglich deutsche Verbindungsoffiziere bei den entsprechenden italienischen Geheimdienststellen erlaubt. Die Verbindung mit dem militärischen Geheimdienst der Italiener gehörte zu den Aufgaben des deutschen Militärattachés in Rom, General von Rintelen. Er erfüllte seinen heiklen Auftrag mit beachtenswertem Geschick, und auch der deutsche Polizeiatnaché Kappler bewährte sich gut. Ihre Arbeit wurde dadurch sehr erschwert, dass der deutsche Oberbefehlshaber Süd, Generalfeldmarschall Kesselring, ein grosses und durch nichts zu erschütterndes Vertrauen in den italienischen Verbündeten setzte. Von ihm war keine Unterstützung, ja nicht einmal Deckung für nachrichtendienstliche Tätigkeit zu erlangen, die sich in irgendeiner Weise gegen italienische Stellen richtete. Dabei war Kappler noch mehr eingeengt als General von Rintelen. Er musste auf Befehl Himmlers seine Tätigkeit streng auf die Zusammenarbeit mit den Italienern in rein polizeilichen Dingen beschränken. Freilich hielt er trotzdem die Augen offen und bemühte sich, auch jenseits dieser eng gesteckten Grenzen Informationen zu sammeln. Das war ihm hoch anzurechnen, denn er war seiner Laufbahn nach ein echter Beamter; von Beruf und Neigung



Kriminalpolizist, hatte er sich in der deutschen Beamtenhierarchie redlich hinaufgedient. Nicht genug mit seinen sonstigen Schwierigkeiten hatte er auch einen Konkurrenten, der ihm sehr genau auf die Finger sah, nämlich den persönlichen Beauftragten des Reichsführers SS in Italien, Dr. Eugen Dollmann.

Dollmann war kein uninteressanter Mann. Er war wegen seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten als Dolmetscher aufgefallen und machte sich in dieser Eigenschaft bei den vielen deutschen Staatsbesuchen in Italien, bei denen seine Dienste beansprucht wurden, so gut wie unentbehrlich. Er war indes keineswegs ein Typ, wie ihn Himmler sonst bevorzugte, sondern vielmehr ausgesprochen unmilitärisch, weich, stets bereit, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen – also etwa das Gegenteil einer Verkörperung der SS-Maxime «Gelobt sei, was hart macht». Dafür war er aber ein Salonlöwe ersten Ranges, und durch diese gesellschaftliche Begabung machte er sich in der römischen Aristokratie bald einen gewissen Namen. Dabei fiel auf, dass er besonders enge Beziehungen zu einem Kreis von jungen, überzüchteten Hochadeligen unterhielt, denen man wohl mit Recht eine gewisse Veranlagung nachsagte. In der SS bestrafte Himmler das kleinste Delikt dieser Art mit dem Tode, Dollmann aber geschah nichts.

Von diesem sonderbaren Exponenten Himmlers waren keine Informationen von Belang zu erwarten. Kappler wieder, ein kluger Schwabe, wusste zwar viel Interessantes zu berichten, stand aber gewissermassen zwischen den Fronten, denn als Polizeiatnaché war er in der Hauptsache auf Müller, den Chef der Gestapo, angewiesen, dessen Feindschaft zu Schellenberg und dem ganzen Auslandsgeheimdienst nicht zu übersehen war. Ich sah mich daher gezwungen, trotz dem gültigen Verbot, also illegal, einen politischen Nachrichtendienst in Italien zu organisieren. Schellenberg deckte mich nicht; aber er kam mir wenigstens soweit entgegen, dass er erklärte, er wisse von nichts. Trotzdem leitete er meine Denkschriften über die Lage in Italien an das Führerhauptquartier weiter, und auch Kaltenbrunner setzte gerne seine Unterschrift unter diese Schriftstücke, schon weil er zu jenen vielen Österreichern gehörte, die für die Italiener sehr wenig Sympathien haben; er begrüßte also alle für die Italiener nachteiligen Informationen als Bestätigung seiner gefühlsmässigen Abneigung.

Ich begann mit der nachrichtendienstlichen Tätigkeit in Italien unmittelbar nach der Übernahme des betreffenden Landesreferats, aber schon mein erster grosser Bericht, den ich im April 1943 gab, wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden. Ich hatte ihn mit dem neuernannten Botschafter am Vatikan, Freiherrn von Weizsäcker, bis dorthin Staatssekretär im Auswärtigen Amt, inhaltlich abgestimmt. Meine Hauptthese war, dass Italien früher oder später aus dem Krieg ausscheiden müsse, und diese Behauptung hatte ich auch durch Tatsachen zu belegen versucht. Der Bericht ging an Hitler, und der nahm ihn mir übel. Wiewohl er von den Italienern mit Ausnahme Mussolinis nichts hielt, erblickte er in derartigen Äusserungen nur den üblichen Defaitismus des deutschen Geheimdienstes, der immer alles besser wissen wollte als er, der seine Intuitionen für untrüglich hielt. Trotz diesem schlechten Eindruck auf Hitler wurde ich schliesslich doch von der Leitung des Italienreferates nicht entfernt, aber meine Tätigkeit wurde auch nicht unterstützt. So konnte mein sozusagen privater Nachrichtendienst nicht sehr leistungsfähig sein.

Immerhin hatte ich in Dr. Gröbl, den ich gleich nach der Übernahme der Geschäfte von Innsbruck nach Rom beorderte, einen sehr wertvollen Helfer gefunden. Es fragte sich aber, wie ich ihn und die geplante Nachrichtenorganisation finanzieren sollte. Schellenberg lehnte natürlich jede budgetäre Hilfe ab; er könne doch keine «Nachrichtenmittel» für Italien verrechnen, wenn es in Italien gar keine Dienststelle seines Amtes geben dürfe. Damit hatte er nicht unrecht, aber die Auskunft half mir nicht. In dieser Bedrängnis wendete ich **midi**, wie auch später noch oft, an Doktor Wendig recte Schwend. Er wusste einen Ausweg: Ich sollte Gröbl zum «Unternehmen Bernhard» abkommandieren, und er, Schwend, werde ihn dann in Italien einsetzen. Dafür werde er die übliche Verkäuferprovision erhalten, zuzüglich der ssVs Prozent, die sonst Schwend zufielen, und dieses Geld sollte ich für meine nachrichtendienstlichen Zwecke in Italien verwenden. Dieses grosszügige Angebot behob meine Finanzsorgen. Dr. Gröbl muss als Agent des «Unternehmens Bernhard» gut gearbeitet haben, denn es dauerte nicht lange und ich konnte seinen Abrechnungen entnehmen, dass wir in einem Monat mehr Geld bekamen als der Polizeiattaché in einem ganzen Jahr. Später erfuhr ich, dass Gröbl

sogar zum Spitzenteam Schwends, den Chefverkäufern, gehörte. Trotzdem fand er noch immer genug Zeit, Nachrichten zu beschaffen, und was er beibrachte, musste zu den besten Informationen gerechnet werden, die jemals aus Italien kamen.

Noch am Abend jenes 17. Juli, an dem ich den dringenden Funkspruch aus Rom erhalten hatte, meldete sich bei mir ausserdem ein Kurier und brachte mir einen Brief Gröbls. Gröbl bat um ein Funkgerät und um einen erstklassigen Funker; die Lage habe sich so ungünstig entwickelt, dass der Funkweg binnen Kurzem vielleicht der einzige sein könnte, auf dem noch eine Verbindung von Rom nach Berlin möglich sein würde. Diesmal hatte Schellenberg Verständnis für das Aussergewöhnliche der Situation; bereits am 18. Juli flog ich mit einem modernen Kurzwellengerät und begleitet von einem besonders auf diese Type eingeschulten Funker nach Rom. Kappler holte mich vom Flugfeld ab; ich war überrascht zu hören, dass er von Gröbl bereits in unsere «Verschwörung» eingeweiht sei; nun wollte er mit uns Zusammenarbeiten, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen. Noch in der Nacht stellten wir den Apparat in den Räumen des deutschen Polizeiatnachés in der Via Tasso auf, und am frühen Morgen des 19. Juli war bereits Verbindung mit der Funkzentrale des Amtes VI am Wannsee hergestellt. Wir gaben einige Informationen durch, deren wichtigste die Nachricht von der geplanten Einberufung des faschistischen Grossrats für den 24. Juli war; wir kommentierten diese Meldung mit der Warnung, dass die Gegner Mussolinis in diesem Gremium eine Aktion gegen ihren Duce planten. Damit war das Missverständnis beseitigt, der «Anschlag», von dem der Funkspruch am 17. Juli sprach, sei ein Attentat auf das Leben Mussolinis.

Unsere Tätigkeit wurde durch einen Fliegeralarm unterbrochen. Den gab es in Rom häufiger; doch glaubte kein Mensch daran, dass die Alliierten jemals die Heilige Stadt bombardieren würden, und auch wir hielten das für ausgeschlossen. Selbst als Kappler von italienischen Polizeistellen telefonisch informiert worden war, dass die feindlichen Bombengeschwader auf Rom zuhielten, rechneten wir keinen Augenblick damit, dass ein Angriff erfolgen würde; wir dachten, dass es sich um einen Demonstrationsflug oder um eine Aktion gegen einen Punkt im Norden Italiens handeln werde. Wir erstiegen sogar das flache Dach des zehnstöckigen

Hauses, um Ausschau zu halten. Aber gerade als ich den Kopf durch die Dachluke steckte, fielen die ersten Bomben, einige hundert Meter von unserem Standquartier entfernt. Das Haus schwankte so stark, dass mich die Erschütterung fast ins Dachgeschoss zurückwarf.

Als Ereignis des Luftkrieges war das Bombardement Roms unbedeutend. Zwar wurden wertvolle Kunstdenkmäler, vor allem die altberühmte Basilika San Lorenzo, zerstört, aber die Menschenopfer waren ganz gering. Trotzdem war der Luftangriff für uns, als Beobachter der politischen und militärischen Situation, un- gemein wichtig, und zwar wegen seiner Wirkung auf die Bevöl- kerung. Die Reaktion der Massen bewies mit unüberbietbarer Deutlichkeit, dass das italienische Volk in seiner überwältigenden Mehrheit nicht mehr bereit war, den Krieg weiterzuführen, und das besonders dann nicht, wenn nun Leben, Hab und Gut auch hinter der Front gefährdet waren. Nach dem Angriff spielten sich auf den Strassen Roms beispiellose Szenen ab. Die Behörden wären völlig unfähig gewesen, den Ausbruch einer allgemeinen Massen- hysterie und damit des vollendeten Chaos zu verhindern. Es schien, als hätte nur der Papst Mut und Haltung bewahrt; er eilte persönlich zu den wichtigsten Schadenstellen, und das Erscheinen seiner ehrfurchtgebietenden Gestalt beruhigte das Volk und gab den völlig aus dem Gleichgewicht geratenen Menschen wieder Halt. Mussolini hat später selbst zugegeben, dass er damals vom Papst endgültig aus dem Felde geschlagen worden sei. Der «Duce» konnte nicht eingreifen, weil er während des Bombenangriffs in der norditalienischen Stadt Feltre weilte, wo er sich wieder ein- mal einen der stundenlangen Monologe Hitlers über den Endsieg anhören musste.

Noch ganz unter dem Eindruck dieses Geschehens, gab ich un- geschminkte Berichte nach Berlin, und zwar auf dem Funkweg. Hitler hörte im Grunde nicht ungern, dass im faschistischen System, im Gegensatz zu seinem nationalsozialistischen, dies und das nicht funktioniere; er fragte nicht einmal, wie es denn käme, dass ihn die Informationen jetzt so rasch erreichten, und das Ausbleiben einer «Rückfrage» fasste ich als Genehmigung meiner bislang ille- galen Funkstelle auf. Die deutsche Botschaft in Rom wusste nichts von unserem Funkverkehr; man nahm dort an, ich hätte mich mit



Dr. Ernst Kaltenbrunner  
Chef der Sicherheitspolizei und des SD als Nachfolger Heydrichs



Dr. Willy Gröbl, der «Entdecker» Schwends

dem Hauptquartier telefonisch in Verbindung gesetzt, und beschwerte sich bei Ribbentrop über diese Eigenmächtigkeit, die ein Eingriff in die Zuständigkeiten des Auswärtigen Dienstes sei. Der Reichsaussenminister ordnete daraufhin an, dass sämtliche Gespräche aus Rom über eine Telefonstelle bei seinem Staatssekretär von Steengracht umgeleitet werden müssten. So sah im Dritten Reich die «Zusammenarbeit» der deutschen Behörden aus.

Der Sturz Mussolinis kam für die deutsche Führung demnach nicht so überraschend, wie es immer dargestellt wird. Man hätte auf Grund der Berichte des Geheimdienstes zumindest wissen können, dass eine gefährliche Aktion gegen Mussolini im Gang war. Aber Hitler und die Ja-Sager um ihn wollten es eben nicht wahrhaben, dass ein Diktator, der mit Hitler und Deutschland befreundet war, überhaupt gestürzt werden könne, und noch dazu auf eine so lautlose, unpathetische Weise, ohne die geringste Gegenwehr. Die Reaktion Hitlers auf den kläglichen Ausgang des Faschismus entsprach der tiefen Enttäuschung, die mit dem plötzlichen Schwinden aller Illusionen über den Duce und sein System verbunden war: Hitler war wieder einmal für die Statuierung eines Exempels und gab in einer Konferenz am Abend des 25. Juli im Führerhauptquartier zu erkennen, dass er sofortiges Eingreifen mit militärischen Mitteln für geboten halte. Ribbentrop, der von den realen Gegebenheiten keine Ahnung hatte, richtete an den deutschen Botschafter in Rom ein Telegramm mit dem Auftrag, den neuen Regierungschef, Marschall Badoglio, sowie alle Mitverschwörer festzunehmen und den Duce als Gast des Führers nach Deutschland zu geleiten. Dieses Telegramm rief bei uns einen sarkastischen Heiterkeitsausbruch hervor; Kappler liess die «Polizeistreitkräfte» der Botschaft zum Appell antreten, um das Groteske der Situation sinnfällig zu machen: Es waren ausser ihm und seinem Gehilfen, einem jungen Kriminalkommissar, noch eine Ordonnanz und eine Sekretärin. Ihr präsumtiver Häftling Badoglio dagegen hatte in und um Rom fünf einsatzbereite Divisionen zusammengezogen.

Dass Hitler militärische Massnahmen gegen die neue Regierung und das Königshaus plante, erfuhr ich durch einen streng geheimen Funkspruch Schellenbergs. Durch einen Handstreich, Unternehmen «Student» genannt, sollten die Umstürzler und alle greifbaren Mit-

glieder der Dynastie verhaftet und das faschistische Regime wieder eingesetzt werden. Der Deckname bezog sich auf den deutschen Generalobersten Student, den Befehlshaber der Fallschirmjägerverbände, war also zu durchsichtig, um eine geeignete Tarnung abzugeben. Daher änderten wir die Bezeichnung auf «Unternehmen Alarich» ab.

Es war allerdings mein Bestreben, dieser Aktion ein ebenso frühes Ende zu bereiten, wie es das Schicksal dem Gotenkönig Alarich zugemessen hat. Der Versuch, es durchzuführen, musste mit einer Katastrophe enden, schon deswegen, weil ausreichende militärische Kräfte nicht verfügbar waren. Ein Gespräch mit massgeblichen deutschen Offizieren des Oberkommandos Süd bestärkte mich noch in dieser Überzeugung. Mit solcher Rückenstärkung flog ich am 3. August nach Berlin, um dort vor «Alarich» zu warnen. Schellenberg empfing mich unfreundlich. Himmler, so eröffnete er mir, sei über meine Berichterstattung höchst ungehalten, denn sie sei «unverständlicher Weise» fast identisch mit den Ansichten des Botschafters Mackensen und des Oberbefehlshabers Süd, Kesselring, die gleichfalls von einer sofortigen Aktion dringend abrieten. Hitler sei daraufhin zunächst schwankend geworden und habe schliesslich sowohl das Unternehmen Alarich wie das «Unternehmen Achse» vorläufig zurückgestellt. Wenn sich diese Massnahme aber als falsch herausstellen sollte, so würde das für Himmler, wie er befürchtete, schwerwiegende Folgen haben – denn nicht zuletzt, ja sogar in erster Linie die Berichterstattung aus den Kreisen seiner «getreuen SS» habe den Führer dazu veranlasst, auf den Rat Kesselrings und Mackensens zu hören. Diese seltene Übereinstimmung der Auffassungen habe Hitler davon abgehalten, die nötigen Einsatzbefehle zu geben.

Sehr befriedigt von diesen Mitteilungen kehrte ich nach Rom zurück. Unsere Berichterstattung hatte also nicht unwesentlich dazu beigetragen, ein phantastisches Projekt, das vielen deutschen Soldaten sinnlos das Leben gekostet hätte, zu liquidieren. Wir verblieben konsequent auf der bisherigen Linie unserer Berichterstattung, so dass schon bald vom «Unternehmen Alarich» keine Rede mehr war. Im Gegensatz zu dem Gotenkönig war es sang- und klanglos verschieden. Nur das von Schellenberg erwähnte «Unternehmen Achse» beunruhigte mich noch einigermassen. Schellenberg



hatte mir nur Andeutungen machen können,- aber ich bekam schon bald heraus, dass es um die Entwaffnung der italienischen Streitkräfte und um die Übernahme der vollziehenden Gewalt für den Fall des Kriegsaustritts der Italiener ging.

Inzwischen war ein Mann in Rom eingetroffen, der meine Absichten unter Umständen durchkreuzen konnte. Es war der SS-Hauptmann Skorzeny, Leiter der Gruppe S – Sabotage – im Amt VI. Skorzeny, ein Wiener Diplom-Ingenieur, war dadurch ins Reichssicherheitshauptamt gekommen, dass er mit Kaltenbrunner aus der gemeinsamen Studentenzeit gut bekannt war. Im Amt VI hatte er sich bisher nicht ausgezeichnet; jetzt aber hatte er dazu besondere Gelegenheit erhalten – denn Hitler hatte ihn, auf Vorschlag Kaltenbrunners, mit dem «Unternehmen Eiche», nämlich der Befreiung Mussolinis, betraut. Dazu musste er natürlich zunächst wissen, wo Mussolini festgehalten wurde – aber das war auf deutscher Seite zu dieser Zeit unbekannt. So musste Skorzeny, als er einsah, dass er allein keinen Erfolg haben könne, den Polizeiattaché Kappler und den politischen Geheimdienst um Unterstützung bitten. Freilich interessierte sich Skorzeny anfänglich, in der falschen Annahme, das «Unternehmen Alarich» werde doch noch gestartet, viel mehr für die Verhaftung des Königs und Badoglio als für die Befreiung Mussolinis. Mit wahren Vergnügen malte er sich und uns immer wieder die Szene aus, wie er den König, der um einen halben Meter kleiner war als er, mitten im Palast festnehmen werde, und wie lächerlich der «kleine Giftzwerg» neben ihm, dem massigen SS-Offizier, wirken müsste. Skorzeny liess es sich nicht nehmen, selber auf «Erkundung» zu gehen. In seiner Naivität bedachte er gar nicht, dass er mit seinen fast zwei Metern Länge und dem in studentischen Zweikämpfen zerhackten Gesicht für Italien eine ungemain auffallende Erscheinung war. Binnen Kurzem kannten ihn natürlich alle Angehörigen des geheimen Überwachungsdienstes zum Schutz der Regierungsgebäude und des königlichen Palastes. Dass es so war, erfuhren wir durch die Vertrauensleute, die Kappler auch in dieser Formation unterhielt. Aber Skorzeny liess sich von seinen Erkundungsfahrten nicht abhalten; erst als «Alarich» endgültig zu Grabe getragen war, begann sich Skorzeny um seine eigentliche Aufgabe, Mussolinis Befreiung, zu kümmern.

Skorzeny bemühte sich, auch im engsten Kreis, um sein «Unternehmen Eiche» den faszinierenden Schleier des tiefen Geheimnisses zu weben. Mir erzählte er, dass laut «persönlicher Anweisung des Führers» nur insgesamt fünf Personen eingeweiht werden dürften. Kappler sei schon der fünfte – also könne er mich leider nicht mehr ins Vertrauen ziehen. Daraufhin schlug ich ihm vor, er solle für jede «eingeweihte» Person, die ich ihm ausser seinen fünf Auserwählten noch aufzählen würde, eine Flasche Kognak stiften. Ich kam im ersten Anlauf auf zwölf, alles Leute, mit denen ich über das Unternehmen selbst, über Details, gesprochen hatte. Als Skorzeny entgeistert fragte, woher denn ich das grosse Reichsgeheimnis wisse, berichtete ich wahrheitsgemäss, dass mir meine Sekretärin in Berlin davon erzählt habe, und die wiederum habe es von seiner, Skorzenys, Sekretärin gehört. So gut verstand es also der «geheimnisvollste Mann der Welt», wozu ihn die alliierte Presse später ernannte, für Geheimhaltung zu sorgen.

Es kam, wie es kommen musste: die Aufgabe, den Haftort Mussolinis zu ermitteln, blieb schliesslich dem politischen Geheimdienst mit seiner kleinen italienischen Organisation überlassen. Jedenfalls wurde das «Unternehmen Eiche», ein Umstand, der in allen bisherigen Darstellungen unerwähnt geblieben ist, durch das «Unternehmen Bernhard» finanziert. Der verschwundene Duce wurde mit Hilfe falscher Pfundnoten wieder gefunden.

Die meisten Italiener, und vor allem die Deutschland nicht gewogenen, hielten es für völlig sicher, dass die Amerikaner und Engländer in Kürze das Land besetzen würden. In den bereits unter alliierter Verwaltung stehenden Gebieten Italiens war aber eine neue Lira-Währung eingeführt worden, und es war durchaus nicht selbstverständlich, dass nach dem Einzug der «Befreier» die alten Noten gegen die neuen überhaupt eingetauscht würden; in jedem Fall konnte der Schlüssel beim Währungswechsel nur ungünstig sein. Daher suchten jene Italiener, die grössere Lirabestände hatten, die Noten möglichst bald loszuwerden. Englische Pfunde, und erst recht natürlich amerikanische Dollars waren auf allen Schwarzmärkten höchst begehrt. Schwend-Wendig nützte diese Situation, die er mit seinem unübertrefflichen Spürsinn schon zeitig vorausgeföhlt hatte, natürlich nach Kräften aus. Er beauftragte seine Agenten, mit den falschen Pfunden Lire zu kaufen und den

Erlös zum Erwerb von Gold und Schmuck zu verwenden. So niedrig die Bewertung der Lira bei diesem Umtausch auch sein musste – selbst der geschmälerte Ertrag war noch hoch genug. Natürlich hatte auch Wendig, vielleicht als dreissigster oder fünfunddreissigster, von Skorzenys «grossem Reichsgeheimnis» erfahren, und er war es, der den Vorschlag machte, für die Suche nach Mussolini kräftig in das Falschpfund-Portefeuille zu greifen.

Der erste Pfundempfänger machte keine teuren Preise. Es war ein Karabinieri-Feldwebel, der uns für 100 Pfund seinen Vorgesetzten, einen Oberleutnant, vermittelte. Dieser wieder wollte uns gegen Hingabe einer entsprechenden Summe eröffnen, wohin Mussolini nach seiner Verhaftung gebracht worden war. Es stellte sich dann allerdings heraus, dass er in Wirklichkeit nichts Konkretes wusste. Immerhin hatte er etwas über einen Einsatz von Marineoffizieren gehört, und diese Spur war für uns wertvoll: Es war zu vermuten, dass Mussolini mit einem Fahrzeug der Kriegsmarine vom Festland weg auf eine Insel gebracht worden sei. Der Oberleutnant erhielt also die geforderten tausend Pfund Honorar.

Nun wurden die Agenten, die uns für solche Zwecke geeignet erschienen, auf die in Frage kommenden Häfen angesetzt, um Nachrichten zu sammeln, die unsere Annahme bestätigten. Den Erfolg brachte uns Gröbl – mit seinen falschen Pfunden. Er war durch seine «Geschäfte» schon vor längerer Zeit in gute Beziehungen mit der Hafenverwaltung von Genua gekommen. Wie in allen italienischen Hafenorten gab es auch dort eine sogenannte Hafenmiliz, eine Sonderformation der faschistischen Miliz, die gewisse Überwachungs- und Kontrollfunktionen hatte. Der nunmehr abgesetzte Kommandant der Hafenmiliz von Genua gab Gröbl eine dringliche Empfehlung an seinen – ebenfalls emeritierten – Kollegen in Neapel, und damit waren wir dem Ziel um das entscheidende Stück nähergekommen. Schon nach zwei Wochen kam Gröbls Erfolgsmeldung aus Neapel: Er hatte einwandfrei festgestellt, dass Mussolini auf der Insel Santa Maddalena gefangen gehalten wurde.

Dieses Ergebnis zu erzielen, war für Gröbl durchaus nicht einfach gewesen. Seine Situation war sogar einmal höchst kritisch geworden: die italienischen Hafenbehörden hatten ihn nämlich unter Spionageverdacht festgenommen. Gröbl musste sich nun ent-

scheiden, wie er sich bei den Verhören verhalten sollte. Er konnte sich mit dem Empfehlungsschreiben an den ehemaligen Kommandanten der Hafenmiliz von Neapel ausweisen; er konnte auch den seriösen italienischen Exportkaufmann aus Genua spielen, der in Neapel Geschäftspartner besuchen wollte. Aber Gröbl entschied sich für einen originelleren Trick. Er gab sich als Agent des englischen Geheimdienstes zu erkennen, der den Hafen im Hinblick auf die kommende Invasion der Alliierten erkunden sollte. Um seine Behauptung zu erhärten, wies er einen ganzen Packen falsche Pfundnoten vor. Das beseitigte jeden Zweifel. Man liess Gröbl unter vielen Entschuldigungen frei, nicht ohne ihn vorher auf »vertrauenswürdige« Leute im Hafengebiet aufmerksam gemacht zu haben, bei denen er Unterstützung finden könnte. Gröbl benützte diese Hinweise tatsächlich; trotzdem kostete sein Unternehmen in Neapel und Gaeta weit über zwanzigtausend Pfund. Seine Spekulation darauf, dass die damaligen italienischen Behörden, obgleich das Land offiziell noch immer mit den Deutschen verbündet war, die alliierte Sache und damit auch einen alliierten Spion begünstigen würden, war geglückt – aber die Freunde der alliierten Sache liessen sich ihre guten Dienste dennoch ebenso gut bezahlen; ihr Idealismus reichte nicht für Gratisarbeit aus.

Am 15. August flog ich, mit dem Erfolg in der Tasche, nach Berlin, um die nötigen Massnahmen im Führerhauptquartier besprechen zu können. Die Meldung von der Ermittlung des Haftortes Mussolinis hatte ich schon vorher auf dem Funkweg durchgegeben. Aber Kaltenbrunner empfing mich mit den Worten: «Ich glaube es Ihnen ja, aber der Führer ist skeptisch.» Hitler wollte, bevor eine Aktion veranlasst würde, zuerst eine Bestätigung unserer Meldung in der Hand haben. Wir hatten zwar einen Gewährsmann, der Mussolini auf Santa Maddalena mit eigenen Augen gesehen hatte – aber der war Italiener, und Hitler hatte erklärt, dass die Aussage eines Italieners für ihn nicht massgebend sein könne, sondern nur jene eines deutschen Offiziers – worauf ich lakonisch weiterführte: «Und das ist Skorzeny». Kaltenbrunner lächelte etwas verlegen und bestätigte damit meine Vermutung. Ich verwünschte meinen Leichtsinns (oder war es meine Eitelkeit?), Skorzeny sogleich den Aufenthaltsort Mussolinis mitgeteilt zu haben. Sicher stellte er, während ich in Berlin mit Kaltenbrunner

sprach, bereits wieder Erkundungsfahrten an, um unsere Ermittlungen zu «bestätigen», und, was für ihn das Wichtigere war, auch etwas von dem Prestige unseres Erfolges abzubekommen. Ich musste befürchten, dass er wie üblich durch seinen Leichtsinns und seine Unerfahrenheit dabei Aufsehen erregen und lediglich erreichen würde, dass man Mussolini schnell an einen anderen, für unsere geplante Unternehmung weniger günstigen Ort verbringen würde.

Das war aber nicht der einzige Schlag, der mich in Berlin treffen sollte. Ich musste auch bei General Wolff vorsprechen. Dieser war, für den Fall, dass die Italiener aus dem Bündnis mit Deutschland ausbrechen würden, von Hitler zum «Höchsten SS- und Polizei-Führer in Italien» auserkoren und wartete nun in Berlin ab, bis jener mit Recht schon als sicher angenommene Fall eintreten werde. Die Wartezeit füllte er damit aus, sich von der Italienabteilung des Amtes VI wenigstens einigermassen über die Verhältnisse in seinem Bestimmungsland unterrichten zu lassen. – Der Titel «Höchster SS- und Polizei-Führer» war übrigens eine der für Hitlers Regime am Rande charakteristischen Rangbezeichnungen. «Höhere SS- und Polizei-Führer» gab es in jedem Land, auch in den besetzten – aber jeweils nur einen. Nun war aber Wolff einmal Chef des persönlichen Stabes bei Himmler gewesen, und so musste aus Prestigegründen für ihn der neue Titel eigens geschaffen werden.

Nach langem Zögern, das erst durch Kaltenbrunners brüske Aufforderung, mir doch endlich reinen Wein einzuschenken, beendet wurde, erzählte mir Wolff eine kaum glaubliche Geschichte. Himmler sei meinen Nachforschungen von Anfang an zweifelnd gegenüber gestanden. Er war davon überzeugt, dass Mussolinis Aufenthaltsort mit den üblichen geheimdienstlichen Methoden nicht festgestellt werden könne. Daher folgte er seinem immer schon starken Hang zum «übersinnlichen» und organisierte das «Unternehmen Mars». Aus allen deutschen Konzentrationslagern liess er die vormals berühmtesten **Hellseher, Astrologen**, Pendeldeuter usw. zusammenholen und «befahl» ihnen, Mussolinis Aufenthaltsort zu ermitteln. Wer Erfolg habe, dem wurden die Freiheit und hunderttausend Reichsmark versprochen/Jene «Okkultisten», die einen gewissen Namen hatten, waren Bekanntlich nach dem Englandflug des Führer-Stellvertreters Rudolf Hess, und zwar auf Anord-

nung Heydrichs, verhaftet und in Konzentrationslager verbracht worden; Hess war ja so etwas wie ein Protektor der okkulten Wissenschaften und ihrer Jünger gewesen. Nun wurden also etwa vierzig von ihnen durch das «Unternehmen Mars» wieder aktiviert und in einer streng abgesperrten Villa am Wannsee zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengezogen. Es versteht sich, dass sie alle das Bestreben hatten, die plötzliche Besserung ihrer Lebensbedingungen auszunützen. Ihr oberster Kerkermeister zeigte sich nämlich als Gastgeber überaus grosszügig; es gab reichlich Alkohol und Nikotin und vor allem erstklassige Verpflegung, weit besser als in Himmlers Hauptquartier. Dort, in der sogenannten «Feldkommandostelle», eiferte der «Reichsführer» nämlich dem Beispiel seines Herrn und Meisters nach und liess auch Gästen einen trostlosen Eintopf vorsetzen. Der mehr als verständliche Wunsch der dem harten KZ-Regiment Entronnenen, die unverhoffte Pause in ihrem Häftlingsdasein so lange wie möglich auszudehnen, konnte indes für die Befreiungsaktion gefährlich werden. Denn da Himmler das Startzeichen so lange hinauszögern wollte, bis seine Okkultisten ihr Votum abgegeben hatten, konnte es geschehen, dass Mussolini inzwischen den Alliierten übergeben und für uns unerreichbar wurde. Ich fasste also den Plan, auf irgend eine Weise zu erreichen, dass Himmlers übersinnlicher Geheimdienst möglichst bald die Informationen des mehr irdischen politischen Geheimdienstes bekräftigte.

Der Hausverwalter jener Villa, wo jetzt die Okkultisten versammelt waren, war mir sehr gut bekannt, Das Gebäude diente dem Reichssicherheitshauptamt auch sonst als Absteigequartier für besondere Gäste, meistens ausländische Polizeileute, die zur Prominenz zählten. Es gab daher in der Villa einen beträchtlichen Vorrat erstklassiger Weine, Liköre und Schnäpse, durchwegs Spitzenmarken aus aller Welt, die meist in Frankreich und Holland aufgekauft worden waren. Manche dieser Flaschen waren auf geheimen Wegen, allerdings nicht ohne Hergabe ansehnlicher Reichsmarkbeträge, in meine Berliner Privatwohnung gelangt – es war das so ziemlich die einzige Möglichkeit, mein Gehalt in Deutschland auszugeben, hielt ich mich doch den grösseren Teil meiner Zeit über im Ausland auf. Mit einem Mann, mit dem mich solche Beziehungen nackten Eigennutzes auf beiden Seiten verbanden,

konnte ich offen reden. Er war gleich Feuer und Flamme für meine Pläne und versprach mitzumachen.

Am 18. August besuchte Himmler wieder sein Okkultistenteam am Wannsee. Ein Berliner Pendeldeuter, ausgestattet mit jenem für die Bewohner dieser Stadt typischen hellen Kopf, bat Himmler unter geheimnisvollen Andeutungen, mit auf sein Zimmer zu kommen. Nach allerhand Vorbereitungen, die auf Himmlers übersinnliches Gemüt unfehlbar wirken mussten, begann er, sein Pendel über einer Karte Italiens schwingen zu lassen. Und siehe, zwischen den Inseln Korsika und Sardinien zeigte das Pendel deutlichen Ausschlag! Der Gesuchte musste also auf einer der zehn kleinen Felseneilande zwischen diesen grossen Inseln sein. Das grösste dieser Eilande, Bucinarische Inseln genannt, ist La Maddalena, mit einem an der Südküste gelegenen gleichnamigen Kriegshafen. In der Nähe des Hafens war Mussolini in einer Villa untergebracht, nachdem er vorher längere Zeit auf der Insel Ponza gefangen gehalten worden war.

Nun war Himmler befriedigt; seine Zweifel waren behoben. Er machte Kaltenbrunner mit dem Erfolg seines okkulten Geheimdienstes bekannt; jetzt, nachdem sich erwiesen habe, dass die Information des politischen Geheimdienstes richtig seien, habe er gegen das Anlaufen der Aktion nichts mehr einzuwenden.

So kamen im Dritten Reich, manchmal wenigstens, schwerwiegende Entschlüsse zustande. Es versteht sich, dass jener Pendeldeuter sozusagen in meinen Diensten stand. Ich hätte ihm durch den Hausverwalter auch den Auftrag geben können, die Insel Maddalena ausdrücklich zu nennen, aber das hatte ich unterlassen, denn diese allzu grosse Genauigkeit konnte Verdacht erregen, so leichtgläubig Himmler auch in okkulten Dingen war. Freilich darf nicht verschwiegen werden, dass jener Pendeldeuter auch später noch Erfolge hatte. Er wurde, dem Versprechen Himmlers gemäss, tatsächlich freigelassen, und seine Pendelkunst wurde – eine militärtechnische Seltsamkeit ersten Ranges – zum Auffinden alliierter Schiffsgeleitzüge verwendet. Er soll, wie mir ein leitender Offizier aus dem Stabe des Grossadmirals Dönitz glaubhaft versicherte, dabei Feststellungen gemacht haben, die mit den Ergebnissen der Luftaufklärung haargenau übereinstimmten. Wie diese Übereinstimmung zustande kam, ist unbekannt . . .

Inzwischen hatte Skorzeny «gehandelt». Fast zur gleichen Stunde, als der siderische Pendler Mussolini «fand», flog der als Luftwaffenhauptmann kostümierte Skorzeny mit einer Heinkel 111 auf Erkundung nach La Maddalena. Aber er erreichte sein Ziel nicht. Der Motor setzte aus, und die Maschine stürzte ins Meer. Skorzeny und die Besatzung wurden auf nahezu wunderbare Weise gerettet – aber der Kommandant der Bewachungsmannschaft wurde durch den Zwischenfall misstrauisch und beantragte den sofortigen Abtransport Mussolinis. Seinem Verlangen wurde stattgegeben, und am 26. August wurde der abgesetzte Duce von La Maddalena wieder auf das Festland zurückgebracht. Als Skorzeny am Nachmittag des 26. August mit seiner «Invasionsflottille» aus Schnellbooten in den Hafen einlief, war das Nest leer.

Unsere Bemühungen, angefangen von der Bestechung des Karabiniers bis zur Präparierung des Pendeldeuters waren also umsonst gewesen; die völlig überflüssige Erkundungsaktion Skorzenys hatte alles zunichte gemacht. Wir mussten von vorn anfangen. Zum Glück funktionierte Gröbels mit den falschen Pfunden finanzierte Agenten-Organisation weiter. Einzelheiten können hier übergangen werden – wir wussten jedenfalls in kurzer Zeit, dass Mussolini jetzt in dem Sporthotel am Campo Imperatore auf dem Gran-Sasso-Massiv gefangen gehalten wurde. Und wieder liess sich Skorzeny nicht davon abhalten, «Aufklärung zu fliegen»; der Vorschlag des Geheimdienstes, verlässliche italienische Agenten zur Erkundung auszuschieken, wurde nicht akzeptiert. Skorzeny liess seine Maschine, von der aus Luftbilder aufgenommen wurden, über dem Gebiet, wo das Hotel lag, kreisen. Das wurde natürlich von der Hotelbesatzung bemerkt und Badoglio gemeldet, wie wir später erfuhren. Aber die Regierung überlegte eine kurze Frist zu lange, wohin sie Mussolini jetzt bringen lassen sollte, und dadurch wurde es für den sicher geplanten neuen Abtransport zu spät.

Das Befreiungsunternehmen selbst braucht in diesem Zusammenhang nicht geschildert zu werden; darüber ist genug geschrieben worden. Lediglich ein Detail verdient, weil es bisher noch wenig bekannt geworden ist, Erwähnung. Skorzeny, der als dritter mit einem Lastensegler-Kommando landen sollte, hatte dafür auf Grund seiner Luftbilder eine nach seiner Meinung geeignete Wiese



gewählt. Aber statt der erwarteten ebenen Fläche fand er eine um 45 Prozent geneigte vor. Er konnte daher mit seinen Lastenseglern dort nicht niedergehen und hätte nach allen militärischen Regeln ins Tal abdrehen müssen, wo es sichere Landemöglichkeiten gab. Dann wäre aber nicht er der Mussolinibefreier geworden, sondern vielleicht der Kommandeur jener Fallschirmeinheit, die von der Talstation der Seilbahn aus als Erdtruppe eingesetzt worden war. Er liess also gegen den ausdrücklichen Befehl des Generalobersten Student in riskantem Sturzflug unmittelbar beim Hotel landen. Das Weitere vollzog sich ohne jede Gegenwehr seitens der italienischen Bewachungsmannschaft. Das Gelingen des Unternehmens wurde aber im letzten Augenblick noch einmal in Frage gestellt, und zwar wieder durch eine Gehorsamsverletzung Skorzenys. Der befreite Mussolini sollte nämlich von einem Fieseler-Storch zum nächsten deutschen Feldflughafen gebracht werden. Die Tragfähigkeit dieses Typs ist nur auf zwei Personen, den Piloten und einen Begleiter, berechnet. Trotzdem sprang im letzten Augenblick Skorzeny, der als «Mussolini-Befreier» natürlich auch hier dabei sein musste, noch in das Flugzeug. Seine zweihundert Pfund Körpergewicht überlasteten den Fieseler-Storch derart, dass der Pilot den Apparat nur unter höchster Gefahr mit knapper Mühe und Not über eine gegenüberliegende Felswand bringen konnte. Damals entging Mussolini nur um Haaresbreite dem Tod.

Skorzeny durfte natürlich mit Mussolini ins Führerhauptquartier fliegen. Dort lag bereits mein fernschriftlich übermittelter Ordensvorschlag. Für Skorzeny hatte ich das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes beantragt, obgleich er bislang lediglich im Besitz des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse, einer damals nicht mehr sehr bedeutenden Auszeichnung, war und Ritterkreuze in der Regel nur Trägern des Eisernen Kreuzes erster Klasse verliehen wurden. Aber Hitler, der auf das geglückte Befreiungsunternehmen sehr stolz war (wie ja überhaupt effektvolle Einzelleistungen seine Phantasie erregten), genehmigte alles und hängte Skorzeny selbst das Ritterkreuz um. Die Ordensvorschläge für die Luftwaffe, die Flieger und Fallschirmjäger fielen in die Zuständigkeit des Generalobersten Student; er war in seinen Anträgen zu bescheiden, und so wurden diese Soldaten, die in Wahrheit das Hauptverdienst am Gelingen hatten, nicht sehr grosszügig ausgezeichnet. Sie protestier-

ten gegen diese sichtbare Zurücksetzung nicht, das hätte der militärischen Tradition widersprochen. Erst als Skorzeny nach dem Krieg in seinen Veröffentlichungen alles Verdienst an der Aktion für sich allein in Anspruch nahm, regte sich Widerspruch auf dieser Seite,- auch Kesselring und Student, die Skorzeny bisher immer gegen Angriffe verteidigt hatten, wandten sich von ihm ab. Und jener Mann, der durch seine nachrichtendienstliche Leistung die militärische Aktion überhaupt erst ermöglicht hatte? Dr. Gröbl erhielt das für ihn beantragte Eiserne Kreuz I. Klasse erst nach seinem Tode. In Deutschland ist die Tätigkeit des Geheimdienstes, die sich natürlich im Dunkel vollziehen musste und kein öffentliches Lob vertrug, nie hoch geschätzt worden; erst in der letzten Phase des Krieges konnte für besonders erfolgreiche Offiziere des Geheimdienstes die Auszeichnung mit dem Ritterkreuz durchgesetzt werden.

Mussolini selbst hatte nicht damit gerechnet, befreit zu werden, und am allerwenigsten damit, noch einmal an die Macht zu kommen. In seinem Tagebuch «Pontinische und sardische Gedanken», das er auf La Maddalena schrieb, zieht er aus den Ereignissen folgende Schlüsse: «1. Mein System ist zusammengebrochen. 2. Mein Sturz ist endgültig», und er fährt fort: «Ich wäre wirklich einfältig, wenn ich mich über die Kundgebungen der Menge wundern würde. Abgesehen von den Gegnern, die 20 Jahre lang im Schatten gewartet haben, abgesehen von den Betroffenen, den Enttäuschten usw. ist die Masse zu allen Zeiten bereit gewesen, die Götter von gestern zu zertrümmern – auch wenn sie es morgen bereuen sollten. Aber so wird es in meinem Fall nicht. Das Blut, die unfehlbare Stimme des Blutes sagt mir, dass mein Stern für immer untergegangen ist.»

Das «Unternehmen Eiche» hat rund 50.000 falsche Pfunde gekostet. Das ist fast zu billig für Hitlers «grossen Freund Benito Mussolini». Aber als ich später Ciano gegenüber einmal eine Bemerkung in diesem Sinne machte, erwiderte er mir lachend, an meiner Stelle hätte er 5 Millionen Pfund bezahlt, damit Mussolini nicht befreit werde; Deutschland hätte sich damit viel ersparen können.

*«Nach einem Bericht des königlich italienischen Innenministers Ricci vom 29. August 1943, der für die Presse freigegeben wurde, flüchtete der ehemalige Aussenminister der Regierung Mussolinis, Graf Galeazzo Ciano, am Vortag unter noch nicht ganz geklärten Umständen aus seiner Wohnung in Rom, die unter polizeilicher Überwachung stand. Aus den Aussagen der Bewachungsmannschaft geht einwandfrei hervor, dass zu den fraglichen Stunden überhaupt keine männliche Person das Haus verlassen hat, was zu der Schlussfolgerung führt, dass Ciano die Flucht in Frauenkleidern bewerkstelligte. Nachdem anzunehmen ist, dass es Ciano aber noch nicht möglich war, Rom zu verlassen, wurde eine umfassende Razzia nach dem Geflüchteten eingeleitet. «*

Schon am 22. August war ich wieder auf dem Weg nach Rom. Der Anlass, der mich dorthin rief, war sehr ungewöhnlich: Die Gräfin Ciano hatte sich durch eine Mittelsperson mit Dollmann in Verbindung gesetzt und ihn ersucht, Hitler ihre Bitte vorzutragen, sie und ihre Familie zu befreien und nach Deutschland zu bringen. Ciano war nämlich nach dem Sturz Mussolinis von Badoglio unter Hausarrest gestellt worden, obgleich Mussolinis Schwiegersohn ebenfalls zu den Verschwörern gegen den Duce gehört hatte. Seither hatte sich in Bezug auf Ciano aber nichts mehr ereignet; der neue Regierungschef hatte offenbar noch keinen endgültigen Entschluss über das weitere Schicksal des Grafen gefasst. Es mag sein, dass ihn die Rücksichtnahme auf die Popularität der Gräfin Edda Ciano hemmte – denn während der Ex-Aussenminister in Italien höchst unbeliebt, in weiten Kreisen sogar verhasst war, hatte die Öffentlichkeit für die extravagante, aber interessante und mit vielen sympathischen Eigenschaften begabte Tochter Mussolinis eine gewisse Zuneigung. Badoglios Schwanken gab uns die Möglichkeit für eine Befreiungsaktion.

Natürlich konnte ich die Bitte der Gräfin Ciano weder gewähren noch zurückweisen; ich konnte nur ein weiteres Glied in der Kette der Mittelsmänner sein. Daher flog ich bereits am nächsten Tag wieder nach Berlin zurück und bat um Anordnungen. Himmler selbst trug die Befreiungsbitte ohne Verzug Hitler vor. Die Führerentscheidung lautete: «Der Führer lädt Gräfin Ciano und ihre Kinder als seine Ehrengäste nach Deutschland ein und erwartet sofort Vorschläge, wie das Befreiungsunternehmen geplant ist.» Musso-

lini war damals noch nicht frei; der Ausgang des «Unternehmens Eiche» war unsicher. Hitler hatte wenig Vertrauen auf einen erfolgreichen Abschluss der Aktion; er glaubte nicht daran, dass es gelingen werde, Mussolini lebend zu befreien. Er wünschte daher, unter allen Umständen wenigstens das «Blut Mussolinis» zu erhalten, indem er dessen Nachkommen rettete. Nun hielt aber Hitler von Mussolinis Sohn Vittorio, der bereits in Deutschland war, nichts; die beiden jüngsten Kinder des Duce, Romano und Anna Maria, befanden sich zusammen mit ihrer Mutter, Donna Rachele, noch im Gewahrsam der italienischen Regierung. So wendete sich Hitlers Interesse den Enkelkindern zu, zumal er für deren Mutter damals noch sehr grosse Sympathien hegte. Aber Ciano selbst sollte – so gab Himmler Hitlers Meinung wieder – «dort bleiben, wo der Pfeffer wächst».

Mit dieser Antwort konnte ich mich nicht zufrieden geben. Die in Deutschland allgemein verbreitete Ansicht, dass die beiden Ehegatten Ciano einander spinnefeind seien, war nämlich falsch. Ich wusste, dass die Gräfin unter allen Umständen ihren Mann mit nach Deutschland nehmen wollte. Sie lebte äusserlich vielleicht mehr neben ihrem Manne als mit ihm, aber im Innersten waren die beiden doch fest miteinander verbunden; es war ausgeschlossen, die Gräfin Ciano dazu zu bewegen, ihren Gemahl in Italien zurückzulassen. Ich bat also Kaltenbrunner, Himmler dazubringen, sich noch einmal zu Hitler zu begeben und ihm meine Argumente vorzutragen. Das erreichte Kaltenbrunner mit vieler Mühe, und Hitler liess sich unwillig überzeugen. Der Bescheid lautete: «Ciano kann auch mitkommen». Das war zwar keine sehr liebenswürdige Einladung, aber mir genügte auch diese Formulierung.

An einen militärischen Handstreich zur Befreiung der Familie Ciano konnten wir nicht denken; Hitler hätte uns dafür niemals ausreichende Kräfte zur Verfügung gestellt. Es blieb, wie ich dachte, nur die Möglichkeit einer Art von Bandenüberfall, und ich glaubte auch, den richtigen Mann zu kennen, dem man einen solchen Auftrag anvertrauen konnte – er hatte das Gangsterhandwerk in Chicago von der Pike auf gelernt. Aber es sollte anders kommen. Schellenberg liess mich rufen, und nachdem ich nichtsahnend sein Büro betreten hatte, gratulierte er mir zu dem «grossen Vertrauensbeweis», dessen der Führer mich für würdig erachtet

habe: Das Befreiungsunternehmen war mir selbst übertragen worden. Ich war alles andere eher denn erfreut, schon weil es meine feste Absicht gewesen war, mich in Berlin längere Zeit der lange vernachlässigten Schreibtischarbeit zu widmen. Aber es gab keine Möglichkeit des Ausweichens; und so fuhr ich am Abend des gleichen Tages nach München, um zu sehen, wie ich von dort nach Rom weiterkommen könne. Der Weg von Rom nach Berlin war einfach, denn in Rom konnte ich leicht ein Flugbillet erhalten, sei es durch Hingabe voluminöser Trinkgelder, sei es durch das Entgegenkommen des Luftwaffenkommandos, das mir gestattete, als Gast einer Maschine, die nach Deutschland bestimmt war, mitzukommen. Aber in Deutschland hielt man sich an die Vorschriften; es ging alles nach einem bürokratischen Schema, und die wenigen Leute, die man ins Ausland fliegen liess, waren hochgestellte Funktionäre, die man nicht ohne Weiteres zurücksetzen lassen konnte, um selbst einen Platz frei zu bekommen.

Aber glücklicherweise hatte ich eine schriftliche «Führer-Vollmacht». Sie besagte, dass mir alle Dienststellen und Behörden bei der Durchführung meines Auftrags jede gewünschte Unterstützung zu gewähren hatten. Mit Hilfe dieses Dokuments brach ich den anfänglichen Widerstand des Fliegerhorst-Kommandanten von München-Riem, eines Obersten, und binnen wenigen Minuten wurde mir die Reisemaschine des Feldmarschalls Kesselring, die zufällig auf dem Flugplatz stand, zur Verfügung gestellt. Auf dem Flugplatz Sciapino Nord entstand Verwirrung, als unser Funker im Anflug die Maschine des Oberbefehlshabers Süd meldete und um Landungsanweisung bat. Man wusste ja, dass Feldmarschall Kesselring im Führerhauptquartier weilte, und konnte sich nicht erklären, warum seine Reisemaschine zurückkam. Daher fragte die Fliegerhorst-Kommandantur an, wer sich in dem Flugzeug befinde, und es lässt sich denken, wie es wirkte, als ich es ablehnte, meinen Namen durchzugeben. Die Landung war nicht ungefährlich, denn kurz vorher war der Flugplatz aus der Luft angegriffen worden und mit Bombentrümmern übersät. Aber das Landungsmanöver gelang trotzdem, und der Fliegerhorst-Kommandant, ein Oberstleutnant, fuhr auf dem Motorrad, zwischen den Bombentrümmern balancierend, an die Maschine heran, um sich bei dem geheimnisvollen Reisenden zu melden. Ich zeigte ihm meine Vollmacht und sah,

welch grossen Eindruck sie auch auf diesen Offizier machte. Mit einer Führer-Weisung konnte man in der Tat so gut wie alles erreichen; hätte ich sämtliche auf dem Flugplatz stehenden Maschinen verlangt, man hätte sie mir zur Verfügung gestellt.

Schon während des Fluges – der durchaus nicht eintönig verlief, da wir ständig einfliegenden alliierten Geschwadern ausweichen mussten – hatte ich mir überlegt, wie das Unternehmen am besten organisiert werden könnte. Schwierig war vor allem der erste Teil der Aktion: die Befreiung der Familie aus dem Gewahrsam; der zweite Teil: der Transport nach Deutschland, bot mir keine besonderen Probleme. Ich konnte mich da auf meine Führer-Vollmacht verlassen und damit rechnen, dass mir alle deutschen militärischen Stellen in und um Rom nach bestem Vermögen Unterstützung gewähren würden.

Vor allem andern musste die Verbindung mit Edda Ciano hergestellt werden; für das Gelingen der Aktion kam alles darauf an, dass sämtliche Einzelheiten genau mit ihr abgestimmt wurden. Dollmann brachte mich noch am Abend meines Ankunftstages mit dem Beauftragten der Gräfin zusammen. Der war übervorsichtig. Er stellte sich nicht nur unter einem ganz gewiss falschen Namen vor, sondern wählte auch als Ort der Zusammenkunft einen obskuren Winkel in einem entlegenen Vorort des verdunkelten Rom. Anfangs kam mir das bedenklich vor; sollte das Treffen am Ende gar nicht dem vorgegebenen Zweck, sondern einem Anschlag auf mich dienen? Es wäre leicht gewesen, mich zu überwältigen und zu entführen, denn ich trug niemals eine Pistole bei mir. Aber mein Verdacht wurde bald zerstreut; der Mittelsmann, der sich einen Commendatore nannte, machte brauchbare Vorschläge. Ich wollte sie sorgfältig durchdenken und traf daher noch keine Entscheidung; am Abend des folgenden Tages wollten wir noch einmal Zusammenkommen, und dann sollte der Plan endgültig festgelegt werden.

Ich versicherte mich nun dreier deutscher Mithelfer, die bei der Aktion unmittelbar eingesetzt werden sollten: es waren der Stellvertreter Kapplers und der «Verbindungsführer» zur italienischen Kolonialpolizei, die beide Rom wie ihre eigene Tasche kannten, das Italienische perfekt beherrschten und auch dem Aussehen nach für Italiener gehalten werden konnten – und als dritter natürlich



Ing. Friedrich Schwend



Ludwig H. Moyzisch  
bekannt geworden durch seinen Agenten «Cicero»



mein alter Mitarbeiter Gröbl. Von seinen Pfundpaketen und von seiner Geschäftstüchtigkeit erhoffte ich mir wertvolle Hilfe.

Über die Lebens- und Haftbedingungen der Familie Ciano wussten wir hinreichend Bescheid. Ciano war es nicht erlaubt, das Haus zu verlassen; die Gräfin aber durfte mit ihren drei Kindern täglich eine Stunde lang in Begleitung eines Kriminalbeamten spazieren gehen. Das Haus war von einem Kommando Karabinieri und von Kriminalbeamten in Zivil Tag und Nacht streng bewacht. Es wäre zwar möglich gewesen, in das Gebäude gewaltsam einzudringen und Ciano herauszuholen, aber das hätte ohne Zweifel zu einer Schiesserei geführt. Ein solcher Zwischenfall musste aber vermieden werden, denn noch immer war Badoglios Italien offiziell mit uns verbündet, und wir durften der neuen Regierung keinen Vorwand geben, um uns Schwierigkeiten zu machen oder gar die Beziehungen abubrechen. Ausserdem wollte ich Cianos wegen nicht das Leben meiner Mitarbeiter und auch nicht mein eigenes riskieren.

Ich suchte daher nach einer Vorgangsweise, die vernünftige Chancen bot, dass alles ohne Gewaltanwendung abgewickelt werden konnte, und das war nur möglich, wenn man den ganzen Plan auf das Überraschungsmoment stellte. Innerhalb des Hauses konnte sich Ciano frei bewegen, und auf diesen Umstand baute ich meine Überlegungen auf. Wenn der Ex-Aussenminister einfach plötzlich aus dem Tor heraustrat und im gleichen Augenblick ein Wagen vorfuhr, in den er springen konnte, dann bestand begründete Hoffnung, dass der ganze Vorgang nicht länger dauerte als die Schrecksekunde und die Reaktion der Bewachungsmannschaft daher zu spät kam. Noch bevor sie zur Pistole greifen, zielen und schießen konnte, musste und konnte der Wagen mit Ciano bereits ausser Reichweite sein. Ganz ähnlich musste man es bei der Gräfin Ciano und den drei Kindern machen; auch sie mussten während ihres Spazierganges in einen plötzlich neben ihnen haltenden Wagen einsteigen; dass der begleitende Kriminalbeamte einschreiten würde, war sehr wenig wahrscheinlich.

Ausserdem war es durchaus nicht sicher, ob die Bewacher überhaupt einen unzweideutigen Schiessbefehl hatten. Badoglio war sich ja nicht im Klaren darüber, wie er den Fall Ciano behandeln sollte; aber wir wollten uns auf die Möglichkeit, dass diese Unentschlossenheit des Regierungschefs sich auch auf die Wachmannschaft über-

tragen hatte, nicht verlassen. Und so bat ich Gröbl, nach Möglichkeit in der schon so oft bewährten Weise nachzuhelfen. Und in der Tat, er konnte mir alsbald mit seinem jungenhafte verschmitzten Lächeln melden: «Jede Pistole, die nicht losgeht, kostet tausend Pfund.» Das war nicht viel, wenn man die Scheine kostenlos direkt aus der Druckerei bezog.

Edda Cianos Mittelsmann, der Commendatore, den ich verabredungsgemäss am Abend traf, hatte schon gespannt auf meine Entscheidung gewartet. Er war mit meinen Vorschlägen völlig einverstanden und übernahm auch die Garantie, dass sich die Familie Ciano streng an unsere Weisungen halten werde. Wir vereinbarten noch eine dritte Zusammenkunft für den 26. August, um Änderungen des Plans, die sich vielleicht inzwischen als notwendig herausstellen würden, zu besprechen und, vor allem, die Uhren genau aufeinander abzustimmen, denn davon hing das Gelingen des Überraschungsmanövers ab.

Bei der Verabschiedung drückte mir der Commendatore noch ein Ledersäckchen in die Hand. Es war trotz seiner Kleinheit so schwer, dass es mir beinahe entglitten wäre. Ciano liess mich bitten, dieses Säckchen für ihn nach Deutschland zu schaffen, und zwar auf einem ganz sicheren Weg, denn der Inhalt sei für ihn «von grösster Wichtigkeit». Ich versprach es, gedachte aber, das mir anvertraute Botengut auf jeden Fall genauer zu untersuchen,- das Gewicht vor allem hatte mich neugierig gemacht. Wieder in meinem Quartier, betrachtete ich den Gegenstand zunächst einmal von aussen,- auf der dunklen Strasse hatte ich ihn nicht näher besehen können. Der Beutel war kunstvoll verschnürt und derart mit einem grossen Siegel versehen, dass die Verschnürung nicht gelöst werden konnte, ohne es zu verletzen. Aber gerade dieses «besiegelte» Misstrauen Cianos veranlasste mich, das Säckchen kurzerhand zu öffnen – allerdings nicht ohne Hinblick auf die Tatsache, dass die «technische Abteilung» des RSHA jedes Siegel wieder nachmachen konnte, wenn nur die Bruchstücke vorgelegt wurden. Der Inhalt des Lederbeutels bestand aus ausgesucht schönen Brillanten ohne Fassung; der kleinste davon wog gewiss nicht weniger als 7 bis 8 Karat. Das war ein Vermögen, soviel wusste ich auch als Laie, und ich konnte jetzt verstehen, warum Ciano dieser Sendung so grosse Wichtigkeit beigemessen hatte. Natürlich war die Verbringung

solcher Werte nach dem Ausland durch die italienischen Gesetze verboten; aber es lag nicht in Cianos Charakter, auf solche formalen Hindernisse irgendwelche Rücksicht zu nehmen; er fand auch gar nichts dabei, seine deutschen Befreier mit einem derartigen Geschäft zu belasten.

Am darauffolgenden Tag sprach ich bei Generalfeldmarschall von Richthofen, dem Oberbefehlshaber der deutschen Luftflotte in Italien, vor. Nur von ihm konnte ich ein Flugzeug für den Transport der Familie nach Deutschland bekommen, und auch einen Lastkraftwagen wollte ich erbitten, damit für die Fahrt zum Flugplatz nicht jene Personenautos, die schon bei der Entführung eingesetzt worden waren, benutzt werden mussten. Nachdem ich meine Vollmacht vorgewiesen hatte, sagte der Feldmarschall sogleich zu, mir eine Maschine zu geben. Er begann dann, auf technische Einzelheiten einzugehen, wobei es mir auffiel, dass er immer von Fallschirmen sprach, mit der die Besatzung und ich versehen werden sollten. Ich erklärte mir diese Fürsorglichkeit damit, dass die Luftherrschaft über Italien damals bereits bei den Alliierten lag. Weil aber schon die Rede von den Fallschirmen war, erkundigte ich mich, ob denn nicht auch die Gräfin und ihre Kinder Fallschirme bekommen würden, wobei ich auf die Schwierigkeit aufmerksam machte, den Kindern die Bedienung eines Fallschirms beizubringen. Richthofen zeigte sich plötzlich sehr betreten und fragte mich sehr kühl und distanziert, ob wir denn Frau und Kinder überhaupt mitnehmen wollten.

Jetzt klärte sich bald auf, dass zwischen uns ein Missverständnis gewaltet hatte. Der Feldmarschall hatte gemeint, ich hätte den Auftrag, Ciano auf dem Weg verunglücken zu lassen, und deshalb war er so besorgt gewesen, der Flugzeugbesatzung Fallschirme zu verschaffen, damit sie sich durch rechtzeitigen Absprung in Sicherheit bringen könne. Als ich dann die Familie erwähnte, war er zunächst von soviel Schlechtigkeit entsetzt, begann indes doch daran zu zweifeln, ob ein solch perfider Mord an Unschuldigen wirklich verübt werden sollte. Nachdem das Gespräch aber diesen Umstand aufgeklärt hatte, gestand mir Richthofen seinen Verdacht ein. Nun war es an mir, betreten zu sein; ich hätte nicht gedacht, dass mir irgend jemand soviel tückische Bosheit Zutrauen könnte. Einige Kognaks beseitigten aber die Missstim-

mung zwischen Richthofen und mir, und ich habe später nie versäumt, dem Feldmarschall meine Aufwartung zu machen, wenn ich in Italien war.

Jetzt brauchte ich lediglich noch die beiden Autos zur Entführung Cianos und seiner Gattin. Wehrmachtsfahrzeuge kamen natürlich nicht in Betracht, aber auch nicht deutsche Privat- oder Dienstautos, denn deren Nummern kannte die italienische Polizei. Die Fahrzeuge mussten also eigens gekauft werden, und da die Bank von England ja doch alles bezahlte, war mir das Beste gerade gut genug. Ein Packard und ein Chevrolet wechselten die Besitzer. Wie die neuen Eigentümer hiessen, ist mir freilich entfallen; das einzig Echte an den Papieren waren die Photos der beiden Fahrer, meiner bereits erwähnten unmittelbaren Helfer: des Stellvertreters Kapplers und des deutschen Verbindungsoffiziers zur italienischen Kolonialpolizei. Motorisch starke Fahrzeuge hatten wir deswegen wählen müssen, damit wir auf alle Fälle sicher sein konnten, dass uns kein anderes Fahrzeug einholen würde.

Die Aktion verlief durchaus plangemäss. Ciano trat genau zur vorher bestimmten Sekunde aus seinem Haus in der Via Secchi, was nicht gleich auffiel, denn es handelte sich nicht etwa um eine Villa, sondern um ein mehrstöckiges Zinshaus. Der Packard brauchte nicht einmal anzuhalten; Ciano sprang in den langsam fahrenden Wagen, der dann in voller Fahrt zu dem vereinbarten Treffpunkt rollte. Die Carabinieri und die Kriminalbeamten, deren Scharfsinn durch die englischen Pfunde gelitten hatte, taten so, als hätten sie nichts bemerkt, und «bewachten» weiterhin ihren hohen Gefangenen. Die Ablösung wurde selbstverständlich nicht informiert und versah ihren Dienst weiter, als ob Ciano noch im Hause wäre. Die Flucht des Grafen wurde an diesem Tage noch nicht entdeckt.

Edda Ciano mit ihren drei Kindern konnte in aller Bequemlichkeit am Rande eines Parks in den Chevrolet einsteigen; der Bewacher liess sich vorsichtshalber gar nicht blicken. Wir waren also an dem vereinbarten Treffpunkt pünktlich und ohne Ausfälle versammelt. Ein Wehrmachtlastkraftwagen, dessen Aufbau mit einer Zeltplane verhängt war, wartete bereits, und nach ganz kurzem Aufenhalt traten wir die Fahrt zum Flugplatz an.

Es war nicht italienische Wachsamkeit, sondern deutsche Dienst-

korrektheit, was das Gelingen des Unternehmens noch im letzten Augenblick in Frage stellen sollte. Die Badoglio-Truppen hielten alle römischen Ausfallstrassen mit starken Kommandos unter Bewachung. Deutsche Militärfahrzeuge wurden allerdings von deutschen Wehrmachtstreifen kontrolliert. Als wir an eine der Strassensperren kamen und der deutsche Posten herantrat, um die Wagenpapiere zu prüfen, ertönte plötzlich aus dem Innern unseres Lkw. eine laute Kinderstimme. Ich hatte zwar das Elternpaar Ciano dringend gebeten, dafür zu sorgen, dass die Kinder sich ruhig verhielten, bis wir im Flugzeug sassen; aber es gelang den beiden nicht, sich gegenüber ihren Sprösslingen durchzusetzen. Der deutsche Posten wurde natürlich durch das Geschrei misstrauisch und verlangte, den Wagen durchsuchen zu können. Es kam zu einem lauten Wortwechsel; die italienischen Posten wurden aufmerksam und kamen herbei. Gerade an dieser Stelle waren mindestens dreissig Mann postiert und wenige hundert Meter voran gab es eine weitere Strassensperre, so dass es nicht möglich war, einfach weiterzufahren, abgesehen von dem Risiko, dass nachgeschickte Kugeln die Insassen treffen könnten. Alles wäre vergeblich gewesen, wenn die neugierigen Italiener die geplante Durchsuchungsaktion des korrekten deutschen Postens beobachtet und dabei die natürlich jedem Italiener bekannten Gesichter Cianos und Eddas gesehen hätten. Aber glücklicherweise kann unter Umständen der deutsche militärische Gehorsamsdrill auch gegen die Dienstvorschriften mobilisiert werden: Neben dem Fahrer unseres Wagens war ein junger Luftwaffenoffizier postiert, der die Situation richtig erfasste und den deutschen Landser derartig kräftig anschnauzte, dass er uns passieren liess.

Die letzte Gefahr drohte von der italienischen Einheit, die auf dem Flugplatz lag. Sie durfte nicht entdecken, wer in unserer Obhut war. Da traf es sich gut, dass man uns eine Ju 52 zugewiesen hatte. Die für den Lastentransport eingerichteten Ju 52 hatten nämlich eine grosse Eingangstür. An diese fuhr unser Lkw. im Rückwärtsgang heran, so dass alle Wageninsassen unmittelbar in das Flugzeug umsteigen konnten. Auch die knapp dabei stehenden italienischen Fliegersoldaten, die man nicht hätte vertreiben können, ohne Verdacht zu erregen, konnten nicht sehen, was da verladen wurde.

Wir kamen glatt vom Boden ab; das Unternehmen war so gut wie gelungen. Ein Fehler war uns freilich trotz aller generalstabsmässigen Vorbereitung der Aktion doch unterlaufen: es war vergessen worden, warme Kleidung für die Befreiten zu besorgen. Im Hinblick auf die hochsommerliche Jahreszeit wäre es aufgefallen, wenn Edda Ciano und die Kinder zu ihrem Spaziergang etwa warme Sachen angezogen hätten; sie trugen also nur leichteste Kleidung – und die Ju 52 musste über den Alpen auf fast 4.000 Meter gehen. Noch dazu war die Transportmaschine, die schon manchen Sturm erlebt haben musste, ungemein zugig. Aber einige Militärdecken und Pelzüberkleider der Flugbesatzung genügten einigermassen zu improvisierter Aushilfe.

Der Flug war nicht einfach; der Pilot musste wegen eines Gewitters über den Alpen sogar auf mehr als 5.000 Meter steigen, wo die Verminderung des Luftdrucks schon sehr spürbar war. Zwei Flaschen spanischen Kognaks brachten uns aber über die beschwerlichen Stunden. Ciano selbst nahm zwar kaum einen Schluck, aber die übrige Familie sprach dem Getränk umso eifriger zu, besonders der jüngste Spross, genannt Mogli. Er setzte die Flasche geschickt an den Mund und trank in vollen Zügen; hätte ich sie ihm nicht entrissen, so hätte er sie bestimmt zur Hälfte geleert. Die Eltern fanden keinen Grund einzuschreiten. Der etwa vierjährige Junge war nämlich der erklärte Liebling seines Vaters und durfte anstellen, was er nur wollte. Seine Geschwister, die recht gut erzogen schienen, fürchteten diesen Mogli geradezu und rächten sich nur dann für die von ihm erlittene Unbill, wenn sie Papa Ciano weit weg wussten.

Sehr bezeichnend für Ciano und seinen Geschäftssinn war eine Episode, die sich bald nach dem Abflug ereignete. Wir waren noch nicht eine Viertelstunde von Rom entfernt, als der Graf seinem Töchterchen ihr weisses Umhangtäschchen abnahm und dessen Inhalt genau zu kontrollieren anfang. Das Täschchen enthielt mehr als ein Dutzend wertvollster Schmuckstücke, Solitäre, Ohrgehänge, goldene Tabatieren. Dann begann Ciano auch noch seine eigenen Taschen auszukramen, die natürlich weit mehr Fassungsräume hatten, und machte Inventur. Die umfangreiche Pretiosensammlung stellte einen wahrhaft «standesgemässen Notpfennig» dar.

Die bevorstehende Ankunft der Familie Ciano in Deutschland war sorgfältig geheimgehalten worden. Der Empfang in München war daher nicht öffentlich, aber trotzdem sehr ehrenvoll. In Oberallmannshausen am Starnberger See war für die Gäste bereits eine ansehnliche Villa vorbereitet worden, und ich begleitete sie dorthin, um mich ihrer ordentlichen Unterbringung zu versichern. Meine Absicht war es gewesen, sofort nach Berlin weiterzufahren, aber die beiden Ciano liessen mich nicht weg. Inzwischen war nämlich ein Wettersturz eingetreten; es wurde empfindlich kühl, wie das ja im Alpengebiet auch während des Sommers häufig der Fall ist, und die Familie hatte keine entsprechende Garderobe. Sie verlangten, dass ich sie neu einkleiden sollte; inzwischen hatten sie sich aus Decken notdürftig eine Art Poncho zurechtgemacht.

Meine neue Aufgabe war durchaus nicht leicht zu lösen. Die Textilrationierung wurde bekanntlich in Deutschland während des Krieges sehr streng gehandhabt. Es gab zwar, wie in allen deutschen Grossstädten, so auch in München einen Schwarzmarkt, aber zu diesem hatte ich natürlich keine Verbindung, und ausserdem wäre es schwierig gewesen, dort das den Ansprüchen der Familie Ciano Genügende zu finden. Da half mir wieder die Führervollmacht. Freilich konnte ich sie nicht direkt verwenden, aber binnen 24 Stunden hatte ich sozusagen eine Untervollmacht, von Reichswirtschaftsminister Funk persönlich unterzeichnet, in Händen. Sie ermächtigte mich, allüberall im Grossdeutschen Reich ohne Marken einzukaufen, was und wieviel ich wollte.

Mit diesem Schriftstück ausgestattet, fuhr die ganze Familie Ciano in meiner Begleitung nach München. Um die für mich qualvolle Einkaufsprozedur abzukürzen, hatte ich Vertreter eines Schuh-, eines Wäsche- und eines Pelzgeschäftes in den besten Modosalon Münchens bestellt. Dort vollzogen sich unter meiner widerwilligen Assistenz die Kaufzeremonien. Ich war sehr froh, dass ich nicht aus meiner eigenen Tasche bezahlen musste. Denn als ich beispielsweise der Gräfin Ciano zwei Pelzmäntel zeigte, natürlich in der Absicht, dass sie einen von den beiden auswählen möge, verlangte sie beide.

Plötzlich bemerkten wir, dass Graf Ciano nicht mehr anwesend war. Wir hatten ihn dringend gebeten, sich nicht zu entfernen,

damit sein Aufenthalt in Deutschland, der streng geheimgehalten werden sollte, auch wirklich geheim bleibe; alle Verkäuferinnen mussten sich verpflichten, von der Anwesenheit der italienischen Gäste, die ihnen natürlich von Illustrierten und Wochenschau her bekannt waren, nichts verlauten zu lassen. Und nun hatte der Ex-Aussenminister die Ablenkung meiner Aufmerksamkeit durch den Einkaufstrubel benützt, um ohne Abmeldung zu verschwinden. Wir wussten nicht, wo wir ihn suchen sollten; aber zum Glück kam er bald wieder. Er war in seinem bekannten Leichtsinn einfach zum Frisör gegangen, weil er sich nicht gut genug rasiert fühlte – und durch eben diesen Frisör ist dann auch tatsächlich in Umlauf gebracht worden, dass sich Ciano in Deutschland befand.

Erst nachher kam ich darauf, dass Ciano einen besonderen Grund hatte, um die Verbesserung seines guten Aussehens besorgt zu sein. Er hatte nämlich mit einem bildhübschen Mannequin des Modesalons, wo wir einkauften, sofort einen Flirt begonnen, und sich mit dem Mädchen für den Abend verabredet. Ich erfuhr das von der Schönen selbst, denn sie fühlte sich verpflichtet, mich von der Annäherung Cianos zu unterrichten. Aber sie bat mich dringend, die Quelle meines Wissens nicht zu verraten, und ich versprach das. So konnte ich Ciano nicht in aller Offenheit bitten, das Rendezvous zu versäumen, sondern musste der Familie Ciano den ganzen Abend über Gesellschaft leisten. Es ist anzunehmen, dass der immer abenteuerlustige Graf meine treue Anhänglichkeit an diesem Abend heftig und häufig verwünscht hat.

So musste ich also wohl oder übel eine Zeitlang als Haushofmeister in der gräflichen Villa am Starnberger See agieren. Das gefiel mir anfangs sehr wenig, aber ich entdeckte bald, dass dieses Geschäft auch seine positiven Seiten hatte. Es erlaubte mir nämlich, den ehemaligen italienischen Aussenminister, immerhin eine Persönlichkeit der Zeitgeschichte, näher kennenzulernen. Bisher hatte ich Ciano für einen aufgeblasenen, eitlen und im Grunde dummen Menschen gehalten, der lediglich durch die Gunst des Schicksals, nämlich durch die Protektion seines Schwiegervaters Mussolini, zu seiner hervorragenden Position gekommen war. Dieses Urteil, das ich aus zweiter Hand bezog, schien mir durch meinen ersten persönlichen Eindruck von Ciano bestätigt zu wer-



den. Ich hatte ihn 1940 in Wien zum ersten Male gesehen, als der Schiedsspruch über die neue ungarisch-rumänische Grenze gefällt wurde. Rumänien musste damals grosse Teile von Siebenbürgen, das es durch den Friedensvertrag von Trianon gewonnen hatte, wieder abtreten. Ribbentrop und Ciano setzten die Grenzziehung persönlich neu fest. Ribbentrop, den ich etwa ebenso wie Ciano einschätzte, hantierte dabei mit einem ziemlich stumpfen roten Bleistift auf der Landkarte herum, so dass wegen der dicken Striche oft einige Kilometer Land, je nachdem, ob man den einen oder den anderen Rand dieser Markierung für authentisch nahm, durch Zufall an den einen oder den anderen Staat fielen. Als der rumänische Aussenminister Manoilescu die volle Wahrheit erfuhr, brach er ohnmächtig zusammen und musste durch ärztliche Behandlung soweit gebracht werden, dass er seine Unterschrift unter den Vertrag setzen konnte. Ciano reagierte auf diesen Zwischenfall lediglich mit der Bemerkung: «Der Kerl spielt ja nur Theater», und kurz darauf erlebte ich, dass er höchst ungnädig wurde, weil die Verhandlungen sich hinzogen – er hatte nämlich für den Abend eine Loge in Wiens damals bekanntestem Nachtlokal bestellt. Dort trat eine orientalische Bauchtänzerin auf, mit der Ciano offenbar von früher her bekannt war.

Auch was ich später von Ciano hörte, konnte mich nicht veranlassen, meine Meinung zu ändern. Jetzt aber lernte ich in den vielen stundenlangen Gesprächen einen anderen Ciano kennen. Gewiss, er war eitel wie ein Pfau, oberflächlich, zynisch und wahrscheinlich korrupt, aber er war kein Dummkopf. Er war sogar im Gegenteil hochbegabt, aber dieser hervorragenden Intelligenz fehlte jeder ethische Halt. Ideale im Sinne von überpersönlichen Leitideen, nach denen er sein Handeln eingerichtet hätte, hatte er nicht; er war kein Faschist (was ich schon sehr bald erkannte), nicht einmal ein Patriot, trotz allen nationalen Phrasen, die ihm zu Gebote standen, wenn er sie brauchte, aber er war auch kein Kosmopolit, der etwa die Menschheit höher gestellt hätte als seine Nation. Für ihn gab es nur Macht und Geld, das waren seine einzigen Ziele. Man konnte ihn vielleicht einen modernen Condottiere nennen, und als ich ihm das einmal, etwas verklausuliert, sagte, bejahte er es offen und schien sogar geschmeichelt. Die Offenheit war Cianos vielleicht beste Eigenschaft; sie wirkte im-

mer irgendwie entwaffnend. So ist es zu verstehen, dass ich mit der Zeit ein recht gutes Verhältnis zu Ciano bekam.

Wenn ich mich dem italienischen Ex-Aussenminister so intensiv widmete, so hatte ich dabei freilich auch einen Hintergedanken: mich interessierten Cianos berühmte Tagebücher. Berühmt waren sie, obgleich niemand sie kannte,- aber man wusste in der römischen politischen Gesellschaft, dass er sie seit Jahren führte, und es gab viele Leute, die ein Vermögen dafür bezahlt hätten, in dieses Journal Einblick nehmen zu dürfen. Nach alledem, was ich schon in Rom gehört hatte, mussten Cianos Tagebücher den Reichsaussenminister Ribbentrop, auch in den Augen Hitlers, schwer belasten – und das war der Hauptgrund, warum ich sie in die Hand bekommen wollte.

Meine Stellung im deutschen politischen Auslandsgeheimdienst hatte es mir erlaubt, schon sehr bald zu erkennen, wie verhängnisvoll Ribbentrops Politik, wenn man sie so nennen konnte, als Aussenminister vor allem in den Ländern, die ich aus eigener Anschauung kannte, von Anfang an wirkte. Hitler erschien mir, als ich meine Tätigkeit im Geheimdienst begann, trotz vielen Zweifeln, die sich mit der Zeit vermehrten, noch als tabu, aber in dem Leiter des deutschen Auswärtigen Amtes sah ich einen Schädling und Zerstörer. An dem Sturz dieses Mannes mitzuwirken, erschien mir Verpflichtung, und ich wusste, dass eine ganze Reihe von hohen Würdenträgern des Dritten Reiches die Beseitigung Ribbentrops ebenfalls für ein höchst erstrebenswertes Ziel hielten. Vor allem mein höchster Dienstvorgesetzter, Kaltenbrunner, teilte meine Meinung über Ribbentrop rückhaltlos; und da er nach Hitler und Himmler wohl der mächtigste Mann in Deutschland war, setzte ich grosse Hoffnung auf seine Bemühungen, Hitler von der Notwendigkeit der Entlassung Ribbentrops zu überzeugen. Es gelang mir auch, Kaltenbrunner zu dem Versprechen zu bewegen, dass er sich für den früheren Staatssekretär und jetzigen Vatikanbotschafter Weizsäcker als Nachfolger Ribbentrops einsetzen wolle. Vor Weizäckers Charakter und Fähigkeiten hatte ich den grössten Respekt. Ich war ihm durch enge Zusammenarbeit in Rom nahe gekommen und hatte ihn in seiner Absicht bestärken können, eine Friedensvermittlungsaktion des Papstes bei den Westmächten zu erreichen.

Ciano, der die für einen Diplomaten sehr wichtige Fähigkeit besaß, die Gedanken seines Gesprächspartners zu erraten, war im Verlauf unserer Unterredungen sehr bald dahintergekommen, dass ich ein Gegner Ribbentrops war. Unvermittelt bot er mir eines Tages belastendes Material über den Reichsaussenminister an. Ich war natürlich hoch erfreut und akzeptierte das Angebot. Erst viel später, nachdem ich Cianos Tagebücher von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen hatte, erkannte ich, dass Ribbentrop darin nicht mehr oder weniger belastet war als Hitler selbst – so dass man diese Dokumente keinesfalls dazu hätte verwenden können, um den Reichsaussenminister bei Hitler unmöglich zu machen. Aber das konnte ich damals nicht ahnen, und der schlaue Ciano, der es natürlich wusste, hatte kein Interesse daran, es mir zu eröffnen.

So fühlte ich mich verpflichtet, zu überlegen, welche Gegenleistung ich Ciano für seine Tagebücher bieten könne – bis er mir eines Tages selbst das Stichwort gab. Er fragte mich nämlich während eines Spaziergangs am Ufer des Starnberger Sees unvermittelt: «Können Sie mir nicht Ihre Pfundvertretung für Südamerika geben?»

Ich war wie vom Donner gerührt, denn ich hätte nie angenommen, dass Ciano über diese so sorgfältig geheimgehaltene Aktion Bescheid wusste. Es hätte keinen Zweck gehabt, mich unwissend zu stellen; Ciano hätte mir diesen Trick nicht abgenommen. Ich gab mich also unberührt und fragte kühl: «Was wollen Sie davon schon wissen?»

Ciano lächelte nur und erzählte mir, er sei bereits seit Monaten darüber informiert, dass in Deutschland hergestellte falsche Pfundnoten im Ausland massenweise in Umlauf gesetzt würden. Sein Informator sei der italienische General Roatta. Dieser war damals Generalstabschef des italienischen Heeres; früher aber hatte er den italienischen Geheimdienst geleitet. Er war also eine seriöse Quelle und konnte in der Tat zuverlässige Nachrichten haben. Mein Gehirn begann automatisch zu arbeiten: ich musste herausfinden, wo die undichte Stelle bei uns war. Ciano, der wohl ahnte, womit sich meine Gedanken beschäftigten, unterbrach meine Überlegungen mit der Behauptung, Roatta wüsste von der Falschgeldaktion nicht von deutscher, sondern von englischer Seite. Ob das stimmte, konnte ich nicht überprüfen; doch war die Möglichkeit,

dass diese Version zutraf, auch nicht von vornherein auszuschließen. Jedenfalls entnahm ich dem weiteren Gespräch mit Ciano, dass er sogar über Details ziemlich gut unterrichtet war.

Der italienische Ex-Aussenminister stand mit seinen Sympathien durchaus auf der Seite des «Unternehmens Bernhard» – denn er mochte die Engländer nicht leiden. Seine Abneigung gegen die Briten als Volk, die sich manchmal zu förmlichen Hassausbrüchen steigerte, war ohne Zweifel echt; wahrscheinlich stammte sie aus dem Gefühl, dass die Engländer ihn nicht ernst genommen hatten. Im Gegensatz zu Schwend glaubte er, dass es möglich sei, durch die Verbreitung der falschen Pfundnoten in genügenden Mengen der englischen Wirtschaft oder wenigstens der britischen Wirtschaftsposition in Südamerika, einen entscheidenden Schlag zu versetzen.

Ciano, der wusste, dass ich an den «Endsieg» der Achsenmächte ebensowenig mehr glaubte wie er selbst, hegte nicht etwa die phantastische Hoffnung, dass der Krieg mit den falschen Pfunden noch gewonnen werden könnte, aber er sah, und darin stimmte ich ihm zu, damals noch Chancen zu einem Remis. Der Westen, so dachten wir, könne vielleicht doch zur Erkenntnis der Gefahr aus dem Osten gebracht werden; das würde die Amerikaner und Engländer möglicherweise dazu veranlassen, sich mit Deutschland und Italien auf der Herausgabe sämtlicher Achseneroberungen zu einigen – so dass dann alle Kräfte zur Verteidigung gegen die sowjetische Expansion zusammengefasst werden könnten. In der Rückschau von heute aus mag man solche Hoffnungen als naiv beurteilen; aber damals hatten wir eben diesen Punkt noch nicht erreicht. Nicht dem schimärisch gewordenen «Endsieg», sondern einer solchen Remis-Lösung meinte Ciano durch Realisierung seiner Pläne nützen zu können.

Cianos Konzeption faszinierte mich. Er zählte mir einige führende politische und wirtschaftliche Persönlichkeiten Südamerikas auf, mit denen er in engen Beziehungen stehe. Sie würden, so versicherte er, sofort auf seine Pläne eingehen. Da ich es leider unterliess, die Namen zu notieren, sind mir die meisten davon entfallen. Ciano sprach unter anderen von dem damaligen Vizepräsidenten und ehemaligen Aussenminister der Republik Uruguay, Guani; dieser habe es ganz allein zustande gebracht, dass sein

Land zusammen mit anderen südamerikanischen Staaten, vor allem Chile, Peru und Kolumbien, auf die Linie der USA eingeschwenkt sei. Aber auch zu massgebenden Leuten in jenen südamerikanischen Staaten, die man noch als amerikafeindlich ansprechen müsse, habe er ausgezeichnete Beziehungen, vor allem zu dem argentinischen Kriegsminister General Farrell und seinem Kabinettskollegen, den Finanzminister Santa Marina, der früher Präsident der argentinischen Staatsbank gewesen war. Mit Hilfe dieser und vieler anderer Persönlichkeiten, die er unmittelbar oder indirekt durch Vertrauensleute an der Hand habe, könnte man in Südamerika mächtige Wirtschaftspositionen erobern. Ciano nannte eine Reihe von Banken und anderen Unternehmen in Südamerika, über die man sofort Kontrolle gewinnen könnte, wenn die entsprechenden Kapitaleinlagen gemacht würden. Diese Beteiligungen sollten eben mit falschen Pfunden gekauft werden. Die Barbeträge sollten nicht länger als unbedingt nötig im Lande gelassen werden; in den kontrollierten Unternehmungen durfte auf längere Sicht kein Falschgeld arbeiten. Daher sollten die Pfundkonten in Dollar- oder Schweizer Franken-Konten umgewandelt werden, selbst wenn das nur unter beträchtlichen Kursverlusten geschehen konnte. Ich gab mich zuerst skeptisch und zurückhaltend, aber Ciano verstand es, meine Bedenken zu zerstreuen – vielleicht, weil ich mangels wirtschaftlicher Kenntnisse, besonders über Südamerika, mit meinen Einwänden bald zu Ende war.

Ciano wiederholte immer wieder, dass man nicht den Fehler begehen dürfe, die südamerikanischen Verhältnisse mit den europäischen zu vergleichen; sehr viel, was in der europäischen Wirtschaft völlig unmöglich sei, könne in südamerikanischen Ländern ganz leicht bewerkstelligt werden. Das leuchtete mir ein. Zwar hatte ich das sichere Gefühl, dass Ciano bei der Darstellung der südamerikanischen Chancen für das «Unternehmen Bernhard» übertrieb, aber dass Ciano in den lateinamerikanischen Staaten ein überragender «Chef-Verkäufer» der Falschpfundaktion werden würde, das stand für mich ausser Zweifel.

Ciano hatte mich also so weit gewonnen, dass ich seinen Plan ernst nahm und beschloss, ihn Schwend vorzutragen. Ich fuhr daher mit dem Wagen von München nach Meran – und fand Schwend schon nach der ersten Skizzierung der Ideen Cianos begeistert,

trotz manchen Vorbehalten, die ihn sein nüchterner Geschäftssinn machen liess. Schwend war bereit, Ciano sofort einzusetzen.

Es galt nun, was weit schwieriger sein musste, auch die zuständigen deutschen Stellen für das Vorhaben zu gewinnen. Ich begab mich zu Kaltenbrunner und verwendete eine ganze Nacht darauf, ihn, unter Mitwirkung beträchtlicher Alkoholmengen, zu bearbeiten. Er stimmte schliesslich zu, wenn Ciano dafür seine Tagebücher hergebe. Als ich nach der Villa am Starnberger See zurückkehrte, hatte ich bereits uruguayische Pässe für die ganze Familie Ciano mit allen notwendigen Visen und zusätzlichen Dokumenten in der Tasche. Die Pässe waren untadelig gefälscht, und selbst das Photo Cianos war insofern nicht echt, als es ihn mit aufgeklebtem Schnurrbart zeigte. Das eilte der Wirklichkeit voraus, denn Ciano wollte sich einen solchen erst nachträglich wachsen lassen. Ausserdem trug er auf dem Lichtbild eine Brille, so wie er es später wirklich tun wollte, und mit Hilfe dieser beiden Requisiten war er nicht mehr zu erkennen – gerade weil sein hart- und brillenloses Gesicht einem jeden Illustrierten-Leser und Kinobesucher so vertraut geworden war. Ciano freute sich kindlich über die falschen Pässe, aber es ist für seine stets, wenn es um die eigene Person ging, geübte Vorsicht bezeichnend, dass er mir erklärte, zwar ohne Bedenken als uruguayischer Staatsbürger mit diesen Dokumenten reisen zu wollen – aber nicht nach Uruguay selbst; er ziehe es vor, sein Hauptquartier in einem anderen Staat aufzuschlagen. Dann werde man weiter sehen; die Beschaffung echter Pässe sei in Südamerika selbst kein Problem mehr, denn dort könne man sogar Diplomatenpässe kaufen; jetzt aber gehe es darum, überhaupt einmal erst aus Europa und dem Machtbereich der Achse hinauszukommen.

Cianos Abneigung gegen Italien bekundete sich auch bei den vielen Gesprächen über Südamerika. Theatralisch und mit grossen Gesten verlangte er von seiner Frau, dass sie ihm verspreche, ihre Kinder im Fall seines Todes nicht als Italiener zu erziehen; lieber sollten sie «Cubaner» (Cuba fiel ihm seltsamerweise dabei immer als erstes lateinamerikanisches Land ein) oder Bürger irgend eines anderen südamerikanischen Staates werden als Italiener, Angehörige dieses Landes, das «einfach fertig» sei.

Ich weiss nicht, ob dieser Hass gegen das eigene Vaterland sehr

tiefgehend war; an der Oberfläche aber äusserte er sich überaus heftig. Er rührte, da Ciano ein absolut ichbezogener Mensch war, vermutlich davon her, dass seine italienischen Mitverschworenen gegen Mussolini, Badoglio und Genossen ihn um die Früchte seines Einsatzes betrogen hatten. Das nahm er dem ganzen Land und Volk übel. An boshaften Bemerkungen über seine Landsleute war er unerschöpflich. Ich erinnere mich an zwei Aussprüche, die typisch für diese Haltung und ausserdem für die seltsamen Erziehungsprinzipien im Hause Ciano waren.

Mogli, der schon erwähnte jüngste Sohn und besondere Liebling Cianos, machte von dieser Sonderstellung in der Familie, seinem Vater charakterlich durchaus ähnlich, einen rücksichtslosen Gebrauch. Er tyrannisierte alle, besonders aber seine Geschwister. Wenn ihm irgend etwas nicht passte, zog er blitzschnell einen Schuh aus und schleuderte ihn treffsicher gegen den Widersacher, der seinen Wünschen nicht willfährig war. Moglis Geschwister wussten, dass sie sich dagegen nicht zur Wehr setzen durften. Das einzige, was sie tun konnten, war, in Deckung zu gehen; noch lieber aber stellten sie sich, wenn Mogli zu seinem Fuss griff, vor einen Spiegel oder einen Glasschrank. Dann wagte der kleine Wüterich es meist nicht mehr, sein Geschoss abzuwerfen. Einmal riskierte er es aber doch, und der Schuh durchschlug nicht nur die Glasscheibe des Schanks, sondern zertrümmerte auch wertvolles Sevres-Porzellan, das dahinter der Bewunderung des Besuchers dargeboten wurde. Als ich Ciano davon Mitteilung machte, in der stillen Hoffnung, er werde seinem Spross vielleicht doch einmal eine Tracht Prügel verabreichen, musste ich erleben, dass sich der stolze Vater noch darüber freute. «Sehen Sie», erklärte er lachend, «so sind die Italiener, ihr Heldentum kann durch nichts aufgehalten werden.»

Aber selbst Cianos Geduld gegenüber seinem Lieblingskind hatte Grenzen. Einmal hatte es doch eine ernsthafte «Trübung des Verhältnisses» gegeben. Freilich hielt Ciano die diplomatische Spannung nicht lange aus, und es kam bald zur «formellen Beilegung des Konfliktes». Ciano machte seinem Sohn das ganze Protokoll eines Friedensschlusses vor, und dann kam der feierliche Handschlag, der das Ende der Zwistigkeiten besiegeln sollte. Aber während der Kleine dem Vater die rechte Hand reichte, griff

er mit der Linken nach seinem gewohnten Wurfgeschoss und schleuderte es nach seinem Bruder, der im Hintergrund der Zeremonie beigewohnt hatte. Ciano wollte über diesen eklatanten Misserfolg seiner diplomatischen Erziehungsmethode schon böse werden, zog es aber vor, zu resignieren, und sagte mir schulterzuckend mit einem verlegenen Lächeln: «Was wollen Sie, das ist eben typisch italienisch.»

Natürlich musste der Südamerika-Plan streng geheimgehalten werden, und Ciano versprach mir, dass er darüber auch mit seiner Frau vorerst noch nicht reden werde. Ich fürchtete nämlich, die Gräfin werde dann auch ihren Vater unterrichten, der inzwischen befreit worden war und nicht allzu weit von der Ciano-Villa entfernt sein vorläufiges Quartier aufgeschlagen hatte. Daraus aber konnten arge Schwierigkeiten entstehen. Vor allem durfte Hitler nicht zufällig von dem Vorhaben erfahren.

Er musste zwar seine Zustimmung geben, denn ich konnte es nicht riskieren, Ciano samt Familie auf eigene Verantwortung ins Ausland zu schaffen. Aber dazu musste der rechte Augenblick abgewartet werden, und Kaltenbrunner oder Himmler mussten den Plan offiziell, in irgendeinem Zusammenhang, der Hitler ein Ja-wort erleichterte, vortragen. Kaltenbrunner beurteilte die Chance, Hitler zu gewinnen, positiv; er meinte, Hitler sehe in Ciano ohnedies nur einen Grossschieber und werde es für nützlich halten, wenn er wenigstens auf der deutschen Seite wirtschaftlich festgelegt werde. Auch müsse Hitler eigentlich fürchten, dass Ciano, wenn er in Deutschland oder Italien bleibe, wieder Einfluss auf seinen Schwiegervater Mussolini bekommen könne, und daher könne man Hitler auch davon überzeugen, dass es zweckmässig sei, den Grafen ins Ausland abzuschieben. Es war nämlich Edda Ciano gelungen, eine Versöhnung zwischen Mann und Vater zustande zu bringen. Freilich sollte sich bald herausstellen, dass sie nicht endgültig war, aber das konnte damals noch niemand wissen.

Entgegen dieser Abmachung schwieg aber Ciano nicht und berichtete seiner Frau wenigstens teilweise von unseren Plänen. Das war verständlich, denn er war mitteilungsbedürftig, und seine Frau war wenigstens damals so etwas wie sein Beichtvater. Er vertraute ihr völlig und wollte nichts ohne sie entscheiden. Diese



Walter Schellenberg  
seit 1944 Chef des  
gesamten deutschen  
Geheimdienstes



Letzte Aufnahme  
Schellenbergs  
vor seinem Tod



Dipl.-Ing. Otto Skorzeny  
als «Mussolinibefreier» bekannt geworden

an sich sympathische Seite seines Wesens sollte ihm aber zum Verhängnis werden. Am 18. September wurde die Gräfin Ciano telegraphisch zu einem Besuch in das Führerhauptquartier eingeladen. Von Ciano war in dem Telegramm keine Rede, und das hatte einen hemmungslosen Zornesausbruch des Ex-Aussenministers zur Folge. Ich versuchte, im Führerhauptquartier zu vermitteln, indem ich darauf hinwies, dass auch Ciano als Gast des Führers in Deutschland weile und daher nicht so demonstrativ zurückgesetzt werden dürfe; aber Hitler blieb hart; er wurde sogar sehr ungnädig gegen mich. Ich musste also wenigstens Ciano zu beruhigen suchen, und das gelang mir mit Hilfe seiner Frau. Durch sie brachte ich dem Grafen bei, dass es taktisch viel klüger sei, seine Frau zunächst einmal allein gehen zu lassen. Es sei doch bekannt, dass Hitler ihr grosse Sympathien entgegenbringe; und daher werde, wenn Ciano nicht anwesend sei, das Gespräch viel ungezwungener und freimütiger verlaufen. Diese günstige Atmosphäre aber werde es Edda ermöglichen, Hitler auch für Ciano wieder einzunehmen und die bestehende Spannung zu beseitigen. Diese Argumente gingen Ciano ein; seine Klugheit siegte über seine Eitelkeit, und am Ende war er sogar froh, nicht mitfahren zu müssen; er hatte eingesehen, dass ein Gespräch zwischen Hitler und ihm ohne entsprechende Vorbereitung nicht sehr erquicklich sein konnte.

Noch auf dem Weg zum Flugplatz und auf dem Flugplatz selbst bat ich die Gräfin Ciano, Hitler gegenüber nur ja nichts über die Südamerika-Pläne oder gar über die Tagebücher ihres Mannes verlauten zu lassen. Sie versprach es, hielt sich aber nicht daran. In Geldangelegenheiten nicht sehr delikate, bat sie Hitler im Verlauf des Gespräches, das am 20. September stattfand, die beinahe sieben Millionen Lire, die sie aus Italien mitgenommen hatte, in Deutschland in spanische Peseten umwechseln zu dürfen. Als Hitler daraufhin erstaunt fragte, wozu sie spanisches Geld benötige, glaubte sie ihm die Wahrheit sagen zu müssen, und erzählte, dass sie mit ihrem Mann über Spanien nach Südamerika gehen wolle. Als Hitler äusserst kühl reagierte, wurde ihr erst das ganze Ausmass dieses Fehlers bewusst; sie wollte ihn gutmachen, indem sie die wahren Pläne Cianos durch ein Ablenkungsmanöver verbarg – und durch diesen falschen Schachzug verschlimmerte sie den begangenen Fehler erst recht. Sie erklärte

nämlich, ihr Mann wolle sich in Südamerika ganz zurückziehen, um seine Memoiren zu schreiben und herauszugeben; er habe die Absicht, sich dadurch vor der Weltöffentlichkeit zu rechtfertigen. Nun wurde die schon abgekühlte Atmosphäre mehr als frostig; Hitler brach das Gespräch ab, indem er sich wegen einer dringenden Besprechung mit einem angeblich soeben eingetroffenen Frontbefehlshaber verabschiedete.

Am Abend erzählte mir Edda Ciano kleinlaut, was sie angerichtet hatte, und schon am nächsten Tage schloss ich aus der ausgesprochenen Unfreundlichkeit eines Fernschreibens Kaltenbrunners, dass Hitlers Stimmung den Cianos gegenüber äusserst schlecht sein musste. Die Situation wird durch eine Stelle in den Goebbels-Tagebüchern, Eintragung vom 23. September 1943 (Goebbels Tagebücher, herausgegeben von Louis P. Lochner, Atlantis-Verlag, Zürich) vorzüglich charakterisiert:

«Der Führer berichtet mir ausführlich über den Besuch des Duce, der auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hat. Allerdings hat der Duce diesmal persönlich nicht so stark auf ihn gewirkt wie bei früheren Zusammenkünften. Das mag in der Hauptsache daran liegen, dass der Duce jetzt ohne Macht zum Führer kam, und der Führer ihn deshalb mit etwas kritischeren Augen betrachtet hat. Der Duce hat aus der Katastrophe Italiens nicht die moralischen Konsequenzen gezogen, die der Führer sich eigentlich davon erwartet hatte. Natürlich war er überglücklich, den Führer wiederzusehen und überhaupt seine Freiheit wieder geniessen zu können. Der Führer hatte nun geglaubt, der Duce würde als erstes ein grossangelegtes Strafgericht an seinen Verrätern abhalten.

Das ist aber in keiner Weise der Fall, und darin zeigt sich eigentlich seine Begrenztheit. Er ist kein Revolutionär etwa im Sinne des Führers oder im Sinne Stalins. Er ist doch in seinem italienischen Volkstum so gebunden, dass ihm der grosse Zug zum weltweiten Revolutionär und Umwälzer fehlt. Auch übt seine Tochter Edda und über diese sein Schwiegersohn Ciano einen unheilvollen Einfluss auf ihn aus. Ich erfahre aus dem Mund des Führers zum erstenmal, dass Edda Mussolini nicht die Tochter seiner Frau Rachele ist, sondern ein illegitimes Kind des Duce, das er in seiner Ehe adoptiert hat. Das erklärt manches. Ich hatte mir früher oft die Frage vorgelegt, woher es eigentlich komme, dass Edda Mussolini so wenig Ähnlichkeit mit ihren Brüdern Vittorio und Bruno Mussolini habe. Hier liegt des Rätsels Lösung.

Der Führer weiss nicht genau, wessen Tochter Edda Mussolini ist; er glaubt aber vermuten zu können, dass sie aus einer Verbindung des Duce mit einer russischen Jüdin stammt. Das würde alles erklären. Es ist Edda Mussolini gelungen, den Duce in seiner Meinung über Ciano vollkommen umzuwerfen. Sie hat gleich nach seiner Ankunft in München eine längere Unterredung mit ihm gehabt, und das Ergebnis dieser Unterredung war eine Aussöhnung zwischen dem Duce und Ciano. Ciano ist vom Duce wieder in Gnaden aufgenommen worden. Damit sitzt der Giftpilz wieder mitten in der neu beginnenden faschistisch-republikanischen Partei. Es ist klar, dass der Duce an den Verrätern aus dem Faschismus selbst kein Strafgericht vollziehen kann, wenn er nicht seinen eigenen Schwiegersohn zur Verantwortung ziehen will. Sein eigener Schwiegersohn hätte zuerst daran glauben müssen. Wenn er ein Mann von ganz grossem revolutionären Format wäre, so hätte er sich vom Führer die Auslieferung Cianos ausbedungen und ihn persönlich zur Rechenschaft gezogen. Das tut er nun nicht, und er ist deshalb auch in seinem Vorgehen gegen die Verräter des Faschismus ausserordentlich

*gehandicapt. Es hat den Führer die grösste Mühe gekostet, ihn davon zu überzeugen, dass wenigstens Grandi ein bewusster Verräter der faschistischen Partei und des Duce gewesen ist. Auch das wollte der Duce zuerst nicht glauben. Ein Strafgericht an den faschistischen Verrätern ist aber die Voraussetzung eines Wiederaufbaues des Faschismus. Der kleine Faschist im Lande kann nicht an die Redlichkeit eines Neubeginns des Faschismus glauben, wenn die, die den Faschismus in diese lebensbedrohliche Krise geführt haben, nicht zur Verantwortung gezogen werden.*

*Der Führer ist über die Haltung des Duce ausserordentlich enttäuscht. Ich bin darüber mehr als beglückt Ich hatte mir vorgestellt, es würde aus der Zusammenkunft des Führers mit dem Duce wieder eine sehr dicke Freundschaft erwachsen, die uns politisch ausserordentlich grosse Schwierigkeiten gemacht hätte. Das aber ist in keiner Weise der Fall; ganz im Gegenteil, ich habe den Führer über den Duce noch nie so enttäuscht gesehen wie diesmal. Der Führer erkennt fetszt, dass Italien keine Macht gewesen ist und heute keine Macht dar stellt und in Zukunft auch keine Macht dar stellen wird. Italien hat als Volk und Nation abgedankt. Das liegt auch in der Natur der Sache und entspricht nur dem Prinzip der Gerechtigkeit in der geschichtlichen Entwicklung.»*

Weil sich also Edda Ciano so entschlossen an die Seite ihres Mannes gestellt hatte, konnte sie nur eine Jüdin sein. Das war Hitlerlogik. Die Enttäuschung Hitlers über Mussolini war übrigens viel grösser, als es nach den Aufzeichnungen von Goebbels scheinen mag. Und zu den Gründen dieser Entfremdung gehörte sicher auch, dass Hitler den Duce gefühlsmässig mit Tochter und Schwiegersohn «belastete»; er war, obgleich es völlig unsinnig war, eine solche Verbindung herzustellen, in Hitlers Augen für das Verhalten dieser beiden irgendwie mitverantwortlich – Sippenhaftung.

Nun war die übliche Kettenreaktion nicht mehr aufzuhalten. Hitlers Parteisekretär Bormann, der immer schon ein Gegner Cianos gewesen war, unterrichtete durch einen Mittelsmann Pavolini, die leitende Figur der neuen faschistisch-republikanischenMannschaft, über die Pläne des Verhassten. Pavolini setzte Mussolini so lange zu, bis dieser Ciano die Rückkehr nach Italien befahl.

Ich erkannte sofort, dass Ciano in höchster Gefahr schwebte, und unternahm daher einen Versuch, ihm die Rückkehr nach

Italien zu ersparen. Das wäre nur mit Hilfe Hitlers möglich gewesen, aber Hitler erklärte, Ciano habe in Italien bestimmt nichts zu befürchten, im Gegenteil, er werde binnen Kurzem wieder Einfluss auf Mussolini gewinnen und wahrscheinlich eine hohe Position erhalten. Daher würde er es an sich lieber sehen, wenn Ciano in Deutschland bliebe, aber er könne Mussolini den Wunsch, Ciano wiederzuhaben, nicht abschlagen, denn sonst sehe es so aus, als ob sein Schwiegersohn ein Gefangener der Deutschen sei.

In seltsamer Verblendung teilte Ciano diesen Optimismus Hitlers. Er wehrte sich gar nicht gegen den Zwang zur Rückkehr nach Italien, sondern erklärte mir im Gegenteil, er begrüße diesen Wechsel, denn von Italien lasse sich seine Weiterreise nach Spanien und von dort nach Südamerika viel leichter arrangieren als von dem bürokratischen Deutschland aus. Er schlug mir sogar ein Treffen in Madrid, in zwei, spätestens drei Wochen vor, um dort alle Einzelheiten des Südamerika-Plans zu besprechen. Die letzten Worte, die er an mich richtete, waren: «Bringen Sie aber mindestens 50 Millionen Pfund mit, damit wir mit der Arbeit sofort grosszügig beginnen können.»

Der 2. November 1943 brachte das harte Erwachen aus diesen Illusionen. Am Flugplatz von Verona wurde Ciano verhaftet und von dort in das Scalci-Gefängnis, ein ehemaliges Kloster der Unbeschuheten (daher der Name) Karmeliter, gebracht. Er sollte seine Zelle erst verlassen, um im Castel Vecchio vor seine Richter gestellt zu werden. Noch aber gab es eine Chance, ihn zu retten. Da Hitler nun vom Vorhandensein der Tagebücher Cianos einmal erfahren hatte, versuchte ich gerade darauf einen neuen Plan aufzubauen. Mit dem Gefangenen von Verona hatte ich bald einen Kontakt hergestellt; es gelang mir nämlich, meine Sekretärin in Rom, eine Frau Beetz, als deutsch-italienische Dolmetscherin in das Gefängnis hineinzuschmuggeln. Nach ihrem Bericht setzte Ciano all seine Hoffnung darauf, dass ich ihn befreien werde, und als ich ihm mitteilen liess, dass ich dazu seine Tagebücher brauche, ging er auf den Vorschlag sogleich ein. Kaltenbrunner und Himmler waren ebenfalls dafür, Ciano im Tausch gegen diese Tagebücher seine Freiheit zurückzugeben; ich hatte auch nicht vergessen, ihnen gegenüber deutlich durchblicken zu lassen, dass es zweifellos im Interesse so mancher deutschen Stellen läge, die

Publikation dieser Notizen zu verhindern. Durch die Hinrichtung Cianos werde aber die Veröffentlichung nicht unmöglich gemacht, im Gegenteil. Ciano hatte uns auch in der Tat wissen lassen, im Falle seines Todes sei dafür gesorgt, dass die Tagebücher in einen neutralen Staat gebracht und dort herausgegeben würden. Kaltenbrunner und Himmler meinten daher, dass Hitler es begrüßen würde, wenn diese wichtigen Niederschriften so billig, für das Leben des politisch ohnedies erledigten Ciano, in deutsche Hände gebracht werden könnten.

Sie waren sich der Zustimmung Hitlers so sicher, dass ein regelrechter Vertrag zustande kam, den Ciano in seiner Gefängniszelle und Kaltenbrunner im Reichssicherheitshauptamt unterschrieben. Danach verpflichtete sich der Ex-Aussenminister zur Herausgabe seiner vollständigen Tagebücher, wenn Kaltenbrunner die Genehmigung zu einer Befreiungsaktion erteile.

Ausreise nach Spanien war allerdings nicht mehr vorgesehen; Ciano musste sich vielmehr verpflichten, auf das Gut eines ungarischen Hocharistokraten, dessen Zustimmung ich mir bereits gesichert hatte, zu gehen und in Ungarn zu bleiben. Insgeheim hatte ich aber Ciano bedeutet, dass er, einmal an Ort und Stelle, über Rumänien, Bulgarien und die Türkei verschwinden könne, ohne dass ich ihm Hindernisse in den Weg legen würde. Ich zweifelte nicht daran, auch in diesem Fall die Verwendung Cianos als Chef-Verkäufer des «Unternehmens Bernhard» in Südamerika noch erreichen zu können.

So schien alles in bester Ordnung, denn die Befreiungsaktion konnte keine Schwierigkeiten bereiten. Widerstand der italienischen Gefängniswachen war, wie man schon aus den Erfahrungen mit den Mussolini-Wächtern am Gran Sasso schliessen konnte, nicht zu erwarten, zumal die deutsche Polizei mitwirken sollte. Der Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei in Italien, Doktor Harster, sollte das Gefängnis durch deutsche Polizeieinheiten schlagartig besetzen lassen, und dabei sollte unter Ausnutzung des entstehenden Trubels Ciano durch zwei vertraute Agenten in deutscher Polizeiuniform herausgebracht werden. Zum Vorwand der Aktion sollte die Behauptung dienen, ein Komplott zur Befreiung Cianos sei aufgedeckt worden, und man müsse dessen Ausführung zuvorkommen. Nachher sollte der Öffentlichkeit mit-



geteilt werden, das deutsche Eingreifen sei schon zu spät erfolgt und Ciano bereits entflohen.

Ciano hatte sich sehr grosszügig gezeigt und mir gleichsam einen Vorschuss auf das erwartete Tagebuchmaterial gegeben. Es waren die Aufzeichnungen aus den Jahren 1937 und 1938, die auf exterritorialem Boden in Rom aufbewahrt wurden. Frau Beetz hob sie in den Weihnachtstagen und überbrachte sie mir. Wir hatten also die Gewissheit, dass es die vielberedeten Tagebücher auch wirklich gab, und somit schienen alle Voraussetzungen der geplanten Befreiungsaktion voll erfüllt. Aber plötzlich bekam Himmler Angst vor der eigenen Courage. Obgleich er versprochen hatte, die Inszenierung der «Flucht» Cianos auf die eigene Kappe zu nehmen und Hitler erst nachträglich zu unterrichten (wobei der Hinweis auf den Gegenwert, Cianos Aufzeichnungen, notfalls als Beruhigungsmittel dienen sollte), änderte er seinen Entschluss und bat nun doch Hitler um ausdrückliche Genehmigung.

Hitler lehnte zunächst nicht ab, sondern er nahm zu dem Vorschlag keine Stellung, behielt sich aber die Entscheidung vor. Kaltenbrunner war daher so gut wie überzeugt davon, dass Hitler zustimmen werde; das entnahm ich einem Anruf meines Chefs aus dem Führerhauptquartier. Aber Hitler zog unglücklicherweise Goebbels ins Vertrauen, und dieser strengte seinen ganzen Einfluss an, um Hitler zum Verbot der geplanten Aktion zu veranlassen.

Auch Ribbentrop, der ebenfalls informiert wurde, hatte «schwerste Bedenken» – begreiflicherweise, denn er musste mit Recht fürchten, in Cianos Tagebüchern schlecht wegzukommen.

So fiel denn Hitlers Entscheidung, die am 6. Januar 1944 getroffen wurde, entgegen allen anfänglichen Hoffnungen negativ aus. Jede Aktion zur Befreiung Cianos wurde strikt untersagt und Kaltenbrunner wie Himmler wurden von Hitler persönlich für die buchstäbliche Einhaltung dieses Befehls verantwortlich gemacht. Damit waren mir die Hände gebunden. Ich musste tatenlos Zusehen, wie sich Cianos Schicksal tragisch vollendete. Bereits am 10. Januar 1944 wurde er zum Tode verurteilt und schon am Morgen des nächsten Tages erschossen. Ich konnte ihn nur noch durch Frau Beetz über meine Haltung und meine Bemühungen aufklären lassen; es lag mir viel daran, dass Ciano nicht mit dem Verdacht sterbe, auch ich hätte ein falsches Spiel mit ihm getrie-

ben. Diese persönliche Enttäuschung wollte ich ihm ersparen. Frau Beetz berichtete mir, dass Ciano ihren Versicherungen Glauben schenkte; er liess mir sagen, er verstehe meine Situation und wisse genau, dass ich ihm nicht mehr helfen könne.

Edda Ciano bewährte sich in diesen für sie furchtbaren Tagen als eine seelenstarke und bewundernswert gefasste Frau. Sie versuchte natürlich vor allem, bei ihrem Vater die Begnadigung ihres Mannes zu erreichen. Mussolini zeigte sich zunächst unentschlossen, aber er stand unter dem Druck seiner neuen Umgebung, die ihn schliesslich davon überzeugte, dass er nicht mehr zurück dürfe.

Am 18. Dezember hatte Edda Mussolini ihre letzte Unterredung mit dem Duce in Gargnano. Sie endete mit den furchtbaren Worten Eddas: «Zwischen uns ist es aus, ganz aus, und wenn du verdurstend vor mir knien würdest, um mich um ein Glas Wasser zu bitten, ich würde es vor deinen Augen ausschütten.»

Aber als Edda die Hoffnung auf Hilfe von ihrem Vater endgültig aufgegeben hatte, glaubte die Gräfin immer noch an die Möglichkeit einer Befreiung ihres Gatten durch mich. Sie hielt sich damals in einer Klinik in Ramiola bei Parma auf; von dort aus stand sie in Verbindung mit Frau Beetz, die ihr die Briefe und sonstige Mitteilungen ihres Gatten aus dem Gefängnis übermittelte. Als Verbindungsmann dabei diente der Marchese Emilio Pucci, ein alter bewährter Freund Eddas. Er hatte schon mit Frau Beetz zusammen die Tagebücher Cianos aus den Jahren 1937 und 1938, die der Graf mir als Quasi-Vorschuss zur Verfügung gestellt hatte, in Rom abgeholt, und nun war er unser italienischer Hauptmitarbeiter zur Vorbereitung des Befreiungsunternehmens geworden. Es war nicht möglich gewesen, die Gräfin Ciano und den Marchese Pucci rechtzeitig von dem Verbot der Aktion zu verständigen. Am 7. Januar warteten beide an der vorherbestimmten Stelle, wo sie den befreiten Ciano von uns übernehmen sollten. Sie warteten vergeblich, stundenlang. Es war eine furchtbare Ernüchterung. Aber noch immer gab Edda Ciano nicht auf. Sie fuhr zum Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei, Dr. Harster, nach Verona. Dieser empfing sie auch, aber nur, um ihr mitzuteilen, dass er von Himmler den strengen Befehl habe, die Aktion weder durchzuführen noch zu dulden.

Nach diesem niederschmetternden Schlag kehrte Edda Ciano

nach Ramiola zurück und bereitete alles für ihre Flucht in die Schweiz vor. Jede andere Frau hätte wahrscheinlich in einer solchen Lage alle Energie verloren, wäre zusammengebrochen oder hätte, in Resignation dahindämmernd, das unvermeidlich gewordene Ende erwartet. Sie aber blieb tatkräftig, denn sie wusste genau, dass es für Ciano ein letzter Trost sein würde, seine Familie sicher im Ausland zu wissen. Daher führte die Gräfin Ciano ihren Fluchtplan noch vor der Hinrichtung ihres Gatten aus und sorgte dafür, dass dieser noch von dem Gelingen erfuhr. Auch dass die Tagebücher dem Zugriff der faschistisch-republikanischen Regierung und der deutschen entzogen und somit die Veröffentlichung sichergestellt war, konnte Ciano mitgeteilt werden; man darf annehmen, dass ihm das eine gewisse Genugtuung bereitet hat.

Ciano starb in guter Haltung. So wenig Würde er oft im Leben gezeigt hatte – jetzt bewies er Mut und Fassung. In der Nacht vor der Hinrichtung las er zusammen mit Frau Beetz Seneca und schrieb einen gesammelten Abschiedsbrief an seine Frau. Die Erschiessung der fünf Verurteilten – neben Ciano erlitten noch vier andere «Verschwörer» gegen Mussolini das gleiche Schicksal – war ein hässliches Schauspiel. Die Opfer wurden sitzend auf Stühle gebunden und diese so gestellt, dass die Delinquenten dem Erschiessungspeloton den Rücken zuehrten. Ciano versuchte sich noch im letzten Augenblick herumzureissen, damit die Kugeln seine Brust treffen sollten. Daher wurde er nur schwer verletzt und musste den Gnadenschuss bekommen.

So endete eine der merkwürdigsten und problematischsten Persönlichkeiten der faschistischen Ära. Und mit ihr die Hoffnung, mit Hilfe der falschen Pfunde Reichtum und Macht auf einem neuen Kontinent zu gewinnen und zugleich England, dem gehassten und dennoch vielleicht heimlich bewunderten, zu beweisen, dass ein Graf Ciano als Feind ernst genommen werden müsse. Das grösste Geschäft des «Unternehmens Bernhard» kam nie zustande.

Die Ciano-Tagebücher 1937/38 sind auf Grund des Hitlerbefehls, alle Aktenbestände zu vernichten, bei Kriegsende von einem Sonderkommando des Reichssicherheitshauptamts verbrannt worden. Aber Frau Beetz hatte bei der Übersetzung heimlich und verbotswidrig Abschriften angefertigt und diese im Garten ihres Hauses in einem Ort Thüringens vergraben. Im Sommer 1945 besetzte

die Rote Armee bekanntlich auch diesen Teil Deutschlands. Es gelang uns aber, mit amerikanischer Hilfe, die Papiere rechtzeitig herauszuholen. So wurden sie, wenn schon nicht für die Familie, immerhin für die Geschichtsschreibung als wertvolles Quellenmaterial gerettet; inzwischen sind sie publiziert worden. Finanziell trugen sie Gräfin Ciano und ihren Kindern im Gegensatz zu den Tagebüchern von 1939/40 nichts ein. Aber auch Frau Beetz wurde um ihr versprochenes Honorar geprellt.



In dem einen Jahr seit dem neuen Start, bis zu meiner Übersiedlung nach Budapest im März 1944, hatte das «Unternehmen Bernhard» gewaltige Fortschritte gemacht. Ich war daran nicht beteiligt, ja ich hatte nicht einmal Zeit, mich über Einzelheiten informieren zu lassen, denn die geschilderten italienischen Ereignisse 1943 nahmen mich vollkommen in Anspruch. Immerhin wurde ich durch Dr. Gröbl einigermaßen auf dem Laufenden gehalten. Gröbl war neben seiner Arbeit für Schwend auch nachrichtendienstlich in meiner Abteilung tätig – als einziger, der dieses Privileg doppelter Aktivität genoss. Sonst war es den Nachrichtenleuten im engeren Sinn strengstens verboten, falsche Pfunde in Umlauf zu setzen oder anderswie unmittelbar am «Unternehmen Bernhard» mitzuwirken. Auch ich bekam niemals falsche Pfundnoten in die Hand, um damit irgendwelche Ausgaben zu decken; brauchte ich Geld, um nachrichtendienstliche Projekte zu finanzieren, so musste ich mich an Gröbl wenden, der, je nach seinem Vermögen, die nötigen Mittel herbeischaffte.

Hauptumschlagplatz für das «Unternehmen Bernhard» war damals Genua. Der dortige Hafen war noch nicht tot; es gab einigen Schiffsverkehr nach Spanien und von dort weiter in die westliche Welt. Diese Chance nutzte Schwend. Er errichtete in Genua einen Stützpunkt, sozusagen eine Subzentrale, und diese funktionierte sogar noch, als die Stadt bereits in alliierter Hand war. Das war allerdings nichts ganz Neues, denn Schwend liess schon seit einiger Zeit auch im alliierten Hinterland «arbeiten». Der erste Stützpunkt für diese Aktivität war Reggio di Calabria. Die dortige Agentur des «Unternehmens Bernhard» war im Sommer 1943 eingerichtet worden, und erst nach Einnahme des Ortes

durch die amerikanische Armee im September begann das Geschäft so richtig zu florieren. Es entwickelte sich besonders gut, nachdem der Wechselkurs der Badoglio-Lire, der neuen italienischen Währung im alliierten Machtbereich, festgesetzt worden war, und zwar mit einem Pfundkurs von vierhundert zu eins. Für diese vierhundert Badoglio-Lire erhielt man auf dem schwarzen Markt etwa achthundert Mussolini-Lire: die neuen Banknoten der faschistisch-republikanischen Regierung von Said. Diese achthundert Mussolini-Lire wieder waren nach dem offiziellen Wechselkurs zwischen Deutschland und Italien achtzig Reichsmark wert. Reichsmark wurden zwar nicht benötigt, ebensowenig wie die armselige Währung des neofaschistischen Diktators von Hitlers Gnaden – aber man konnte mit der Mussolini-Lira, auch ohne Umweg über die Reichsmark, echte Werte beschaffen.

Je tiefer die Mussolini-Lira auf dem Schwarzmarkt sank, desto grösser wurden die Kursdifferenz und die Gewinne. Die Transaktionen zwischen den beiden Hälften Italiens waren bald eine der wichtigsten Einnahmequellen des «Unternehmens Bernhard». Schwend drückte den Sachverhalt sehr richtig so aus, dass er «auf Baisse spekuliere», also auf die Niederlage der Achse setzen musste. Gerade das steigerte seine Gewinne ins Ungeahnte, und sie wurden um so höher, je deutlicher sich die endgültige Katastrophe der Achse abzeichnete. Die Erträgnisse des «Unternehmens Bernhard» waren nie grösser als in den letzten Kriegsmonaten. Und das, ob schon in gewissen Kreisen ziemlich bekannt war, dass die Deutschen falsche Pfunde verkauften! Aber diese Währung war so begehrt – und die Fälschungen so gut –, dass die Pfunderwerber eben das Risiko eingingen; es wurde auch nichts davon bekannt, dass die Bank von England etwa die Honorierung der falschen Noten verweigerte.

Eine Hypothek aber lastete auf dem sonst so einträglichen Nord-Süd-Geschäft in Italien: die unerhört hohen Gebühren der berufsmässigen Schmuggler, die entweder zwischen den Fronten hinüber und herüber wechselten oder auf kleinen Schiffen bei Nacht und Nebel der Front auf dem Meer auswichen. Schwend wollte sich diese hohen Kosten ersparen. Zu diesem Zweck kaufte er in Genua um eine lächerliche Summe eine portugiesische Yacht, die einem Grosskaufmann aus Lissabon gehörte, aber nun seit

Jahren als «sichergestellt» im Hafen festlag und dabei zusehends verrottete. Der Kaufvertrag musste mit der italienischen Sequesterbehörde abgeschlossen werden – aber Schwend wünschte sich für alle Fälle zu sichern, und seinem unerhörten Geschick gelang es, Verbindung zu dem rechtmässigen Besitzer der Yacht zu bekommen und von ihm einen rechtlich unangreifbaren Leihvertrag zu erhalten. Das Schiff konnte damit ohne Gefahr der Wegnahme auch portugiesische Häfen anlaufen. Zeitweise fuhr die Yacht unter schwedischer Flagge, und zwar durchaus legal. Wie Schwend das zustande brachte, hat er mir nie erzählt; meine Bewunderung lehnte er bescheiden mit dem Hinweis darauf ab, der Trick sei auf das Verdienstkonto des Kapitäns zu setzen, der mit den Schweden gute Beziehungen unterhielt.

Diesen Mann lernte ich persönlich kennen; er wurde mir von Schwend in Berlin vorgestellt. Wir wollen ihn hier Petersen nennen – es ist dies der erste Deckname, den ich gebrauche, und zwar, wie wir noch sehen werden, aus einem besonderen Grund. Petersen war, wenigstens für mich, der Typ des alten echten Seebären, riesengross, blauäugig, beinahe ohne Haare, ständig mit der Pfeife im Mund und fast immer mit der Schnapsflasche in der Hand. Gewiss hatte dieser Mann in seinem Leben schon viel durchstehen müssen, trotzdem aber war er ständig guter Laune und zu kindlichen Spässen aufgelegt. Petersen war einstmals erster Kapitän auf einem grossen deutschen Ozeandampfer gewesen.

Im Dritten Reich schickte man ihn zwangsweise in Pension, angeblich weil er Mitglied einer «Freimaurerloge» war; in Wirklichkeit dürfte es aber lediglich der Rotary-Club gewesen sein, dessen Mitglieder in Deutschland den Logenmitgliedern gleichgeachtet wurden. Er hatte sich freiwillig zur Kriegsmarine gemeldet, aber auch diese konnte ihn wegen des «Freimaurer»makels nicht als Offizier einstellen. Nun sass Petersen, etwa fünfzigjährig, im Häusermeer Berlins, das er so gern mit dem richtigen Meer vertauscht hätte. Wie alle alten Seeleute, hatte auch er unbändige Sehnsucht nach dem Ozean.

Er nahm daher Schwends Vorschlag, Kapitän der Yacht «Columbus» zu werden, mit grösster Freude an, und er bestand darauf, dass die Abmachung entsprechend gefeiert werde. Diese Feier besand natürlich nach alter, heute vielleicht schon längst über-

hoher Seebären-Art vornehmlich im gemeinsamen Konsum von Alkohol. Petersens Augen wurden im Verlauf der Sitzung immer heller, mag sein aus Freude, mag sein als Wirkung des Schnapses, dem er in beängstigendem Tempo zusprach. Schwend, der sonst so gut wie keinen Alkohol zu sich nahm, wurde von dem unaufhörlichen Zuprosten offensichtlich schwach im Magen. Und auch mir stieg das scharfe Zeug langsam in den Kopf, obgleich ich vom Balkan her an Slibowitz, Zuika und Barack gewohnt, und sogar dem südöstlichen Schnapsfrühstück gewachsen war. Petersen hatte so viele Bekanntschaften unter Seeleuten, dass er vom Tisch seines Hauses in Berlin aus die Mannschaft zusammenstellen konnte. Er wählte in der Hauptsache Leute, die wegen ihrer guten Fremdsprachenkenntnisse nicht unbedingt für Deutsche gehalten werden mussten. Wie wir, so wusste auch er ganz genau, dass Schiff und Mannschaft peinlich genaue Untersuchungen über sich würden ergehen lassen müssen, aber er war Optimist, und er steckte auch uns mit dieser strahlenden Zuversicht an. Binnen acht Wochen konnte er wirklich von Genua aus in See stechen, nachdem er die Besatzung, genau wie er es plante, aus fast allen europäischen Hafenstädten zusammengeholt hatte.

Petersens Fahrten dehnten sich immer weiter aus; bald legte er mit seiner Yacht auch in nordafrikanischen Häfen an und richtete dort neue Stützpunkte für «Bernhard» ein. Er hielt es so, dass er beim ersten Anlaufen eines solchen Stützpunktes die Banknotenbündel ablieferte und dann bei der nächsten Reise den Gegenwert übernahm. Schwend hatte ein Versteck ausgedacht, das trotz vielen Durchsuchungen, die sich bis auf den letzten Winkel des Schiffes erstreckten, niemals entdeckt werden konnte: In den Schiffsmotor war eine asbestverkleidete Kassette eingebaut, zu der man nur gelangen konnte, wenn wesentliche Bestandteile des Motors abmontiert wurden; betrachtete man den Motorblock nur von aussen, so konnte man die Kassette nicht sehen. Trotzdem wurde nie riskiert, Gold oder Wertgegenstände mitzunehmen; Petersen akzeptierte nur Banknoten, vorwiegend Dollarscheine. Sie waren durch den Asbestüberzug der Kassette vor der Hitzeentwicklung des Motors hinreichend geschützt, und der Behälter konnte bei guter Raumausnutzung etliche Bündel davon aufnehmen. Nur einmal brachte Petersen Pfunde mit, die er für echt hielt.

Als man aber die Nummern nachprüfte, stellte es sich heraus, dass es «Bernhard»-Pfunde waren. Sie waren in der Schweiz abgesetzt worden, und Petersen hatte sie in Barcelona, wohin sie wohl auf vielen Umwegen gelangt waren, als «echten» Erlös des von ihm überbrachten «Materials» erhalten.

Petersens Yacht wurde niemals aufgebracht; der Kapitän überspielte alle Kontrollen. Nach dem deutschen Zusammenbruch hat Petersen die «Columbus» dem Besitzer in bestem Zustand übergeben. Der hatte wohl kaum damit gerechnet, sein Schiff je zurückzubekommen, und er wird daher angenehm überrascht davon gewesen sein, als er das Fahrzeug, das durch das lange Festliegen im Hafen schon recht verkommen gewesen war, in Lissabon gründlich überholt und seetüchtig wiederfand. Es scheint, dass Petersen von Lissabon nach Schweden ging und dort mit dem Gewinn aus seiner Tätigkeit für «Bernhard» ein recht beschauliches Leben führte. In seinem Optimismus, der manchmal an Leichtsinn grenzte, machte er dann aber einen schweren Fehler. Er fuhr 1952 nach Berlin, um irgendwelche wertvollen Bilder aus seiner alten Wohnung nach Schweden zu holen. Diese lag zwar im Westsektor, aber die Russen mussten von Petersens Anwesenheit erfahren haben und lockten ihn auf eine bis heute nicht geklärte Weise nach dem Ostsektor. Seither ist Petersen verschwunden.

Nach Angaben Schwends hat Petersen schon 1944 gemeldet, dass der sowjetische Geheimdienst für seine Tätigkeit grosses Interesse zeige, obgleich auch er keine sichere Erklärung dafür hatte, auf welchem Weg die Sowjets überhaupt zur Kenntnis seiner Rolle in der Falschgeldaktion hatten kommen können. Es ist aber zu vermuten, dass sowjetische Agenten in Nordafrika Nachrichten über die dortigen Transaktionen des «Unternehmens Bernhard» erhalten hatten. Dafür spricht, dass es ein Angehöriger des sowjetischen Konsulats in Tunis war, der mit Petersen als Mittelsmann des Moskauer Geheimdienstes Kontakt aufnahm. Es ist durchaus möglich, dass Petersen selbst die letzte Quelle der sowjetischen Informationen war; der Kapitän, der seinen alkoholischen Gewohnheiten natürlich auch in Nordafrika treu blieb, könnte, sei es in Tunis, sei es anderswo, in irgendeinem Lokal zu vorgerückter Stunde mehr erzählt haben, als gut war. Jedenfalls musste der sowjetische Geheimdienst in Petersen eine Schlüsselfigur des «Un-



temehmens Bernhard» sehen, und da sie, allen Anzeichen nach, selbst eine Falschgeldaktion vorbereiten, vielleicht nur, um sie für den Fall einer Verschärfung des Kalten Krieges in Reserve zu haben, ist es begreiflich, dass sie sich eines so hervorragenden «Experten» versichern wollen. Man kann annehmen, dass sie Petersen zunächst verschiedene Angebote gemacht haben; als er aber darauf nicht einging, warteten sie eben eine günstige Gelegenheit ab und holten sich den begehrten Fachmann mit Gewalt – was bekanntlich kein ungewöhnlicher Vorgang ist. Diese Version hat um so mehr für sich, als Petersen durch einen reinen Zufall Kenntnis davon erlangt hatte, dass Anfang 1945 die Erzeugung der falschen Dollars anlaufen sollte; er war also einer der ganz wenigen, die von diesem neuen Unternehmen überhaupt wussten. Möglichst viele Personen dieses eingeweihten Kreises in Gewahrsam zu bekommen, war aber, wie allen westlichen Nachrichtenleuten bekannt ist, nach Kriegsende das deutliche Bestreben des sowjetischen Geheimdienstes. Er hat die erstaunlichsten Anstrengungen unternommen, um vor allem auch die Druckplatten, die nie aufgefunden worden sind, an sich zu bringen. Selbst wenn die Russen inzwischen bereits falsche Dollars erzeugt haben sollten, ihr technisches Problem also gelöst ist, musste für sie ein Mann, der über die Verteilungsmethoden des «Unternehmens Bernhard» genau unterrichtet war, von grösstem Wert sein.

Petersens «Columbus» war aber nicht das einzige Schiff der Bernhard-Flottille. Nachdem die Adria seit der Besetzung Italiens durch die Alliierten als «geschlossenes Meer» gelten musste und der Versuch, die Adria-Häfen durch Umfahrung der Südküste Italiens oder von Nordafrika aus zu erreichen, nicht mehr riskiert werden konnte, kaufte Schwend auch in Triest ein Schiff, das im Hafen stilllag. Freilich war es, anders als die «Columbus», ein höchst bescheidenes Fahrzeug, und auch der Kapitän, ein Triestiner namens Suvich, hielt keinen Vergleich mit Petersen aus. Er war ein ganz anderer Typ; gewiss nicht unverwendbar, jedoch labil wie viele Südländer. Er besass Verbindungen nach jeder Seite, obgleich er uns wohl aufrichtig ergeben war. Aber er hatte leider einen Geheimdienst-Tick; so fühlte er sich ganz als grosser Agent und bediente uns, ohne dazu aufgefordert zu sein, mit Informationen, vorzüglich über die Partisanen, wobei meist die Dich-

tung die Wahrheit überwog. Diese Mitteilungen mussten natürlich überprüft werden, was viel Arbeit machte, aber solange diese Aufgabe von den Dienststellen in Belgrad und Agram wahrgenommen wurde, konnte man wenigstens sicher sein, dass Nachrichten, die lediglich Suvichs Phantasie entsprungen waren, nicht Anlass zu Fehldispositionen wurden. Einmal aber kam es doch zu einer sogenannten «Panne», die dem deutschen Geheimdienst lange zu schaffen machte.

Tito hatte durch einen geheimen Unterhändler, der sich Dr. Petrovic nannte – es war in Wirklichkeit sein Vertrauter, General Velebit, heute jugoslawischer Botschafter in London –, mit dem deutschen bevollmächtigten General in Agram, Dr. Edmund von Glaise-Horstenau, Verbindung aufgenommen. Er überbrachte den Vorschlag Titos, eine englisch-amerikanische Invasionsarmee, die etwa an der Adria-Küste landen würde, in gemeinsamer Aktion seiner Partisanen und der deutschen Truppen zurückzuschlagen. Dieses sensationelle Angebot, dessen Authentizität oft bezweifelt, aber gerade in letzter Zeit unwiderleglich bestätigt wurde, war von Hitler mit den martialischen Worten: «Mit Rebellen wird nicht verhandelt, Rebellen werden erschossen» abgelehnt worden. Die deutsche Führung schloss aber aus der Tatsache, dass Tito eine militärische Landung der Westmächte offenbar ernsthaft befürchtete, nicht mit Unrecht darauf, dass ein derartiger Plan auf der anderen Seite zumindest erwogen werden müsse. Es wurden also alle in Frage kommenden deutschen Dienststellen angewiesen, den feindlichen Flottenbewegungen in der Adria besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und auch ich kam unglücklicherweise auf den Einfall, Suvich zu ersuchen, er möge bei seinen Fahrten im Küstengebiet von Istrien bis Albanien den gegnerischen Schiffsverkehr scharf beobachten.

Eines Tages, es war gegen drei Uhr morgens, rief Schwend an: Suvich habe durch Funkspruch eine gewaltige Landungsflotte nächst einer istrianischen Inselgruppe gemeldet. Ich war zu der Zeit dieses Anrufes zwar im Amt, aber für den Augenblick nicht in meinem Zimmer. Der Offizier vom Dienst, der das nicht wusste, versuchte mich in meiner Privatwohnung zu erreichen, und als er mich auch dort nicht fand, rief er bei Schellenberg an, konnte aber auch diesen nicht an den Apparat bekommen, denn Schellenberg



Benito Mussolini

(Die Aufnahme stammt aus der ersten Zeit seiner Ministerpräsidentschaft)



Das Hotel am Gran Sasso, wo Mussolini befreit wurde



Die Front des angetretenen Kommandos, das die Befreiungsaktion durchführte

war gerade auf dem Weg zu Himmler. Die Meldung über die offenbar bevorstehende alliierte Landung an der Adria-Küste musste dem Diensthabenden natürlich so wichtig erscheinen, dass er sich, entgegen allen Anweisungen, nachdem seine Versuche, mit den unmittelbaren Vorgesetzten Verbindung zu erhalten, vergeblich geblieben waren, direkt an das Führerhauptquartier wandte. Dort war man ebenfalls sofort alarmiert; man weckte den Chef des Wehrmachtsführungsstabes, General Jodl, der zwar zunächst einige Skepsis äusserte, sich aber dennoch sofort zu Hitler begab. Dieser war erst kurz vorher zu Bett gegangen und hatte ein starkes Schlafmittel genommen. So war seine Laune, als ihn Jodl aufstörte, nicht die beste. Auch Hitler glaubte nicht recht, dass die Meldung stimme, liess aber immerhin alle in Frage kommenden Wehrmachtseinheiten in diesem Raum in Alarmzustand versetzen.

Am nächsten Tag stellte sich die Haltlosigkeit der Meldung Suvichs heraus. Die «gewaltige Invasionsflotte» hatte aus einigen armseligen Partisanenfahrzeugen bestanden, die eine kleine, der Küste vorgelagerte Insel in Besitz nahmen. Als Himmler mittags zu der üblichen Lagebesprechung bei Hitler erschien, überschüttete ihn dieser mit Vorwürfen: der politische Geheimdienst taue genau so wenig wie der militärische; in Zukunft werde er die Meldungen dieser Institutionen überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen, und er verbitte sich vor allem Ratschläge von dieser Seite, die ihm schon lange auf die Nerven gingen.

Himmler kehrte zerknirscht und zugleich wütend von der «Führerlage» zurück. Er hatte den unwiderstehlichen Drang, seinen Zorn abzureagieren und den Blitzeinschlag nach unten abzuleiten. Da er es aber nicht wagte, Kaltenbrunner abzukanzeln, und Schellenberg, der nach dem «Führerprinzip» eigentlich die volle Verantwortung hätte tragen müssen, sein erklärter Liebling war, blieb nur ich übrig. Himmler tat mir also die «hohe Ehre» an, mich persönlich anzu rufen. Was hätte ich tun sollen? Erklärungen und Entschuldigungen waren zwecklos. Ich zwang mich zu stoischer Ruhe, und als die Strafpredigt zu lange dauerte, legte ich den Hörer, aus dem das Gebrüll Himmlers herausdröhnte, auf den Tisch und nahm ihn nur gelegentlich auf, um «Jawoll, Reichsführer» und gegen Ende der einseitigen Unterredung «Ich sehe das völlig ein, Reichsführer», hineinzusagen. Diese Taktik erwies sich als richtig.

[...hier fehlen 2 Seiten im Buch...](#)

und in Nordafrika gab. Schwend kam mit diesem Schwarzmarkt zuerst dadurch in Kontakt, dass er dort eine Anzahl von Maschinenpistolen für seine Wachmannschaft erstand, denn diese war für ihren «Etappenposten» von der zuständigen Einheit nur kärglich ausgerüstet worden. Ich wusste davon, und ersuchte ihn später, auch für einige Dienststellen unseres Amtes in Serbien Waffen zu liefern. Die Sicherheitspolizei war anfänglich nur mit Gewehren und leichten Maschinengewehren bewaffnet, und das genügte auch für ihre ursprünglichen Aufgaben als Sicherungstruppe im Hinterland. Diese Aufgaben wandelten sich indes mit dem Aufkommen und Umsichgreifen des Partisanenkrieges – trotzdem aber gaben die militärischen Zeugämter nur widerwillig moderne Waffen an die Polizei aus.

Auch Kaltenbrunner kam, obgleich ich ihn nicht informierte, mit der Zeit dahinter, dass Schwend auf dem Schwarzmarkt Waffen besorgt, und das hiess praktisch, den Partisanen abgekauft hatte. Da diese und ihre Zwischenhändler natürlich weder italienische Lire, noch kroatische Kuna oder serbische Dinar annehmen wollten, bezahlte Schwend mit falschen Pfunden. Kaltenbrunner hatte dagegen gar nichts einzuwenden, im Gegenteil: er bat Schwend, für die deutsche Polizei in grösserem Umfang als bisher Waffen, aber nicht auf dem Schwarzmarkt, sondern direkt bei den Partisanen, einzuhandeln. Dieser Auftrag war ganz nach dem Geschmack Schwends. Schon nach kurzer Zeit konnte die erste Lastwagenladung «abgenommen» werden, und weitere Lieferungen folgten. Schwends grosse Stunde als Waffenhändler kam aber erst, als nach der Kapitulation der italienischen Armee plötzlich riesige Mengen von Waffen herrenlos geworden waren. Wo die deutsche Wehrmacht unbestritten das Heft in der Hand hatte und Ordnung herrschte, wurden diese Bestände offiziell registriert und vorschriftsgemäss von den deutschen Dienststellen übernommen, wie zumeist in Italien. Aber im istrianischen Grenzgebiet war es anders; es war das schon seit langem ein richtiges Niemandsland, dessen Besitz sich Partisanen-Verbände und deutsche Truppen mit dauernd wechselndem Erfolg streitig machten. Das war gerade die richtige Situation für Schwends Wirken. Von italienischen Truppenkommandeuren, die kapitulierten, und von Partisanenführern, die nicht wussten, was sie im Augenblick mit den grossen

Mengen von Waffen und Munition anfangen sollten, erwarb Schwend in grossem Massstab militärische Ausrüstungsgegenstände und Vorräte aller Art um falsche Pfunde. Zuerst gingen nur einzelne Lkw-Ladungen in den deutschen Herrschaftsbereich, dann aber waren es Eisenbahnwaggons. Dort wurden die Waffen der Polizei und später auch Wehrmachtseinheiten, oft zur Bekämpfung der gleichen Partisanen, die sie verkauft hatten, übergeben.

Bald wurde Schwend wählerisch. Er kaufte nicht mehr alles, womit man schiessen konnte, sondern zahlte nur noch für moderne englische und amerikanische Maschinenpistolen und Maschinengewehre, die von den Westalliierten den Partisanen geliefert worden waren, gute Preise. Diese Qualitätswaffen konnten anfänglich nur in kleinen Mengen beschafft werden, denn auch bei den Partisanen gab es zunächst nicht viel davon: der Transport in die Partisanengebiete konnte ja zumeist nur mit Flugzeugen oder, bestenfalls, gelegentlich durch U-Boote bewerkstelligt werden. Aber nach der italienischen Kapitulation, die es Tito ermöglichte, seine Herrschaft stellenweise bis an die Küste auszudehnen, wenn auch immer nur vorübergehend, konnten bald kleinere Schiffe für den Waffentransport eingesetzt werden. Nun wurde der Zufluss modernster Waffen viel stärker, und davon profitierte auch Schwend. Er war ständig unterwegs und suchte jetzt vor allem das neueste Modell der englischen Maschinenpistole, das Skorzeny für seine Sonderunternehmungen haben wollte. Die Partisanen schienen die Pfund Währung ganz besonders zu lieben; Schwend musste seinen Geschäftspartnern Bezahlung in Pfunden gar nicht anbieten; sie wurde zumeist von vornherein verlangt. Auf die serbischen Freischärler, die in den Kriegswirren zumeist ihr ganzes Hab und Gut eingebüsst hatten, vielfach aber auch aus dem besitzlosen Landvolk stammten, übten die weissen Noten eine unwiderstehliche Faszination aus. Zum erstenmal sahen sie die Chance, mit den Pfunden ein neues, bürgerliches oder bäuerliches Leben anzufangen und aus der bedrückenden Armut und Hoffnungslosigkeit endlich herauszukommen. Es wäre sonst nicht zu verstehen, dass damals sogar alte verdiente Kommunisten und in hundert Kämpfen erprobte Partisanen ihre Waffen an den verhassten National- und Klassenfeind verkauften. Es gab sogar Partisanen-Kommandeure, die Waffenlieferungen ihrer westlichen Bundesgenossen in

Zum 11. Jahrestag der Machtübernahme, am 30. Jänner 1944, hielt Hitler aus seinem Hauptquartier eine Rede an das deutsche Volk und erklärte u.a. Folgendes:

*«Im fünften Jahr des grössten Krieges können niemand mehr die Ursachen und damit der Sinn und Zweck dieses Weltkampfes unklar sein. Denn die Zeit, in der es noch den Anschein haben konnte, als handle es sich auch bei diesem Kampf um eine der von England immer wieder angezettelten europäischen Streitigkeiten zur Verohnmachung des Kontinents für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes der Kräfte zugunsten des britischen Empires, ist längst vorbei. Was seit dem Jahre 1936 in London planmässig zum Kriege hetzte, ist heute vom Antreiber zum Getriebenen geworden. Die Geister, deren sie sich nach altbritischer Gepflogenheit auch dieses Mal zu bedienen gedachten, sind ihnen als Herren selbst über den Kopf gewachsen. Ganz gleich wie dieser Kampf auch ausgehen würde, England hat seine Rolle auf dem Kontinent endgültig ausgespielt. Die Frage ist nicht mehr die, ob in dem heftigen Krieg das alte Gleichgewicht der Kräfte erhalten oder wiederhergestellt wird, sondern sie lautet nur: Wer am Ende dieses Kampfes in Europa die Vormacht sein wird. Entweder die europäische Völkerfamilie, repräsentiert durch ihren stärksten Staat, oder der bolschewistische Koloss.»*

Im Februar 1944 kehrte Himmler aus dem Führerhauptquartier, wo er eine Unterredung mit Hitler gehabt hatte, mit einem neuen, wie er meinte «einzigartigen» Plan nach Berlin zurück. Er liess sofort Kaltenbrunner zu sich rufen und entwickelte ihm seine Ideen.

Hitler habe es ihm gegenüber heftig beklagt, dass es die deutsche Auslandspropaganda bisher nicht richtig verstanden habe, den fremden Nationen die weltumstürzende Tatsache des völligen Bankrotts des Britischen Empire klarzumachen. Churchill habe Britannien an das bolschewistische Russland verkauft, und das bedeute «eine beschämende Liquidation des englischen Weltreiches». Grossbritannien, davon sei der Führer überzeugt, werde sein ganzes Prestige verlieren, sobald das im Ausland endlich begriffen werde. Hitler suche daher zurzeit nach einer ganz neuen Propagandawaffe, da die üblichen Mittel offenbar versagt hätten. Diese neue Waffe wolle er, Himmler, nunmehr dem Führer schenken.

Vor kurzem habe er mit einem seiner Mitarbeiter gesprochen,



und dieser habe ihn darauf aufmerksam gemacht, dass die Gefahr des internationalen Freimaurertums noch immer viel zu wenig erkannt sei. Und doch sei es das Freimaurertum, das zusammen mit dem Judentum die Welt zum Vernichtungskrieg gegen das Reich organisiert habe. In alle Lebensgebiete seien die Freimaurer eingedrungen, und so gebe es auch unter den Briefmarkensammlern eine Art Freimaurerzirkel, der alle Philatelistenvereinigungen aus der ganzen Welt in der Hand habe. Das sei von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung, denn nach den Informationen des gleichen Sachverständigen habe es bei Kriegsausbruch auf der Welt gut zehn Millionen offiziell registrierte Philatelisten gegeben, während die Zahl der vereinsungebundenen ein Vielfaches davon betrage. Himmler hatte für Einflüsterungen dieser Art, so lächerlich sie sein mochten, sehr viel übrig; was ihm aber vor allem im Ohr geblieben war, das waren die «zehn Millionen» Philatelisten, die miteinander so eng zusammenhingen, dass sie von einer Handvoll Leute regiert werden konnten. Und darauf baute er seinen «grossartigen» Plan auf.

So wie falsche Pfundnoten, sollten nun auch falsche englische Briefmarken gedruckt werden – aber nicht etwa um damit die englische Postverwaltung zu schädigen, sondern zu Propagandazwecken. Die Marken sollten daher den Originalen nicht völlig gleich, sondern lediglich dem äusseren Anschein nach ähnlich sein, aber in gewissen Details so geändert, dass nach Himmlers Meinung davon eine starke Propagandawirkung ausgehen musste. So sollte zum Beispiel bei einigen Marken die Krone Georgs VI. mit einem Zionsstern versehen werden, auf anderen Marken jedoch mit Sichel und Hammer.

Kaltenbrunner war selbst ein begeisterter Philatelist, aber vielleicht gerade deswegen konnte er sich für Himmlers Plan nicht recht erwärmen. Doch zeigte er, wie das im Dritten Reich so üblich war, pflichtschuldigst ein schickliches Mass von Begeisterung – denn der Plan kam ja von seinem Vorgesetzten. Er übernahm also wider besseres Wissen den Auftrag, Himmlers Idee durch das Amt VI zu realisieren.

Die Herstellung der Marken begegnete keinen besonderen Schwierigkeiten; man konnte natürlich die technischen Erfahrungen des «Unternehmens Bernhard» auch für den Druck von Brief-

[Hier fehlen im Buch 2 Seiten...](#)

der Krieg wahrscheinlich zu Ende sein werde (wobei er sich nicht näher darüber ausliess, wie), und er befahl dem Chef des Amtes VI, Schellenberg, die Marken durch seine Vertrauensleute im Ausland abzusetzen. Schellenberg erkannte natürlich, dass die von Himmler geplante Verquickung von Geschäft und Holzhammer-Propaganda keinen Erfolg versprach und das ganze Unternehmen sinnlos war. Er machte keinen Versuch, auch Himmler zu der gleichen Erkenntnis zu bringen, aber er hat auch nicht viel getan, um die Markenaktion zu fördern. Es kamen zwar Himmler-Marken in verschiedene Länder, aber die Agenten des deutschen Geheimdienstes dort waren natürlich nicht in der Lage, sich einer Tätigkeit zu widmen, die mit ihren eigentlichen Aufgaben nichts zu tun hatte; sie hätten sich damit nur in die Gefahr der Entdeckung gebracht. Vermutlich dachten auch sie zudem nicht anders als wir alle, dass nämlich in diesem Stadium des Krieges, Jahresende 1944, für Kindereien solcher Art keine Zeit mehr sei.

Himmler war durch den Misserfolg seines «idealen» Plans zutiefst enttäuscht und gekränkt. Da sich seine Absicht, die Marken zu verkaufen, als unrealisierbar erwiesen hatte, verfügte er nun, dass sie zu verschenken seien. Nur sollte die deutsche Veranlassung nicht erkennbar werden. Darum erhielt der deutsche Geheimdienst den Auftrag, auszusprenken, es handle sich um eine Propagandaaktion der englischen Faschisten. Das Ausland sollte auf diese Weise glauben gemacht werden, dass es in England, trotz der Verhaftung des Faschistenführers Mosley und seiner Führungsgruppe, eine aktive Widerstandsbewegung gegen das Regime Churchills gebe, die auch über die nötigen internationalen Beziehungen verfügte, um ein Propagandaunternehmen wie die Verbreitung falscher Briefmarken durchzuführen.

Nur ganz geringe Bestände der Himmlerschen Propagandamarken dürften ins Ausland gekommen sein; kaum ein Mitarbeiter des deutschen Geheimdienstes im Ausland dachte daran, sie in Berlin anzufordern. Von den erwähnten «Ganzstücken» existieren, soweit bekannt, nur noch einige wenige Exemplare. Vielleicht werden sie von den Philatelisten als sammelwürdig befunden und in die Kataloge aufgenommen – in diesem Fall wären sie Raritäten allerersten Ranges, und insofern könnte Himmler doch recht behalten: seine Marken würden dann noch nachträglich Wertgegenstände.

Die sowjetische Nachrichtenagentur «TASS» vom 20. November 1952 meldete über den Prozess gegen Slansky und Genossen, dass der angeklagte ehemalige Generalsekretär der tschechoslowakischen KP u.a. Folgendes erklärt hätte:

*«Innerhalb der Partei habe ich die Positionen des staatsfeindlichen Verschwörerzentrums ausgebaut und erweitert und darauf hingearbeitet, nach der Art und der Methode Titos die Partei zu einem Instrument für die Wiederherstellung des Kapitalismus zu machen. Ebenso habe ich die Positionen des staatsfeindlichen Verschwörerzentrums ausserhalb des Staats- und Wirtschaftsapparates ausgebaut und erweitert, indem ich selbst mit Hilfe meiner Komplizen feindliche Elemente an wichtigen Abschnitten einsetzte. Diese Elemente betrieben dann eine Sabotagetätigkeit und eine Schädlingstätigkeit anderer Art im Bereiche der Armee, des Sicherheitswesens, der Auslandsbeziehungen, der Wirtschaft, des Aussenhandels und ähnlichen. Bei dieser feindlichen Tätigkeit stützte ich mich gemeinsam mit den übrigen Teilnehmern der staatsfeindlichen Verschwörung auf verschiedene feindliche Gruppen und Organisationen, wie die Trotzlisten, Zionisten, bürgerlichen Nationalisten, Freimaurer, Pseudopartisanen und andere.»*

In der Anklageschrift gegen Slansky und Genossen hiess es u.a.:

*«In das Finanzministerium wurde als Stellvertreter des Ministers und faktischer Bevollmächtigter Slanskys der Organisator der zionistischen Zersetzungstätigkeit, der berüchtigte Agent des Spionagedienstes von Israel, der Abenteurer Otto Fischl, entsandt, der zurzeit der Okkupation im Dienste der Gestapo stand und sich zur Liquidierung der Juden und ihres Besitzes bergab.»*

Der slowakische Staat war innerhalb des deutschen Herrschaftsgebietes unter Hitler gleichsam ein Naturschutzpark. Dieses Modell sollte beweisen, dass in der vom Nationalsozialismus proklamierten «europäischen Neuordnung» den einzelnen nationalen Gemeinwesen, Wohlverhalten in aussenpolitischen Angelegenheiten und Fügsamkeit in der Judenfrage vorausgesetzt, alle Freiheit zur Gestaltung ihrer innenpolitischen Verhältnisse garantiert sei. Die Slowakei als Staat war allerdings mit starker deutscher «Nachhilfe» und putschartig entstanden – nichtsdestoweniger entsprach die nationale und staatliche Unabhängigkeit dem Willen der über-

Putschunternehmen dieser Gruppe glückte, dann standen die Sowjets unmittelbar vor Wien, und eine Aufstandsbewegung in Böhmen und Mähren war nicht mehr zu verhindern. Denn die Tschechen, die zwar nichts riskieren wollten, aber auf den richtigen Augenblick warteten, mussten, wenn die Slowakei sowjetisch wurde, wissen, dass nun keine Zeit mehr zu verlieren war, um sich nodi das Prestige einer Volkserhebung gegen die Deutschen zu erwerben – und zugleich konnten sie der Unterstützung durch die Rote Armee, die den Erfolg garantierte, sicher sein.

Eine solche Katastrophe musste im Interesse der gegen die Rote Armee kämpfenden deutschen Truppe verhindert werden. Es gelang, einen Beauftragten des deutschen Geheimdienstes in die slowakische Widerstandsorganisation einzubauen, und zwar einen der Vertrauensleute des «Unternehmens Bernhard» in Ungvár. Er wurde mit untadeligen falschen Papieren in die Türkei geschickt (wo er, wie es scheint, nebenher auch sehr beträchtliche Pfundgeschäfte machte), und von dort aus gelang es ihm, Verbindung zu einem tschechoslowakischen Stab bei der Roten Armee in Kiew aufzunehmen. Er war durch eine Empfehlung legitimiert, die er von einem alten Bekannten aus Prag, der in der illegalen tschechischen KP eine bedeutende Rolle spielte, erhalten hatte. Das verschaffte ihm Vertrauen, und so wurde er gleich von jenem tschechoslowakischen Stab als Kurier nach der Slowakei eingesetzt. Als erste Ausbeute überbrachte er uns eine Liste von nicht weniger als vierzig Agenten-Funkstellen mit Standort und Rufzeichen auf slowakischem Gebiet. Diese Unterlagen wurden dem deutschen Polizei-Attaché in Pressburg vorgelegt, damit er gemeinsam mit der slowakischen Polizei diese Funknachrichtenorganisation zerschlagen könne. Aber statt irgend etwas zu unternehmen, erklärte er, er könne sein Wort dafür verpfänden, dass in der Slowakei zurzeit kein einziger Schwarzsender tätig sei. Auch der deutsche Gesandte Ludin verhielt sich ähnlich. Er wurde auf Grund meiner alarmierenden Meldungen ins Führerhauptquartier zitiert und gab dort mit Entschiedenheit das Votum ab, an diesen Informationen sei «nichts daran». In der Slowakei herrsche völlige Ruhe und eine slowakische Widerstandsbewegung sei ins Reich der Fabel zu verweisen. Solch sträflicher Leichtsinns, der bereits in Verblendung überging, wurde von deutschen Dienststellen in gefähr-



Der italienische Aussenminister Graf Galeazzo Ciano mit Gattin Edda und dem österreichischen Aussenminister Dr. Guido Schmidt



Marschall Tito



Der jugoslawische Innenminister  
Aleksandar Rankovic

deter Lage sehr häufig gezeigt; vermutlich handelte es sich hier um eine Folgeerscheinung der Erziehung zu «blinder Zuversicht» und «fanatischem Glauben»; auch fürchteten die Verantwortlichen des Defaitismus oder der Pflichtversäumnis geziehen zu werden, wenn sie pessimistische Lageberichte gaben.

Dem Gesandten Ludin ist später vorgeworfen worden, er habe selbst mit den Kommunisten zusammengespült. Seine Darstellung der Lage sei nicht von Fahrlässigkeit oder falschem Optimismus eingegeben, sondern ein bewusstes Ableugnen von Tatsachen wider besseres Wissen gewesen. Er habe damit rechtzeitige Gegenmaßnahmen gegen die kommunistischen Putschvorbereitungen in der Slowakei verhindern wollen. In diesem Zusammenhang erinnerte man daran, dass Ludin mit dem Kommunistenführer Scheringer befreundet war. Beide hatten zu jener kleinen Gruppe von Reichswehroffizieren gehört, die 1930 wegen ihrer Zugehörigkeit zur NSDAP entlassen worden waren. (In dem Ulmer Prozess gegen sie gab Hitler jene berühmte Erklärung ab, dass er die Macht in Deutschland nur mit legalen Mitteln anstrebe.) Aber während Ludin in der Gefolgschaft Hitlers verblieb, wendete sich Scheringer dem Kommunismus zu; heute ist er kommunistischer Parteisekretär in Bayern. Ludin deckte Scheringer auch nach der Machtergreifung, mit dem Erfolg, dass Scheringer im Krieg wieder als Offizier eingesetzt werden durfte. Die enge Freundschaft zwischen Ludin und Scheringer ist also eine unleugbare Tatsache. Ludin glaubte sich auf seinen alten Kameraden so sehr verlassen zu können, dass er überzeugt war, Scheringer werde ihn vor dem Schlimmsten bewahren. Er verlor diese Zuversicht auch nicht, als die Amerikaner ihn als Kriegsverbrecher an die Tschechoslowakei auslieferten.

Nun, Ludins Prozess und Hinrichtung sind wohl der beste Beweis dafür, dass der deutsche Gesandte in Pressburg nicht mit den slowakischen Partisanen und den Sowjets unter einer Decke steckte. Denn die Version, dass Ludin gar nicht gehängt worden sei, sondern von den Sowjets unter anderem Namen in der russischen Besatzungszone Deutschlands verwendet werde, ist sicher abwegig. Im Übrigen war Ludin kein Mann des falschen Spiels; er dachte eingeleisig und war von einer «sympathischen Primitivität», wie es einer seiner Freunde einmal ausdrückte. Aber er besass

eine ungewöhnliche Rednergabe, und dieser Umstand bereitete uns 1944 viele Sorgen. Es gelang Ludin nämlich, alle massgebenden Persönlichkeiten, Hitler, Himmler und die zuständigen Militärbefehlshaber, davon zu überzeugen, dass unsere Berichte, die inzwischen aus anderen Quellen ergänzt und bestätigt worden waren, übertrieben, ja zum grössten Teil lediglich eine Ausgeburt der Phantasie seien. So traf die deutsche Führung der slowakische Aufstand völlig unvorbereitet.

Inzwischen war unser Agent, Istvan Magyarossy, wie er sich mit einem kernmagyarischen Namen nannte, Kaufmann aus Ungvár, dank seiner guten Verbindungen an die Führungsgruppe der Widerstandsbewegung, die schon damals in Banska Bistrica sass, herangekommen; er war sogar mit wichtigen Aufträgen in Pressburg und Prag betraut worden. Wir waren also über die Vorgänge in diesem Lager verhältnismässig gut unterrichtet. Vor allem wussten wir, dass der slowakische Wirtschaftsminister Karvas mit den Aufständischen zusammenspielte und ihr grosser Protektor und Förderer war. Karvas genoss das volle Vertrauen der slowakischen und deutschen Stellen; zu Ludin und den anderen massgebenden deutschen Diplomaten und Wirtschaftsleuten unterhielt er sogar besonders enge und gute Beziehungen. Nicht zuletzt mit deren Hilfe konnte er seine Machtposition bis zur Unangreifbarkeit ausbauen; wenn man ihn den slowakischen Wirtschaftsdictator nannte, so geschah das mit Fug und Recht. Es ist also verständlich, dass auch ich die ersten Meldungen über die Verbindung dieses Karvas zu der slowakischen Widerstandsorganisation für falsch hielt. Erst handgreifliche Beweise überzeugten mich. Dass Ludin an das Doppelspiel des Wirtschaftsministers nicht glauben wollte, nimmt nicht Wunder. Aber er hielt an diesem Vertrauen auch dann fest, als das ganze Geflecht der Beziehungen zwischen Karvas und den Aufständischen blossgelegt war. Nicht einmal die Tatsache, dass Karvas den Partisanen den ganzen Devisen- und Goldschatz der slowakischen Nationalbank in die Hände spielte, indem er ihn aus dem «bombengefährdeten Pressburg» in das «sichere» Banska Bistrica verlagerte, konnte Ludin eines Besseren belehren.

Als Magyarossy sich das Vertrauen der Partisanenführung und des Wirtschaftsministers Karvas erworben hatte, erkannte er sehr bald auch seine und des «Unternehmens Bernhard» geschäft-



liche Chancen. Den Verschworenen mangelte es nämlich, trotz beträchtlicher sowjetischer wie auch westallierter Unterstützung, vielfach an lebenswichtigen Ausrüstungsgegenständen, auch an Waffen und Munition. Magyarossy ergriff die Gelegenheit und machte sich sozusagen zum Chefaufkäufer der Widerstandsgruppe. Die Partisanen stellten ihm arglos riesige Summen in slowakischen Kronen, aber auch in Dollar und echten Pfunden zur Verfügung, und Magyarossy kaufte tatsächlich in Pressburg, Prag und Budapest – vermutlich, natürlich ohne Genehmigung, auch in Deutschland ein. Aber er bezahlte diese Anschaffungen mit seinen falschen Pfunden, während er die echten Partisanengelder, wie es sich gehörte, nach Abzug seiner nicht unbeträchtlichen Provision, an den ihm vorgesetzten «Chefverkäufer» weitergab. Ausserdem liess er, zwar nicht immer, denn das hätte Verdacht erregt und schliesslich das Ende seiner Geschäfte bedeutet, aber doch meistens die deutschen Stellen von den Warentransporten wissen, so dass diese auf dem Weg ins Gebiet der Aufständischen beschlagnahmt werden konnten.

Die Partisanen verloren ihr Vertrauen in Magyarossy bis zum Schluss nicht. Freilich war es für ihn ein Glück, dass die Periode dieses Doppelspiels nicht allzu lange dauerte, denn sehr lange hätte auch der geschickte, mit allen Wassern gewaschene Magyarossy es nicht fortführen können. Aber in dieser turbulenten Zeit, und besonders in den Wochen nach Ausbruch des Aufstandes, war alles möglich; niemand wusste, wer zu wem gehörte, und das war des «Kaufmannes aus Ungvár» grösste Chance.

Der engste Mitarbeiter Magyarossys war ein Tscheche namens Otto Fischl. Dieser hatte es vermöge seiner ausserordentlichen Gewandtheit verstanden, sich mit den deutschen Behörden im sogenannten Protektorat zu arrangieren. Er spielte bei der berühmtesten Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Prag eine massgebliche Rolle. Doch dürfte er seinen Einfluss nicht zum Schaden seiner jüdischen Mitbrüder ausgenutzt haben, sondern im Gegenteil dazu, zu helfen, wo es möglich war. Das ist von vielen, denen Fischl beistand, bezeugt worden. Es besteht kein Zweifel, dass Fischl schon frühzeitig für die illegale tschechische KP gearbeitet hat. Er war jener Bekannte, der unserem Agenten Magyarossy die Empfehlung an den tschechoslowakischen Stab in Kiew, von der

schon die Rede war, verschafft hatte. Später brachte er Magyarossy mit dem Führer des slowakischen Aufstands zusammen. Es war Rudolf Slansky, nachmals Generalsekretär der Kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei, hingerichtet im Verlauf von Stalins internationaler Säuberungsaktion gegen die Titoisten.

Fischl war eine zwielichtige Figur. In Magyarossys Geschäftsbeziehungen spielte er eine undurchschaubare, aber zweifellos bedeutende Rolle. Magyarossy scheint seinen Freund Slansky davon überzeugt zu haben, wie wertvoll die Verbindung mit ihm auch für einen Slansky sei. Unser Agent behauptete jedenfalls, dass er im Auftrag Slanskys und Fischls ausserordentlich hohe Summen bei einer Schweizer Bank deponiert habe; er interpretierte diese Aufträge in dem Sinn, dass sich die beiden für alle Fälle eine gut gesicherte Zufluchtsstätte im kapitalistischen Westen schaffen wollten. Damals kam mir diese Auslegung höchst unwahrscheinlich vor, denn Fischls und Slanskys Sterne waren im Aufstieg, und beiden schien eine grosse politische Karriere bevorzustehen. Aber der spätere Prozess gegen Slansky und Fischl scheint Magyarossys Auffassung zu bestätigen. Natürlich wurden sie nicht deswegen beseitigt, weil sie etwa tatsächlich für die Deutschen und später für die Westmächte als besonders qualifizierte Geheimagenten Spionage getrieben hatten. Wie es bei bolschewistischen Säuberungsprozessen die Regel ist, diente die falsche Anklage auch hier lediglich dazu, um den wahren Grund der Liquidierung zu verbergen: Slansky und Fischl mussten fallen, weil sie bei den Richtungs- und Machtkämpfen innerhalb der kommunistischen Oligarchie unterlegen waren. Aber in einem Punkt könnten sie in der Tat zu Recht verurteilt worden sein: insofern nämlich, als man sie auch der Verschiebung von Staatsgeldern bezichtigte. Unsicher freilich bleibt, ob die Schweizer Bankkonten Slanskys und Fischls wirklich mit «Staatsgeldern», also mit Summen, die aus dem sowjetischen Hilfsfonds für den Aufstand «abgezweigt» wurden, aufgestockt worden sind oder vielmehr aus Provisionen für verkaufte Bernhard-Pfunde stammen. Nur Magyarossy könnte heute darüber noch Auskunft geben, aber der «Kaufmann aus Ungvár» ist verschollen. Man darf annehmen, dass er irgendwo in der westlichen Welt von den Erträgen seiner aufregenden Tätigkeit lebt; auch eine bescheidene Verzinsung des durch den

Falschpfund-Handel erworbenen Vermögens dürfte zur Führung eines komfortablen Daseins bei weitem ausreiden. Das schlimme Jahr 1945 und auch die kommunistische Machtergreifung im Februar 1948 hat er noch in Prag überstanden, aber als Slansky verhaftet wurde, war er schon längst jenseits der tschechoslowakischen Grenze.

Leute seines Schlages verfügen bekanntlich über ein besonders gut ausgebildetes Ahnungsvermögen.

Beim Empfang einer Schwarzhemdenbrigade in seinem Hauptquartier hielt Mussolini am 15. Oktober 1944 eine Rede, bei der er u.a. Folgendes ausführte:

*«Die faschistisch-republikanische Partei hat auf ihrer Tagung in Verona ihr Aktionsprogramm festgelegt. Dieses Programm kann in den folgenden drei Punkten zusammengefasst werden: Italien, Republik und Sozialismus. Italien ist für uns Faschisten gleichbedeutend mit dem Begriff Ehre, und Ehre bedeutet für uns Faschisten Treue zum gegebenen Wort, und Treue ist für ein Volk wie für einen Menschen unerlässliche Voraussetzung des guten Rufes. Treue zum gegebenen Wort bedeutet für uns Zusammenarbeit mit dem Verbündeten im Kampf und in der Arbeit. Aus der Geschichte weiss ein jeder, dass in der Politik wie im Kriege Verräter zwar benutzt, jedoch stets verachtet werden. Im gegenwärtigen Augenblick, wo Deutschland mitten in dem Entscheidungskampf steht, wo 80 Millionen Deutscher zu 80 Millionen Soldaten geworden sind, zusammengeschlossen in einem Widerstand, der etwas Übermenschliches an sich hat, gerade in diesem Augenblick, wo der Feind, von Hoffnungen und Illusionen getragen, den Sieg bereits errungen zu haben glaubt, den er jedoch niemals erringen wird, weil Kapitulieren für Deutschland moralisch, politisch und physisch Sterben bedeuten würde, gerade in diesem Augenblick bekräftigen wir von neuem unsere volle und totale Solidarität mit dem nationalsozialistischen Deutschland. Dieses Deutschland kämpft heute mit einem Mut und einem Heldentum, die die Anerkennung und Bewunderung selbst bei den Feinden gefunden haben. Dies ist die unerschütterliche Haltung des republikanischen und faschistischen Italien: Die Reihe des von dem Savoyer begonnenen Verrats hat mit dem Sturz der Monarchie ihren Abschluss gefunden. Nördlich des Apennin ist die soziale italienische Republik entstanden. Diese Republik wird Schritt für Schritt, bis zur letzten Provinz, bis zum letzten Dorf, bis zum letzten Haus verteidigt werden. Die Idee der auf dem Boden des Faschismus geschaffenen Republik ist heute bereits in Geist und Haltung des Volkes übergegangen. Der dritte Punkt des faschistischen Programms, der Sozialismus, ist nur eine Folge der beiden ersten Punkte: Italien und die Republik. Sozialismus bedeutet nichts anderes als Realisierung dessen, was das italienische Volk verlangt. Er bestimmt die Arbeit als die Grundlage der Wirtschaft, lehnt jedoch die mechanische Nivellierung, die der menschlichen Natur widerspricht und die Geschichte nicht kennt, ab. Der Dreiklang Italien, die Republik und der Sozialismus bedeutet für uns Faschisten, dass jetzt die besten*

*Elemente des schaffenden Volkes auf die Bühne treten. Deutschland wird nicht nur nicht kapitulieren, weil es nicht kapitulieren kann und seine Feinde Deutschland als Staat und Rasse vernichten wollen, sondern Deutschland hat ausser der einmütigen Haltung und dem eisernen Willen des ganzen Volkes noch viele Pfeile in seinem Köcher. Das grösste Massaker aller Zeiten trägt heute den Namen Demokratie. Hinter dieser Parole verbirgt sich jedoch nur die Habgier des jüdischen Kapitalismus, der durch Gemetzel und Katastrophen die Ausbeutung der Welt sich sichern will. Wenn man sich über diese Zusammenhänge einmal im Klaren ist, so begreift man, dass zu einem gegebenen Augenblick die Ereignisse einen anderen Verlauf nehmen werden und dass die Weiterentwicklung des Krieges die allzu schnell gesungenen Siegesymnen in den Kehlen verstummen lassen wird. An dieser Phase des Krieges wollen wir uns nun beteiligen, indem wir die Mittäter des Feindes im Innern beseitigen und um uns diejenigen Italiener sammeln, die unser Programm annehmen. Was auch immer mit uns geschehen möge, wir werden nicht eine Hand breit von dieser Linie abweichen.»*

Nicht immer war es, wie im Fall Magyarossy, von Vorteil, wenn sich Agenten des «Unternehmens Bernhard» mit Problemen beschäftigten, die von ihrem eigentlichen Tätigkeitsfeld fernab lagen. Aber manchmal trieb sie der gute Wille oder auch der persönliche Geltungsdrang eben doch dazu.

Im Herbst 1944 reiste ein sonst unbedeutender Agent aus Mailand ohne Wissen und Genehmigung seiner vorgesetzten Stelle nach Berlin, in der Absicht, «den Führer persönlich» von einer Erfindung zu unterrichten, die den Krieg sofort zugunsten Deutschlands entscheiden würde. Da er aber nicht alle damals nötigen Reisepapiere besass, kam er nur bis Innsbruck. Dort griff ihn eine Zugstreife auf und übergab ihn der Staatspolizei. Die befragte ihn natürlich über den Zweck seiner Reise, und als er nur angab, «zum Führer» zu wollen, Näheres auszusagen aber ablehnte, geriet er in den Verdacht der Spionage, ja sogar der Planung eines Attentats auf das deutsche Staatsoberhaupt. Der Fall wurde also an das Reichssicherheitshauptamt nach Berlin gemeldet. Da der geheimnisvolle Reisende echte deutsche Ausweispapiere hatte, obgleich er Italiener war, vermutete man, dass er mit dem deutschen Geheimdienst zu tun haben könnte, und fragte von Berlin aus bei mir an. Es war nicht schwer, festzustellen, dass es sich um einen Agenten Schwends handeln musste. Ich erwirkte

seine Freilassung und veranlasste die Rückkehr des Mannes nach Mailand. Sein dortiger Chef verwarnte ihn wegen seines eigenmächtigen Vorgehens, liess sich aber doch davon überzeugen, dass es mit der Erfindung, die da dem Führer angeboten werden sollte, etwas auf sich haben könnte. Er brachte den Agenten also mit einer deutschen Marinestelle in Oberitalien in Verbindung.

Der Agent hatte sich auf Grund seiner Reiseerfahrungen endlich damit abgefunden, dass er Hitler nicht persönlich über die angebliche neue Methode, den Krieg kurzerhand durch Endsieg zu beschliessen, vortragen könne. Er gab also jetzt sein Geheimnis preis und führte der deutschen Marinestelle auch den eigentlichen Erfinder zu. Dieser nannte sich, nicht gerade originell, «Marconi», gab aber vor, wirklich so zu heissen. Marconi Nummer 2 behauptete, mit seiner Erfindung könnten Fernzündungen hervorgerufen werden, und dadurch würden Deutschland und Italien in die Lage versetzt, Sprengstoff- und Munitionsvorräte des Feindes an jedem beliebigen Ort in die Luft zu sprengen. Der Erfinder trat sehr selbstbewusst auf, wie das bei Projektmachern häufig ist; er vermochte die deutschen Marineoffiziere, mit denen er zunächst zu tun hatte, stark zu beeindrucken. Die betreffende Dienststelle versuchte zunächst, die Erfindung selbst zu überprüfen. Das stellte sich aber schon bald als unmöglich heraus, da die nötigen Vorrichtungen nicht an Ort und Stelle zur Verfügung standen. Man musste die Angelegenheit also an die zuständige Wehrmachtsstelle in Berlin abgeben, und zwar an jene Abteilung im Heereswaffenamt, die als «Feldpostnummer 8.000» auch der Öffentlichkeit bekannt war. Seit Kriegsbeginn hatten Presse und Rundfunk immer wieder aufgefordert, man möge alle Erfindungen und Ideen, die für Kriegszwecke von Bedeutung sein könnten, dieser Feldpostnummer melden und entsprechende Unterlagen einschicken. Viele Zehntausende von Einsendungen gingen im Verlauf der Zeit ein; sie wurden sämtlich überprüft. Mehr als 99 Prozent waren unbrauchbar – einige wenige aber gewannen für die deutsche Rüstungsindustrie die grösste Bedeutung.

Feldpoststelle 8.000 weigerte sich zunächst, die nach den Angaben «Marconis» verlangten Apparaturen und die merkwürdig grossen Mengen von Edelmetall, die gleichfalls angefordert waren, herauszugeben. Aber inzwischen hatte der Höchste SS- und

Polizeiführer in Italien, der nach den Ereignissen des 20. Juli auch Chef der Militärverwaltung in Italien geworden war, von der Sache erfahren und sie an seine vorgesetzte Dienststelle nach Berlin gemeldet. So fiel die Angelegenheit aus dem Bereich der routinemässigen Erledigung heraus, und Himmler persönlich befahl, dass Sachverständige des Heereswaffenamtes sofort nach Verona abzuordnen seien, um die angebliche Erfindung auszuprobieren. Hier erfuhren sie, dass inzwischen die ersten Versuche dem Anschein nach wirklich gelungen waren; in Anwesenheit von deutschen Marinesachverständigen war eine bestimmte Menge deutscher Infanteriemunition explodiert, als man Strahlen aus Marconis Gerät, das in beträchtlicher Entfernung aufgestellt war, auf sie richtete. Die beteiligten deutschen Vertreter zeigten sich begeistert. Für Marconis Persönlichkeit allerdings waren sie nicht sehr eingenommen, denn dieser benahm sich ungemein hochfahrend und lehnte es unverblümt ab, den Sachverständigen eine genaue Untersuchung seines Apparates zu gestatten.

Zunächst musste man sich damit zufrieden geben, denn Marconi besass höchste Gönner: Mussolini selbst musste als Protektor des Erfinders angesehen werden. Der wiedereingesetzte Duce richtete ein offizielles Schreiben an den SS-General Wolff, worin er sich mit der neuen Erfindung beschäftigte. Mussolini führte aus, es habe ihn immer schon geschmerzt, dass er bisher nicht die Möglichkeit gefunden habe, sich der deutschen Führung und dem deutschen Volk für seine Befreiung erkenntlich zu zeigen. Aber nun habe sich diese Gelegenheit endlich eingestellt. Deutschland habe ihm in der Stunde seiner grössten Not den «Helden» Skorzeny geschickt, nun wolle er Gleiches mit Gleichem vergelten und Deutschland in einer ebenfalls schwierigen Lage seinen «Kameraden» Marconi zur Verfügung stellen. Dieser sei imstande, mit Hilfe seiner Erfindung wahrscheinlich schon in Kürze die entscheidende militärische Wendung zugunsten Deutschlands und Italiens herbeizuführen. Der Duce schlug vor, einen förmlichen Staatsvertrag zu schliessen, der sozusagen die Abtretung Marconis an das Dritte Reich besiegeln sollte; für Italien wollte er selbst unterzeichnen, während für Deutschland Botschafter Rahn und SS-General Wolff unterschreiben sollten. Ferner sprach Mussolini den Wunsch aus, bei der Vorführung der neuen Erfindung im Führer-

hauptquartier persönlich anwesend zu sein. Er verlangte aber, dass vorher noch einige Versuchssprengungen vorgenommen würden – aber nicht etwa, weil er noch skeptisch gewesen wäre, sondern weil sichergestellt werden müsse, dass Marconi seine Erfindung auch wirklich nach Wunsch und Willen beherrschen könne; Hitlers Leben dürfe nicht vielleicht dadurch bedroht werden, dass sich die Strahlen des neuen Marconi nicht vollkommen steuern liessen.

Der Prüfungskommission des waffentechnischen Amtes aus Berlin gehörten hervorragende deutsche Techniker und Gelehrte an. Sie waren trotz aller pflichtgemässen wissenschaftlichen Skepsis bereit, ohne Voreingenommenheit jede Erfindung und Möglichkeit zu prüfen, die für die deutsche Kriegführung Vorteile bringen konnte. General Wolff selbst arrangierte das erste Zusammentreffen der Kommission mit Marconi in seiner Villa zu Fasano am Gardasee. Er gab der Begegnung, um nur ja nicht bei dem Erfinder den Verdacht deutschen Misstrauens aufkommen zu lassen, die Form einer gesellschaftlichen Veranstaltung. Den Höhepunkt bildete die Überreichung eines Handschreibens Mussolinis an Marconi. Dieser zeigte sich der Situation mit romanischer Eleganz voll gewachsen; er bekundete, wie tief er von so viel Vertrauen von Seiten des Duce bewegt sei, der gleichsam das Schicksal Italiens und Deutschlands in seine Hände lege. Mit Emphase versprach er, sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig zu erweisen.

Nach dieser Zeremonie musste man aber doch in die fachlichen Gespräche eintreten. Sie kamen nur schleppend weiter, schon weil der Erfinder bloss italienisch sprach (zumindest behauptete er das), und der Dolmetscher die technischen Fachausdrücke nicht beherrschte. Die deutschen Wissenschaftler verlangten beharrlich eine neue Sprengung in ihrer Anwesenheit. Diesem Ansinnen suchte Marconi mit grosser Zähigkeit auszuweichen. Sein Laboratorium sei im Umbau, denn er müsse die neuen Erkenntnisse, die er anlässlich der letzten Versuche gewonnen habe, technisch auswerten, und so sei er ausserstande, in den nächsten Wochen einen weiteren Versuch auf der alten Grundlage zu unternehmen. Er wolle vielmehr erst die bei weitem verbesserte Apparatur, die er jetzt entwickle, vorführen. Indem er an das nationale und patrio-



tische Gewissen der Deutschen appellierte, verlangte er, dass ohne Verzug die nötigen Mittel für die Umgestaltung und somit für den entscheidenden Grossversuch bereitgestellt würden.

An der Spitze seiner Anforderungsliste standen auch jetzt wieder Gold und Platin. Das machte die deutschen Gesprächspartner stutzig,- sie wurden daher auf die Gefahr hin, Marconi zu erbosen, etwas deutlicher und verlangten Einblick in das Laboratorium, bevor sie weiter verhandeln könnten. Marconi sträubte sich aus Leibeskräften, aber seine Ausreden wurden immer schwächer und unwahrscheinlicher, und schliesslich musste er nachgeben.

Der angeblich mittellose Erfinder bewohnte eine wunderbar eingerichtete Villa, in deren unteren Räumen sich seine Arbeitsstätte befand. Dort waren dutzenderlei Apparate aufgestellt, ohne dass ein System zu erkennen war. Einer der deutschen Besichtigter verglich das Ganze mit dem physikalischen Kabinett einer deutschen Höheren Schule, und damit traf er den Nagel auf den Kopf.

Von einem Raum der Werkstätte wollte Marconi die Kommission unter allen Umständen fernhalten; er bezeichnete ihn als «Kraftzentrale». Als aber die Besucher darauf bestanden, auch diese zu besichtigen, versuchte Marconi ein neues Ablenkungsmanöver. Er erklärte sich bereit, den deutschen Wissenschaftlern einen Blick in seine «geheimen Erkenntnisse» machen zu lassen. «Unter dem Siegel strengster kollegialer Verschwiegenheit» führte er aus, dass er sich seit Jahren mit dem Problem der Kernumwandlung befasse und es praktisch bereits gelöst habe. Die Fernsprengungen seien sozusagen nur ein Nebenprodukt seiner atomphysikalischen Forschungen.

Zum «Beweis» holte er eine kleine, versiegelte Flasche hervor, deren Innenwand augenscheinlich mit Russ beschlagen war. Mit grosser, triumphierender Theatergeste hob er den Gegenstand empor und rief aus, hier sei das eigentliche Ergebnis seiner mühevollen wissenschaftlichen Arbeit, die eine technische, wirtschaftliche und militärische Weltrevolution heraufführen werde. Ihm sei es als Erstem gelungen, den Sauerstoff und Stickstoff der Luft in Kohlenstoff umzuwandeln, der sich sichtbar im Inneren des Fläschchens niedergeschlagen habe. Daraufhin empfahl sich die Kommission in Eile. Der Atomumwandler hatte sich selbst demaskiert. Irgendwelche Vereinbarungen über die weitere Zusammenarbeit

und vor allem die Lieferung der verlangten Edelmetalle und Apparaturen wurden nicht getroffen, aber zur Wahrung der Höflichkeit wurde der entscheidende «Grossversuch» in Anwesenheit Hitlers für «Anfang 1945» festgesetzt.

Wolff war tief bestürzt, als ihm die Herren der Kommission bald nachher mit dünnen Worten berichteten, dass er einem Scharlatan oder einem Narren aufgesessen sei. Ebenso wie Himmler und Mussolini hatte auch er geglaubt, dass durch Marconis angebliche Erfindung die Sache der Achsenmächte in letzter Stunde vielleicht noch gerettet werden könnte. Und selbst jetzt gab er diese Hoffnung nicht auf. Er verbohrte sich förmlich in den Gedanken, dass Marconi zwar vielleicht nicht über die traditionelle streng wissenschaftliche Schulung verfüge, aber eben doch ein genialer Entdecker sei und gerade deswegen von den «Stubengelehrten» nicht verstanden werde. Deshalb liess er Marconi auch nicht gleich fallen, sondern zog noch andere Experten, Deutsche wie Italiener, heran, um die Erfindung Marconis im eigenen Wirkungskreis noch einmal nachprüfen zu lassen. Als auch diese Wissenschaftler zu keinem anderen Ergebnis kamen denn die deutsche Kommission, und Marconi II. endgültig als Schwindler entlarvt war, brach für Wolff wahrhaft eine ganze Welt zusammen. Er erkannte nun, dass die Vorsehung kein Werkzeug zur Rettung Deutschlands entsandt habe, und dass mit einem ausserordentlichen Eingreifen höherer Mächte nicht gerechnet werden dürfe. Wenige Wochen später verhandelte der SS-General Wolff mit dem amerikanischen OSS-Chef Allan Dulles über die Kapitulation der deutschen Italien-Armee. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Beteiligung des «Höchsten SS- und Polizeiführers in Italien», die für das Gelingen der Aktion so wichtig war, auf die Enttäuschung zurückzuführen ist, die er mit Marconi und seiner Erfindung erlebte.

Die Affäre hatte aber einen doppelten Epilog: neben diesem tragischen auch einen komischen.

Mussolini, der nach diesem Ausflug ins Phantastische sehr rasch wieder zu seinem ihm angeborenen gesunden Realismus zurückfand, fühlte sich düpiert und vor seinem deutschen Verbündeten blossgestellt. Er verfügte, und zwar noch bevor auch Wolff von dem Betrug Marconis überzeugt war, dessen Verhaftung. Dem «Erfinder» wäre kein gutes Ende bevorgestanden, wenn in diesem

Augenblick nicht der Bernhard-Agent aus Mailand, mit dessen missglückter Berlin-Reise die Affäre erst begonnen hatte, wieder auf den Plan getreten wäre. Man hatte ihn natürlich in die .Geheime Reichssache Marconi» nicht eingeweiht, und so war ihm der weitere Verlauf der Angelegenheit unbekannt. Er suchte nach seinem plötzlich verschwundenen Bekannten – mit dem er, wie sich jetzt erst herausstellte, früher einträgliche Falschpfundgeschäfte getätigt hatte – und entdeckte ihn schliesslich in einem italienischen Gefängnis. Der Agent wollte seinen Freund unter allen Umständen befreien; selbst als er erfuhr, dass Marconi gewissermassen ein Privatgefangener Mussolinis war, liess er sich nidit entmutigen, denn schliesslich regieren in der Republik von Salö in Wahrheit gar nicht Mussolini, sondern die Deutschen, und zu diesen hatte er ja die besten Beziehungen. Er wandte sich daher an seinen Chefverkäufer und forderte ihn auf, eine Befreiungsaktion zu unternehmen. Zur Begründung führte er an, dass er Marconi für ein ganz grosses Geschäft dringend benötige. Marconi kenne nämlich den Aufbewahrungsort verlagertes Gold- und Platinbestände italienischer wissenschaftlicher Institute und habe auch Zugang zu diesem sehr umfangreichen Edelmetallschatz. Marconi wolle ihm diese Bestände wenigstens teilweise verkaufen. Am 1. Dezember sei die Lieferung der ersten Rate: fünfzig Kilogramm reines Gold und fünfundzwanzig Kilogramm Platin, fällig, und Marconi habe bereits tausend Pfund, natürlich Bernhard-Pfund, Anzahlung erhalten. Auf diese Eröffnung hin beschloss der Mailänder Chefagent, sich Marconis anzunehmen, denn die Chance, Gold gegen falsche Pfunde einzutauschen, wollte er auf keinen Fall vergeben.

Was der Chefagent nicht wusste, war, dass die fünfzig Kilogramm Gold und fünfundzwanzig Kilogramm Platin, die Marconi liefern wollte, keineswegs aus Edelmetallbeständen italienischer wissenschaftlicher Institute stammten, sondern identisch waren mit jenem Gold und Platin, das der Erfinder für seine Versuche von den Deutschen verlangt hatte und, wenn es nach Himmler und Wolff gegangen wäre, wohl auch bekommen hätte. Für die tausend Pfund Vorauszahlung seines Freundes, des Bernhard-Agenten, hatte er sich vermutlich das pseudowissenschaftliche Laboratorium eingerichtet, mit dem er Hitlers Abgesandte bluffen wollte. Der

ganze Erfinder-Schwindel war von ihm nur aufgezogen worden, um Gold und Platin in beträchtlichen Mengen zu erhalten. Das hätte er dann für gute englische Pfunde verkauft, ohne natürlich zu ahnen, dass ihm sein Freund, der Bernhard-Agent, falsche Pfunde ausbezahlen wollte.

Auch diesem blieben die Zusammenhänge nicht lange verborgen; sie wurden ihm vielmehr im Verlauf seiner Bemühungen um den Inhaftierten sehr bald klar. Trotzdem liess der Agent Marconi nicht fallen, gewiss nicht so sehr persönlicher Freundschaft wegen, als in der berechtigten Befürchtung, dass man bei einer gründlichen Untersuchung des Falles Marconi auch auf ihn, den Bernhard-Agenten, und seine Geschäfte kommen müsse. Daher liess er kurz entschlossen noch ein paar tausend Pfund springen und bestach italienische Beamte, die Marconi offenkundig freigelassen haben, denn sonst wäre es nicht zu erklären, dass der Erfinder plötzlich aus dem Gefängnis verschwand. Auf deutsche Anfragen, was aus ihm geworden sei, wurde nie geantwortet.

Immerhin wurde noch geklärt, auf welche Weise Marconi bei dem ersten Versuch die Explosion der deutschen Infanteriemunition bewerkstelligen konnte. Er selbst gab den Trick preis: er hatte auf dem Platz, wo die Munition gestapelt war, selbstentzündliche Chemikalien gestreut, die pünktlich zur berechneten Zeit aufflammten und auf diese Weise die Munition hochjagten. Man sieht, Marconi II. gingen zumindest nicht alle Fähigkeiten ab, die ein praktischer Physiker braucht.

*«Nach einer offiziellen Mitteilung des spanischen Aussenministers besetzte am 4. November 1944 französische Gendarmerie die Republik Andorra mit der Begründung, General de Gaulle habe, als einer der bei den Schutzherrn Andorras für den Fall einer Gefährdung der Sicherheit im Pyrenäengebiet die Besetzung an geordnet»*

«Laval» – so nannte Schwend einen seiner besten Agenten in Frankreich. Nicht als ob der eine besondere Ähnlichkeit mit dem Ministerpräsidenten des Vichy-Regimes gehabt hätte (wenngleich er, der geborene Andorraner, wie der wirkliche Laval, von süd-französischem Typ war, schwarzhaarig und dunkelhäutig) – aber gleich dem unglücklichen Politiker trug auch er ständig, ob die Gelegenheit nun passend war oder nicht, eine weisse Krawatte.

Wie «Laval» wirklich hiess, wusste niemand, nicht einmal Schwend. Dieser hatte sich zwar bemüht, Licht in Lavals Vergangenheit zu bringen, aber bis zuletzt blieb der Lebenslauf dieses Mannes zum grössten Teil im Dunkel. Doch war auch das wenige, das Laval von sich erzählte und was Schwend aus eigener Erfahrung von ihm wusste, interessant genug. Und schliesslich konnte man für die Zeit ab 1942 genauere Informationen über die Schicksale und Unternehmungen Lavals sammeln; die Quelle war Schwends Mittelsmann, der die Verbindung zwischen ihm und Laval ständig aufrecht erhielt.

Zum erstenmal begegnete Schwend dem geheimnisvollen Mann in Yokohama. Laval besass damals, Mitte der dreissiger Jahre, in dieser japanischen Hafenstadt eine nicht unbedeutende Export- und Importfirma, deren Teilhaber ein Japaner war. Lavals Hauptstützpunkt war aber nicht dieses Unternehmen, sondern eine Export- und Importfirma in Haiphong in Französisch-Indochina, die gleichfalls ihm gehörte. Laval beteiligte Schwend an verschiedenen seiner Geschäfte; es handelte sich durchwegs um Transaktionen grössten Massstabs. Es war Laval gelungen, Anschluss an die japanische Oberschicht zu bekommen, und er hatte dadurch sogar Beziehungen zu der sonst absolut exklusiven japanischen Generalität anspinnen können. Nach Schwends Vermutung hat Laval damals für die Japaner grosse Waffenlieferungen besorgt; zuverlässige Informationen im Detail konnte Schwend darüber aber nicht erlangen. Lavals Gönner und Protektor in Japan war General

Terauchi, nachmals Oberbefehlshaber der japanischen Streitkräfte in Südostasien während des Zweiten Weltkrieges. General Terauchi hat, wie Schwend glaubt, schon in den dreissiger Jahren den weiten Raum, den er später als militärischer Oberbefehlshaber beherrschen sollte, in verschiedenen geheimen Missionen erkundet, und zwar nicht nur in strategischer, sondern auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Laval dürfte dabei sein Berater für das Gebiet der Wirtschaft gewesen sein.

Beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges befand sich Laval gerade in Indochina. Nach seinen eigenen Angaben hätte er dort in den folgenden beiden Jahren eine bedeutende politische Rolle gespielt, natürlich hinter den Kulissen, denn Laval war nicht für den Vordergrund und für die Tribüne geschaffen; er gehörte jenem Typus von hervorragend begabten Männern an, die aus einer unerklärlichen, aber unüberwindlichen Leidenschaft Geheimgeschichte machen wollen. Darum hat er seine wahre Identität niemals enthüllt. Wenn er von Schwend falsche Personalpapiere verlangte, so waren es niemals solche, die mit einem Lichtbild versehen werden mussten; er gab kein Photo von sich selbst aus der Hand. Trotzdem war er im Besitz eines halben Dutzends Pässe verschiedener Länder.

Japan übte damals starken Druck auf Indochina aus; es wollte verhindern, dass das Land weiterhin Nachschubbasis für die Armee Tschiangkaischeks bleibe. Als das französische Mutterland militärisch zusammenbrach, glaubte Tokio gewonnenes Spiel zu haben; die japanische Regierung beabsichtigte, die Kolonie zu besetzen und dort ein Militärregime zu errichten. Das Verdienst daran, dass es dazu nicht kam, schrieb sich Laval zu. Er behauptete, seinen Verbindungen mit den führenden japanischen Politikern und Generalen sei es zu danken gewesen, dass Japan sich schliesslich zu einem Abkommen bereit fand – es wurde im Herbst 1940 unterzeichnet –, das die französischen Interessen einigermaßen berücksichtigte und von der Vichy-Regierung vor der Öffentlichkeit zur Not gerechtfertigt werden konnte.

Auch an der Beilegung des Grenzkonflikts mit Thailand will Laval entscheidend beteiligt gewesen sein. Er sei damals im Haus des thailändischen Ministerpräsidenten Songram aus- und eingegangen, und seinem Einfluss auf diesen Machthaber sei es zuzu-



Papierfabrik in Speichthausen bei Berlin. Hier wurden ursprünglich die falschen Pfundnoten hergestellt





SPECIAL-STAMP IN MEMORY OF THE FIRST DAY OF  
INVASION



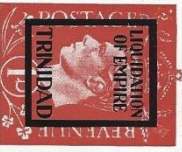
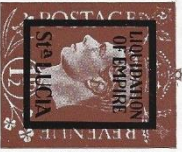
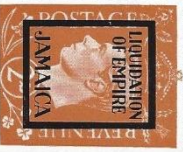
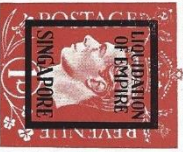
Особые марки в память первого дня вторжения



Gefälschte englische Briefmarken









# Bank of England

<sup>43</sup><sub>M</sub> 25749 to pay the Bearer <sup>43</sup><sub>M</sub> 25749  
the Sum of **Twenty Pounds**

1930 Sept<sup>r</sup> 20 London 20 Sept<sup>r</sup> 1930

**Twenty**

For the Gov<sup>r</sup> and Compt<sup>r</sup><sup>a</sup>  
of the Bank of England

<sup>43</sup><sub>M</sub> 25749

*P. S. Gutterus*  
Chief Cashier.

schreiben, dass sich Thailand Anfang 1941 mit einem japanischen Schiedsspruch zufrieden gab, der für Frankreich bzw. Indochina noch verhältnismässig günstig war.

Laval betonte immer wieder, dass sein Eingreifen in diesen beiden Fällen ganz uneigennützig gewesen sei. Er habe vermöge seiner japanischen Beziehungen gewusst, dass Japan in den Krieg eintreten werde, und habe befürchten müssen, dass dann ganz Indochina die hilflose Beute des japanischen Imperialismus werden müsse, wenn es nicht gelänge, noch vorher zu einem Arrangement mit Tokio zu kommen. Die Versuche Vichys, in Washington Garantien für Indochina zu erhalten, lehnte Laval als illusionistisch ab, und die kriegsgeschichtliche Entwicklung in Südostasien hat ihm recht gegeben. Sein Ziel war also die direkte Verständigung mit Japan, denn sie bot nach seiner Meinung Indochina die einzige Chance, die Kriegswirren ohne allzu grosse Schäden zu überstehen.

Noch vor dem Angriff auf Pearl Harbor erschien Laval plötzlich in Frankreich, und von diesem Zeitpunkt an findet er sich auch in den Akten der deutschen Sicherheitspolizei in Paris. Seine Identität konnte freilich auch sie nicht feststellen, aber welcher Art seine Mission in Frankreich war, wurde durch eine Agentenmeldung aus dem französischen Aussenministerium bekannt. Sie ging an den sogenannten VI-Referenten (Auslandsgeheimdienst) des Befehlshabers der Sicherheitspolizei in Frankreich und wurde von dort an das Fernost-Referat des deutschen Geheimdienstes in Berlin geleitet.

Danach hatte Anfang Dezember 1941 ein Geheimkurier aus Saigon der Vichy-Regierung Vorschläge betreffend den Abschluss einer japanisch-indochinesischen Militärallianz überbracht. Berlin wurde von der japanischen diplomatischen Vertretung mit Informationen sehr kurz gehalten; über die Absichten der Japaner war daher bei der deutschen Führung wenig bekannt. Daher war man in Berlin sehr interessiert daran, mit jenem Kurier in Verbindung zu kommen oder sonstwie seiner habhaft zu werden, denn man hoffte, in seiner Person eine wichtige Nachrichtenquelle zu erschliessen, aus der man einige Kenntnisse über die Pläne Tokios schöpfen konnte.

Dieses Berliner Interesse stimmte mit dem Interesse des Befehlshabers der Sicherheitspolizei in Paris, Dr. Knochen, überein. Nur

dass die Pariser Dienststelle andere Gründe hatte. Der Kurier aus Saigon war nämlich unterwegs, noch vor seiner Ankunft in Vichy, mit Abgesandten der «Freien Franzosen» zusammengetroffen und hatte mit diesen angeblich Gespräche über die Indochinafrage geführt. Man glaubte somit, eine der so gefürchteten Querverbindungen zwischen Vichy und de Gaulle entdeckt zu haben. Aber alle Bemühungen des Geheimdienstes und der Polizei, den geheimnisvollen Mann, für den eine Reise von Tokio nach Paris mitten im Krieg offenbar kein Problem bedeutete, aufzufinden, blieben vergeblich.

Der so eifrig Gesuchte war kein anderer als Laval. Aber das wurde erst viel später festgestellt. Damals ahnte der Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Paris, als er vom Geheimdienst Informationen bekam, die von Laval stammten, nicht im Entferntesten, dass es sich um den geheimnisvollen Kurier aus Saigon handelte.

Es scheint, dass Schwend mit Laval schon zusammengetroffen ist, als dieser noch in der unbesetzten Zone Frankreichs lebte. Im Frühjahr 1943 reiste Laval nach Italien, um Schwend aufzusuchen. Es ging um ein grosses Geschäft mit Schiffen, und Laval konnte dabei seine aussergewöhnlichen Fähigkeiten beweisen. Schwend, der sonst so misstrauisch war, hatte keine Bedenken, Laval in die Pfundaktion einzuweihen, und es gelang ihm, den Franzosen zur Mitarbeit zu gewinnen. Er musste diesen Entschluss nicht bereuen; Laval enttäuschte ihn nie. Durch Laval ist Ostasien für das Unternehmen Bernhard «erschlossen» worden. Er nutzte seine aussergewöhnlich guten Verbindungen und war schon nach kurzer Zeit so weit, dass er umfangreiche Sendungen von falschen Pfunden nach dem Fernen Osten abfertigen konnte. Schwend erfuhr nie, wie Laval das zustande brachte. Sein neuer Mitarbeiter hielt es nicht für nötig, Schwend über Details zu informieren, und der wieder wollte den tüchtigen Laval nicht misstrauisch machen, indem er auf der Preisgabe seiner «Geschäftsgeheimnisse» bestand. Zudem arbeitete Laval immer korrekt und grosszügig.

Laval hielt sich vorwiegend in Frankreich auf; sein Hauptquartier war Paris, wo er Geschäftsverbindung mit den Wirtschaftsstellen des deutschen Militärbefehlshabers unterhielt. Es war uns aber bekannt, dass er häufig nach Nordafrika reiste. Aus der Tatsache, dass er dabei niemals deutsche Hilfe in Anspruch

nahm, musste geschlossen werden, dass er auch zu der anderen Seite gute Beziehungen hatte. Sonst wären derartige Reisen völlig unmöglich gewesen. Es stand also ausser Zweifel, dass Laval ein Anhänger de Gaulles, oder besser gesagt, der «Freien Franzosen» war, denn für den General persönlich schien er keine Sympathien zu haben. Was ihn aber dennoch auch mit der deutschen Seite verband, war, neben seinen geschäftlichen Interessen, seine bedingungslose Feindschaft gegen den Kommunismus und Sowjet-russland. Er hat, wie später ermittelt wurde, alles getan, was er konnte, um die kommunistischen Kräfte in der Résistance nicht zu stark werden zu lassen; um dieses Ziel zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Schwend, der diese tiefe Abneigung Lavals gegen den Bolschewismus kannte, brachte mich Ende 1943 in Mailand mit ihm zusammen. Er versprach sich einiges davon, wenn ich Laval die Idee vortrug, die ich, wie viele andere Deutsche, die einen gewissen Überblick über die Gesamtlage hatten, schon damals vertrat: Deutschland solle mit den Westmächten Frieden schliessen und zusammen mit ihnen den Kampf gegen den Osten bis zum Sturz des Sowjetismus weiterführen. Aus der Perspektive von heute erscheint dieses Konzept unrealistisch, wenngleich es theoretisch die einzige Möglichkeit bot, das Vordringen des imperialistischen Kommunismus bis in die Mitte Europas zu verhindern. Aber bei Laval hatte ich jedenfalls Erfolg; er zeigte sich begeistert und versprach mir mit Emphase seine volle Unterstützung. Ein solcher Plan könne jederzeit auf seine Hilfe rechnen.

In diesem Zusammenhang kam das Gespräch auch auf die japanische Politik. Laval versicherte, dass Japans Wünsche unserem politischen Entwurf gerade entgegengesetzt seien. Tokio wollte Deutschland dazu bringen, sich mit Russland zu verständigen, damit der Krieg gegen den Westen von einer deutsch-sowjetisch-japanischen Allianz mit sicheren Erfolgsaussichten fortgesetzt werden könne. Die Japaner hätten bereits damit begonnen, ihre Fäden zu spinnen. Man dürfe sie dabei auch nicht stören, ja es sei höchst wünschenswert, dass die verschiedenen Fühlungen zu Verhandlungen und diese zu konkreten Vorschlägen führten. Nur auf diese Weise könne Deutschland in eine günstige Verhandlungsposition gegenüber dem Westen kommen; erst der Hinweis auf reale östliche Chancen für Deutschland werde den

Westen dazu bringen können, sich mit dem verhassten Deutschland zu arrangieren. Lediglich die Drohung mit der östlichen Allianz könne für Deutschland den Weg zu einem Bündnis mit dem Westen freimachen.

Laval forderte mich auf, das Meinige dazu beizutragen, um dieses diplomatische Spiel in Gang zu bringen. Er wollte mich in Schweden mit einem Schiffsreeder bekanntmachen, der angeblich sowohl mit sowjetischen als auch mit japanischen Stellen Verbindung und zwischen diesen bereits Kontakt hergestellt hatte. So sehr es mich gereizt hätte, auf diesen Vorschlag einzugehen, hatte ich doch Bedenken. Eine offizielle Genehmigung zu derartigen Gesprächen zu erhalten, war unmöglich; ich musste die ganze Verantwortung allein tragen, und das hiess, dass meine Zusammenkunft mit jenem Reeder nicht bekannt werden durfte. Die Chance aber, dass ich als Offizier des politischen Geheimdienstes in einer immerhin sichtbaren Position nach Schweden reisen könne, das mit meinem Arbeitsgebiet nicht das Geringste zu tun hatte, ohne mich schwerem Verdacht auszusetzen und ohne beobachtet zu werden, war beinahe gleich null. So gab ich denn eine hinhaltende Antwort, war aber schon damals innerlich so gut wie entschlossen, nicht zu fahren. Das Treffen kam nie zustande, aber die Richtigkeit der Angaben Lavals wurde mir später von ganz anderer Seite bestätigt: Schellenberg selbst hatte durch Mittelsleute Kontakt mit dem Reeder, der also nicht nur in der Phantasie Lavals existierte. Ich erfuhr das durch ein Gespräch, das ich 1946 mit meinem ehemaligen Vorgesetzten hatte; es steht zu hoffen, dass die angekündigten Memoiren Schellenbergs auch über diese Begebenheit berichten werden.

Meine Begegnung mit Laval in Mailand war aber trotz allem nicht zwecklos gewesen. Sie hatte zur Folge, dass mir Laval in Zukunft immer wieder Informationen zukommen liess, von denen er annahm, dass sie dem Plan eines Friedensschlusses mit dem Westen zur gemeinsamen Bekämpfung des Sowjetimperialismus förderlich sein könnten. So berichtete er beispielsweise über die Tätigkeit der offiziellen und inoffiziellen Sowjetvertreter in Nordafrika und über die Verbindungen, die sie zu französischen Persönlichkeiten unterhielten. Ich war auf diesem Gebiet nicht Fachmann und hatte daher kein eigenes Urteil über den Wert dieser

Nachrichten; aber die zuständigen Sachbearbeiter Dr. Knochens, denen ich einige Meldungen Lavals zur Kenntnis gab, äusserten sich mit grösster Anerkennung. Sie wollten diesen so erstaunlich gut orientierten Agenten um jeden Preis für sich haben und machten mir grosse Versprechungen, wenn ich mich dazu verstehen wollte, ihn für die Zusammenarbeit mit der deutschen Sicherheitspolizei in Paris zu gewinnen.

Aber weder Schwend noch ich machten auch nur einen Versuch in dieser Richtung, denn wir wussten genau, dass wir uns bloss eine schroffe Ablehnung holen würden. Gewiss war Laval ein skrupelloser Geschäftemacher grossen Stils, aber so krumm die Wege, die er ging, auch sein mochten, er blieb dabei doch immer ein guter französischer Patriot. Sein Ziel war, möglichst viel Geld zu verdienen, und er hatte keine Bedenken, dabei die beispiellose Verworrenheit der Zeitverhältnisse auszunützen, denn sie bot Transaktionen, wie er sie im Sinne hatte, einzigartige Aussichten. Aber gegen Frankreich würde er, das wussten wir, niemals arbeiten. Durch ihn sollte kein Franzose Schaden leiden. Die Kommunisten unter seinen Landsleuten betrachtete er allerdings nicht als Franzosen; er nannte sie immer Russen, und zwar mit solcher Konsequenz, dass es dem Text seiner Meldungen nicht immer leicht zu entnehmen war, ob er nun wirklich die Russen oder lediglich die französischen Parteigänger der Sowjets meinte. Das machte besonders seine Berichte aus Nordafrika für den Uneingeweihten etwas unklar. Auch ich fiel einmal diesem Tode Lavals zum Opfer; ich gab nämlich eine Meldung, die sensationell gewesen wäre, wenn die dort genannten «Russen» wirkliche Russen gewesen wären, an Ribbentrop weiter. Erst nachträglich erkannte ich zu meinem Schrecken den Irrtum, und ich musste unangenehme Verwicklungen befürchten. Aber glücklicherweise erfolgte nichts. Entweder haben Ribbentrops persönliche Frankreich-Sachbearbeiter die Unstimmigkeit nicht entdeckt oder das Schriftstück ist dem Herrn Reichsaussenminister niemals unter die Augen gekommen. Ribbentrop machte seine Politik ja grundsätzlich nicht auf Grund von Informationen des Geheimdienstes oder seiner diplomatischen Vertretungen, sondern auf Grund der Intuitionen seines Herrn und Meisters.

Im Gegensatz zu seinem berühmten Namensvetter, der vor

den alliierten Invasionsarmeen nach Deutschland floh und von dort nach Spanien gehen wollte, blieb der andere Laval in Paris. Schwend hatte ihn dazu bewegen wollen, nach Deutschland zu kommen, aber Laval antwortete nur: «Wozu, wegen dieses einen Jahres?» Soviel Zeit gab er Deutschland noch. Es hätte nicht viel gefehlt, und Laval wäre gewaltsam mitgenommen worden, denn es widersprach allen Regeln, einen «Geheimnisträger» im Machtbereich des Feindes zu lassen, und Schwend hatte Mühe, Laval vor dem Zugriff der Sicherheitspolizei zu bewahren. Man machte Schwend nachträglich noch allerlei Schwierigkeiten, weil er nicht dafür gesorgt hatte, dass sein Mitarbeiter mit den deutschen Truppen zurückging.

Bis zum Dezember des Jahres 1944 fehlte jede Nachricht von Laval. Es musste befürchtet werden, dass er, seiner Beziehungen zu den Deutschen wegen, der blutigen Epuration, jener erbarungslosen «Säuberungs-Welle» der französischen Widerstandsbewegung, zum Opfer gefallen sei. Aber kurz vor Weihnachten 1944 erschien bei Schwend auf Schloss Labers in Südtirol ein geheimnisvoller Kurier mit einem Brief Lavals. Das Schreiben war erst 14 Tage alt und aus Andorra, Lavals Heimat, der Zwergrepublik zwischen Frankreich und Spanien, datiert. Wie dieser Bote von dort nach Italien gelangt war, oder ob er etwa nur das letzte Glied eines Stafettensystems war, konnte niemals ermittelt werden. Am wahrscheinlichsten ist, dass er, wie Laval selbst, Kontakte mit beiden Seiten hatte und seine Reise mit Hilfe alliierter Dienststellen bewerkstelligte. Nach seinen Erzählungen war Laval keineswegs hingerichtet worden, sondern dank seiner Verbindungen zum Kreis um de Gaulle ungeschoren geblieben und bald wieder «ins Geschäft gekommen». Vor allem hatte er sich mit Erfolg bemüht, Kontakte mit Spanien herzustellen. Dabei verfolgte er auch einen politisch-ideologischen Zweck: es kam ihm darauf an, dass wirksam gegen die Übergriffe rotspanischer Gruppen an der französisch-spanischen Grenze eingeschritten werde. Das war nicht leicht zu erreichen, denn die französische Regierung stand damals noch stark unter kommunistischem Einfluss. Trotzdem soll es Laval gewesen sein, der schliesslich durchsetzte, dass französische Gendarmerieeinheiten in Andorra einmarschierten und dem Treiben der Rotspanier ein Ende



bereiteten, die nach einem putschartigen Unternehmen das Ländchen beherrschten.

Mit den Gendarmerieabteilungen zog Laval als erster französischer Zivilist in Andorra ein, und von hier aus nahm er wieder alte Verbindungen nach Spanien auf. Die Grenzsperre bedeutete für Laval kein Hindernis, denn er war mit führenden Persönlichkeiten des Franco-Regimes eng bekannt und war sogar für hervorragende, vermutlich finanzielle Verdienste um die Franco-Partei im Bürgerkrieg mit einem hohen Orden ausgezeichnet worden. Binnen Kurzem war also über den Zwischenpfeiler Andorra eine Brücke oder wenigstens ein Notsteg zwischen Madrid und Paris geschlagen, tragfähig genug, um gewichtige Transaktionen darauf abzuwickeln. Lavals Brückenkopf in Paris wurde von einem Mann gehalten, der für Lavals geschäftliche Pläne der denkbar beste Partner war: dem Finanzminister der Regierung de Gaulle namens Lepercq. Dieser, ein alter Freund Lavals, trug offenbar keine Bedenken, auch in seiner jetzigen hohen Position dessen Unternehmungen, freilich nicht ohne Eigennutz, zu fördern. Die Chancen, die sich aus dieser Konstellation für das «Unternehmen Bernhard» ergaben, waren nicht zu verkennen.

Lavals Bote zeigte sich, als er um Details gefragt wurde, zurückhaltend, vielleicht auf Weisung, vielleicht auch, weil er über die geplanten Transaktionen selbst nicht genauer unterrichtet war. Es blieb also unklar, wie Laval operierte. Jedenfalls hing sein neues Unternehmen mit der Einziehung des französischen Geldes zusammen, das die alliierten Invasionsarmeen ausgegeben hatten. Die Noten wurden nun nach schwierigen und spannungsreichen Verhandlungen zwischen de Gaulle einerseits, Roosevelt und Churchill andererseits wieder aus dem Umlauf zurückgerufen. Auf Grund des Währungsübereinkommens zwischen Frankreich und den angelsächsischen Mächten wurden der französischen Regierung von den Vereinigten Staaten und Grossbritannien namhafte Devisenbeträge gutgeschrieben – und von diesen gedachte Laval einen erklecklichen Teil an sich zu bringen. Er hatte sämtliche Bestände an falschen Pfundnoten, die Schwend bei ihm in Paris zurückgelassen hatte, bereits in dieses Geschäft investiert; nun verlangte er so rasch wie möglich eine Million Pfunde, um das Geschäft weiterzuführen. Für diese Falschgeld-Million wollte er schon in kurzer

Frist etwa den gleichen Betrag in echten Pfund- und Dollarnoten erlegen, und das trotz den hohen Provisionen, die er für sich und seine Hintermänner forderte.

Schwend war, obschon das alles teils unscharf, teils phantastisch aussah, davon überzeugt, dass Lavals Vorschläge durchaus ernstzunehmen seien. Offenbar hatte Laval die zur Realisierung seiner Transaktionen unentbehrlichen Beamten in der französischen Finanzverwaltung gekauft, vermutlich mit Besatzungs-Francs, die er sich mit Hilfe der Bernhard-Pfunde verschafft hatte. Das Geschäft konnte, wenn diese Geheimorganisation innerhalb der französischen Finanzverwaltung funktionierte, enormen Umfang annehmen. Laval hatte auch ausdrücklich in seinem Schreiben erklärt, die geforderte Pfundmillion sei bloss eine erste Rate; wenn das Geschäft reibungslos ablaufe, so werde er nach einer solchen gelungenen Probe noch wesentlich grössere Beträge umsetzen.

Der Verwirklichung dieser Pläne standen jedoch grosse Schwierigkeiten entgegen. Laval hatte gebeten, ihm das Falschgeld nach Madrid zu schicken, von wo er es über Andorra nach Frankreich bringen lassen wollte. Aber die Verbindung zwischen Deutschland und Spanien war damals trotz Schwends Schiffen sehr schlecht; der Weg über das Meer war gefährdet, und deutsche Flugzeuge verkehrten nur noch gelegentlich und für besondere Zwecke.

Es war ausgeschlossen, die Erlaubnis zum Lufttransport eines Riesenkoffers mit Falschgeld zu erhalten. Lavals Kurier sah das ein und begnügte sich wohl oder übel damit, dass ihm lediglich eine grössere Menge von Fünfzigpfund-Noten mitgegeben wurde. So grosse Noten wurden vom «Unternehmen Bernhard» sonst nicht mehr in Umlauf gebracht; aber da es in diesem Fall darauf ankam, einen möglichst hohen Nennwert bei geringstem Raumverbrauch ins Ausland zu bringen, musste natürlich eine Ausnahme gemacht werden.

Der Kurier kam auf dem Luftweg mit seinem Notenkoffer ohne Unfall nach Spanien und zu seinem Auftraggeber durch. Noch Ende März 1945 meldete er sich wieder in Meran. Laval hatte Schwend angeboten, den Gegenwert der Falschgeld-Sendung für ihn bei einer englischen oder amerikanischen Bank zu deponieren, selbstverständlich unter sicherer Deckung; er wollte wohl auf diese Weise Schwend, den er sehr schätzte, die Möglichkeit schaffen,

sich nach dem Zusammenbruch Deutschlands ins Ausland zurückzuziehen und dort mit dem Erlös des Falschgeldes eine neue Existenz aufzubauen. Dieses Angebot hatte Schwend höflich, aber bestimmt abgelehnt, und nun brachte der Kurier Lavals in einem Lederbeutel eine grössere Anzahl prächtiger Brillanten, darunter solche von einer Grösse, wie man sie sonst nur in orientalischen Schatzkammern vermutet. Schwend hatte solche Korrektheit nicht erwartet; er war, wie er mir nachher versicherte, tief bewegt. Dass Laval zu diesem Zeitpunkt, wo jedermann wusste, dass das bittere Ende für Deutschland unmittelbar bevorstand, mit einer deutschen Dienststelle noch auf Heller und Pfennig abrechnete, und das, ob schon es ein Leichtes gewesen wäre, die Unterlassung dieser Prozedur mit den enormen Schwierigkeiten der Verbindung durch die feindlichen Fronten hindurch mehr als ausreichend zu rechtfertigen – das war gewiss ungewöhnlich. Er gab daher dem Kurier ohne Bedenken eine weitere Piundsendung mit. Über diese hat Monsieur Laval allerdings keine Abrechnung mehr geliefert. Denn nun war die «höhere Gewalt», die sonst so oft zur Ausrede herangezogen wird, wirklich unüberwindlich geworden.

Angenommen, Laval habe auch die Fährlichkeiten der noch bevorstehenden schwierigen Lagen gut überstanden – dann erhebt sich die Rechtsfrage, ob Laval nicht eigentlich mit dem Bonner Bundesfinanzministerium oder etwa mit der Leitung eines inzwischen neu aufgebauten politischen Geheimdienstes der Bundesrepublik Deutschland abrechnen müsste. Es geht immerhin um einige hunderttausend Pfunde. Oder wäre er gehalten, sich an die Bank von England zu wenden?

Aus einer Mitteilung der amtlichen jugoslawischen Agentur TANJUG vom 27. Mai 1952 geht Folgendes hervor:

*«In den nunmehr amtlich veröffentlichten Untersuchungsprotokollen des nicht zu Ende geführten Prozesses gegen den ehemaligen jugoslawischen Minister für Leichtindustrie, Andrija Hebrang, der im Jahre 1948 von der Regierung als Hauptschuldiger für jene verleumderischen Informationen an die Sowjetvertreter in Jugoslawien überführt worden war, die den Anlass zum Konflikt der jugoslawischen Kommunistischen Partei mit dem Kominform bildeten, wird bekanntgegeben, dass Hebrang im Gefängnis Selbstmord begangen hat, nachdem er ein umfassendes Geständnis über seine Spionagetätigkeit und den Verrat an Jugoslawien abgelegt und unterschrieben hatte. Die Frau des Selbstmörders wurde im Jahre 1951 zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt.»*

Einige der schönsten Häuser in der etwas angestrengt prunkvollen Hauptstrasse der serbischen Metropole Belgrad, der berühmten Terazije, waren Eigentum des serbischen Grosskaufmanns Kovacevic. In seiner Jugend hatte er zu dem innersten Kreis der Geheimorganisation «Schwarze Hand» gehört. Dieser Offiziersbund hatte oftmals entscheidend in die Geschicke Serbiens eingegriffen, er hatte sowohl die Ermordung des Königspaares Alexander und Drascha Obrenovic und die Berufung der Dynastie Karageorgevic auf den Thron wie die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand, die den Ersten Weltkrieg auslöste, organisiert. Kovacevic hatte, dazu in Stand gesetzt durch das ererbte Vermögen, diesen Geheimbund finanziell sehr grosszügig unterstützt. Dafür konnte er immer auf Schutz und Förderung durch die serbische Führungsschicht rechnen. Mit dem Ministerpräsidenten Pasic hatten Kovacevic die besten Beziehungen verbunden, und es war ihm auch nicht schwer gefallen, von der Regierung Cvetkovic, die Jugoslawien in den Dreimächte-Pakt hineinführen wollte, zu General Simovic, der eben diese Regierung Cvetkovic durch einen Staatsstreich gestürzt hatte, hinüberzuwechseln. Dennoch war Kovacevic der erste serbische Geschäftsmann, der nach der Besetzung Serbiens durch deutsche Truppen von der deutschen Wirtschaftsverwaltung Aufträge erhielt. Ja, Kovacevics Haus in Belgrad wurde in der Besatzungszeit auch für die deutschen Offiziere und Beamten zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt. Kovacevics Gastereien wa-

ren stadtbekannt; sie übten in dem durch den schwelenden Bürgerkrieg verarmten Land, das sonst keine gastronomischen Genüsse mehr zu bieten hatte, begreiflicherweise eine starke Anziehungskraft auch auf die Vertreter der deutschen Besatzungsmacht aus. Kovacevic wäre nicht der Mann gewesen, der er war, wenn er nicht versucht hätte, die auf diese Weise gewonnenen Beziehungen auszunutzen.

Trotzdem musste auch er, allerdings nur für drei Wochen, mit dem Gefängnis der deutschen Staatspolizei Bekanntschaft machen. Man hatte in Belgrad einen Vertrauensmann des Tschetnik-Führers General Draza Mihajlovid festgenommen, und fand bei ihm einen grösseren DollARBETrag. Das Geld konnte nach den polizeilichen Ermittlungen nur von Kovacevic stammen, und das wies zweifelsfrei auf «unerlaubte Beziehungen» zwischen ihm und dem Befehlshaber der Aufständischen hin. Kovacevic wurde also festgesetzt. Inzwischen hatte sich aber die Situation in Serbien gegenüber der Zeit unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges sehr verändert. Die kommunistischen Partisanen waren neben den nationalen und königstreu gebliebenen Tschetniki als selbständige Macht auf den Plan getreten, und man musste annehmen, dass sich der Zulauf für sie mit der Zeit noch erheblich verstärken werde. So hatte sich bei der deutschen Führung die Auffassung durchgesetzt, dass die kommunistischen Partisanen die grössere Gefahr seien, und dass man die Feindschaft zwischen ihnen und den Tschetniki ausnutzen musste. Der General Mihajlovid kam so immer mehr in die Rolle eines natürlichen Verbündeten der Deutschen gegen den Kommunismus, und die Feindseligkeiten zwischen den deutschen Truppen und den Tschetniki wurden so gut wie eingestellt. Also drückte man im Fall Kovacevic die Augen zu und entliess den Kaufmann stillschweigend. Schwend dürfte allerdings bei dieser diskreten Erledigung der Affäre nachgeholfen haben, denn er war auf Kovacevic schon lange aufmerksam geworden; nach den Schilderungen, die man ihm von Kovacevic geliefert hatte, musste es sich um eine Figur handeln, die zur Mitwirkung am «Unternehmen Bernhard» geradezu vorbestimmt schien. Schon kurze Zeit nach der Entlassung Kovacevics setzte Schwend diesen gerissenen Geschäftsmacher tatsächlich im Rahmen seiner Absatzorganisation ein. Er traute seinem neuen Mitarbeiter natürlich keinen Augen-

blick, denn er wusste, dass es für diesen Mann den Begriff der «politischen Zuverlässigkeit» überhaupt nicht gab. Aber es ging ja auch nicht um geheimdienstliche Aufträge, sondern ausschliesslich darum, falsche Pfundnoten zu möglichst guten Preisen an den Mann zu bringen. Und das verstand KovaSevic ausgezeichnet; seine Geschäftsverbindungen reichten bis in den vorderen Orient, wo er überall Freunde und Bekannte besass, die dem gleichen Typus zugehörten wie er.

Bald hatte Kova2evic, in allen Sätteln gerecht, auch Kontakt mit der Führung der kommunistischen Partisanen. Er dachte gar nicht daran, das vor Schwend zu verbergen, im Gegenteil, er dürfte es gewesen sein, der Schwend als erster darauf aufmerksam gemacht hat, dass sogar mit diesem Lager Pfundgeschäfte zu machen seien, und Schwend hat diese Anregung, wie wir bereits wissen, durchaus nicht verworfen. Freilich hat KovaSevic mit den Tito-Partisanen auch Abschlüsse getätigt, von denen er seinem deutschen Partner nichts erzählte; Schwend konnte nämlich später feststellen, dass die kommunistischen Freischärler Bernhard-Pfunde besaßen, die nicht von ihm stammten, also, wie die Dinge lagen, nur aus einer Transaktion mit KovacSevic herrühren konnten. Dieses Musterbild eines Balkankaufmanns verhielt sich jedenfalls in der Tat «überparteilich»; er ging bei Tito, Mihajlovic, Nedic und der deutschen Gestapo ein und aus und war überall gern gesehen, offenbar, weil er jedem etwas zu bieten hatte.

Es ist nicht verwunderlich, dass Kova2evic bei solchen Gaben zu den wenigen Bernhard-Agenten zählte, für die das Geschäft mit den falschen Pfundnoten mit dem deutschen Zusammenbruch keineswegs zu Ende ging. Jetzt machte es sich bezahlt, dass er sich auch mit kommunistischen Partisanenführern gut gestellt hatte, was bei ihm gleichzeitig auch bedeutete, dass er sie durch Beteiligung an lukrativen Geschäften in eine gewisse Abhängigkeit von sich brachte. So bedeutete die Errichtung des Tito-Regimes für ihn keine Katastrophe. Einer seiner Freunde in den neuen Regierungskreisen war der derzeitige Innenminister Rankovic. Er stammte aus kleinsten Verhältnissen und bediente sich gern der Hilfe des weltgewandten Kova2evic, um sich nach den mageren Jahren im Walde bei Belgrad eine Villa ganz im Stil der verhassten westlichen Plutokraten einzurichten. Rankovic ist ein England-Feind, und so

wird es ihm nicht allzu schmerzlich sein, seine Prinzipien als Tito-Kommunist mit der Beteiligung an den Falschpfund-Transaktionen Kovacevics in Einklang zu bringen – wurde doch durch diese Geschäfte Grossbritannien geschädigt, das bis zuletzt noch versucht hatte, Tito um die Früchte seines Sieges zu bringen. Rankovic stattete Kovacevic auch mit Papieren aus, die es ihm ermöglichten, nach Italien zu reisen, wo damals noch Ercoli-Togliatti als Minister in der römischen Regierung sass. In Italien brachte es Kovacevic noch fertig, grössere Bestände der «weissen Ware» zu sammeln; er schaffte sie nach Belgrad, worauf deren gewohnte Verwertung längere Zeit weitergehen konnte.

Der andere hohe Gönner des Kaufmanns Kovacevic in Regierungskreisen war der Industrieminister und Vorsitzende der jugoslawischen Planungskommission, Andrija Hebrang. Hebrang war orthodoxer Kommunist und galt wohl mit Recht als bevorzugter Vertrauensmann des Kreml in Belgrad; er war von Anfang an bestrebt, die jugoslawische Wirtschaft nach dem sowjetischen Vorbild umzubauen und sie nach den Lieferbedürfnissen der Sowjetunion auszurichten.

Aber diese lange Zeit so nützliche Freundschaft mit Hebrang sollte Kovacevic zum Verhängnis werden. Er wurde gleichsam ein unbeteiligtes Opfer des Streites zwischen Tito und Moskau. Als es im Gefolge des Bruches der Jugoslawen mit dem Kominform zu einer Auseinandersetzung auf Leben und Tod zwischen Rankovic und Hebrang kam, erhob Rankovic gegen seinen Widersacher die Beschuldigung, er sei ein Agent der Gestapo in Jugoslawien gewesen, und als Verbindungsmann habe er dabei Kovacevic benutzt. Der wehrte sich leidenschaftlich gegen diese lebensgefährliche Anklage; da ihn aber der gestürzte Hebrang nicht mehr schützen konnte, verschwand er im Gefängnis. Ein zurückgekehrter deutscher Gefangener hat berichtet, dass Kovacevic dort, noch 1948, an «Herzschlag» gestorben ist. Kovacevic war ein kerngesunder Mann, der schon manch andere Stürme überstanden hatte, ohne etwas von einem Herzfehler zu verspüren. Wenn man nach dem alten kriminalistischen Grundsatz vorgeht und die Frage «Cui-bono?» aufwirft, ergibt sich sogleich, dass Kovacevics plötzlicher Tod am meisten dem Innenminister Rankovic gelegen kam. Musste er doch befürchten, dass Hebrang versuchen würde, sich zu recht-

fertigen, und dass er dabei Rankovics Falschpfundgeschäfte aufdecken würde. Der einzige Zeuge, der Hebrangs Angaben bekräftigen konnte, war aber Kovacevic.

Der Fall des allzu tüchtigen Herrn Kovacevic beweist wieder einmal, dass es für einen Geschäftsmann nicht gut ist, sich mit Machthabern einer Diktatur in intime Geschäftsbeziehungen einzulassen.



« . . . Wenn man einmal berichtet hatte, dass Dokumente von historischer Bedeutung um den enormen Preis von dreihunderttausend Pfund Sterling erworben wurden, dann sollte sich füglich auch das Nachwort diesem Rahmen anpassen.

Die aussergewöhnliche Geschichte Ciceros, der für seine gefährliche Tätigkeit diese Riesensumme erhielt, die weit mehr als einer Million Dollar entsprach, steht allein schon wegen dieser enormen Summe über den bisher bekannt gewordenen Spionage fällen aller Zeiten. Ganz abgesehen von der Bedeutung seiner Gegenleistung, wobei es nichts zu sagen hat, ob deren Wert auf deutscher Seite auch erkannt wurde und welches Resultat sich daraus ergab. Ich will jetzt nur allein von jenem aussergewöhnlichen Betrag sprechen. Denn er enthält das letzte Rätsel.

Ich habe nämlich bisher ein Geheimnis verschwiegen. Nun ist es Zeit, dass ich auch diesen Schleier lüfte. Mit ihm zerreisst ein anderer.

Ich habe Monate später, nachdem ich Cicero zum letztenmal gesehen hatte, erfahren, dass die an ihn ausbezahlte Summe von rund dreihunderttausend Pfund Sterling wertlos war. Cicero, der reiche Cicero, der dem Dritten Reich für Geld seine unschätzbaren Dienste anbot, war am Ende seiner halsbrecherischen Tätigkeit fast genau der gleiche arme Teufel wie zuvor. Die Pfundnoten Kaltenbrunners waren falsch. Made in Germany.

Sie waren Fälschungen, trotz der von mir ohne Wissen der Berliner Dienststellen eigenmächtig veranlassten Prüfung durch die Bankfachleute in Istanbul. Ich muss zu deren Ehrenrettung hinzufügen, dass die Fälschungen von so hoher Qualität waren, dass sie auch andere Banken als echt ansahen. Bis ein besonders gewissenhafter Schweizer Bankfachmann, der ihnen keineswegs a priori die Echtheit absprach, der aber ganz sicher gehen wollte, die Noten an die Bank von England zur Prüfung einsandte. Erst dort wurden die Fälschungen als solche erkannt . . .»

Aus dem Nachwort von Ludwig C. Moyzisch's Buch «Der Fall Cicero», erschienen im Verlag «Die Quadriga», Frankfurt a. M., 1950.

Im Dezember 1943 berief Kaltenbrunner eine Tagung aller Balkanfachleute des deutschen politischen Geheimdienstes nach Wien ein. Hauptzweck dieser Zusammenkunft war die Unterrichtung über die politischen Pläne des neuen Reichsbevollmächtigten für den Südostraum, des Gesandten Hermann Neubacher, dessen Stellung etwa mit der eines «Obergesandten», wie ihn manche nannten, oder eines Koordinators und Inspektors der diplomatischen

Missionen dieser Region zu definieren war. Neubacher, ein Meister der Rede und der Kunst, zu überzeugen, hielt ein grossangelegtes Referat über sein Konzept, und der ihm eigene Optimismus (der erst in der letzten Phase des Krieges einer um so schwächeren Depression wich) steckte alle Teilnehmer an, nicht zuletzt auch Kaltenbrunner. Der zeigte an diesem Tag besonders gute Laune, eine Gelegenheit, die ich, meinem oft bewährten taktischen Grundsatz folgend, auch nach Kräften ausnützte, um seine Unterstützung in einer Reihe von schwierigen Fällen zu erbitten. Er gewährte sie, ohne Einwendungen zu machen.

Gegen Abend meldete sich bei Kaltenbrunner ein Kurier aus Berlin. Er war auf dem Weg nach Ankara und hatte seine Reise in Wien unterbrochen, um von Kaltenbrunner und Schellenberg, der sich Neubachers Expose ebenfalls angehört hatte, Weisungen für den «Hauptvertrauensmann» des Amtes VI in der Türkei einzuholen. Der Kurier überreichte Kaltenbrunner und Schellenberg eine kleine Messingdose, in deren dunkelblaues Samtfutter ein kleiner Schlüssel eingebettet war, dem Anschein nach ein Tresor- oder Autoschlüssel. Kaltenbrunner zeigte ihn mir mit den Worten: «Dieser Schlüssel öffnet uns den Zugang zu den wertvollsten feindlichen Dokumenten, die der deutsche Geheimdienst in diesem Krieg je erhalten hat.» Er äusserte sich nicht näher, aber Schellenberg nahm mich beiseite und erzählte mir, was es mit diesem Schlüssel für eine Bewandnis hatte.

Jener Hauptvertrauensmann des Amtes VI in der Türkei war zur Tarnung in den Beamtenapparat der deutschen Botschaft in Ankara eingebaut. Er wurde auf der Diplomatenliste als Attaché geführt, unterstand aber Schellenberg und hatte den Rang eines SS-Majors. Ludwig Moyzisch, so hiess der «Attaché», bewährte sich bald als tüchtiger Nachrichtenmann; er verstand es, ergiebige Informationsquellen zu erschliessen. Trotzdem war es Schellenberg nicht leicht gefallen, Moyzisch zu «halten». Wegen seiner eigentümlichen Doppelstellung war Moyzisch nämlich dem Kreuzfeuer einander befehlender Instanzen – das deutsche Regierungssystem nahm bekanntlich gerade während des Krieges immer mehr den Charakter eines Kampfes aller gegen alle an – in besonderem Mass ausgesetzt. Im Rahmen der Botschaft, der Moyzisch beamtenrechtlich angehörte, wenn er auch keinen Geschäftsbereich in



Schloss Labers bei Meran, «Hauptquartier» des «Unternehmens Bernhard»



Kaltenbrunners Dienstsitz in Alt-Aussee

dieser diplomatischen Behörde hatte, war der Botschafter von Papen sein Dienstvorgesetzter. Papen, der bekanntlich selbst in früheren Zeiten geheimdienstliche Erfahrungen hatte sammeln können, zeigte für Moyzischs Tätigkeit grosses Verständnis. Er liess es ihn nicht entgelten, dass Ribbentrop seinen Botschafter in Ankara nicht um das Einverständnis mit der Entsendung Moyzischs gebeten und vermutlich diese Tarnmassnahme genehmigt hatte, um Herrn von Papen zu ärgern. Dieser aber musste wieder verlangen, dass Moyzisch ihn über alle wichtigen Vorkommnisse und nachrichtendienstlichen Ermittlungen direkt und persönlich informieren sollte. Das aber wollten weder Schellenberg noch Kaltenbrunner, der sich ebenfalls persönlich interessiert zeigte, dulden. Eine Beilegung dieser Kompetenzkonflikte war unmöglich; Moyzisch blieb nichts anderes übrig, als zwischen den eifersüchtigen Instanzen geschickt zu laviieren.

Zu all dem kam, dass Moyzisch es nicht allein mit den hochmögenden Männern, die alle seine Berichte in erster Hand haben wollten, zu tun hatte, sondern auch mit seinem unmittelbaren Dienstvorgesetzten im Amte VI, dem Abteilungsleiter für die Türkei und den Nahen Osten. Das war ein etwas steifer, streng korrekter Norddeutscher, der für den Charme und die Leichtigkeit des Wieners Moyzisch durchaus nichts übrig hatte. In der Tat wies Moyzisch so gut wie kein Merkmal des in der SS bevorzugten Menschentyps auf; eine Zeitlang wurde er sogar «aus rassischen Gründen» abgelehnt und, obgleich er in den Diensten des Reichssicherheitshauptamtes stand, nicht in die SS aufgenommen. Man warf ihm vor, dass er «niemals ein richtiger Nazi» gewesen sei und auch seine Aufnahme in die NSDAP nur dem weltanschaulich ebenfalls verdächtigen Bundeskanzler der österreichischen Anschlussregierung, Seyss-Inquart, verdankte. Erst der grösste seiner Erfolge deckte diese Mängel gleichsam zu; Kaltenbrunner schob alle Bedenken beiseite und verfügte Moyzischs Aufnahme in die SS, jetzt aber sogleich als Sturmbannführer (Major). Nun war seine Stellung so stark, dass er sogar den Verrat seiner Sekretärin ohne nachteilige Folgen für seine Person überstehen konnte, obgleich solche Fälle sonst fast immer auch den Dienstvorgesetzten angelastet wurden.

Jener grösste Erfolg Moyzischs ist der Öffentlichkeit als «Un-

ternehmen Cicero» – der Name stammte von dem humanistisch gebildeten deutschen Botschafter – bekannt geworden. Was mir Schellenberg damals (es war in dem bekannten Wiener Lokal «Stadtkrug», dem abendlichen Treffpunkt der «Bonzen») anvertraute, war eine der erstaunlichsten Spionage-Affären, die es je gegeben hat. Moyzisch war mit einem gewissen Eliaza Bazna, dem albanischen Kammerdiener des britischen Botschafters Knatchbull-Hugessen, in Verbindung gekommen. Bazna, Deckname «Cicero», besass einen Schlüssel zum Panzertresor seines Chefs und photographierte die darin aufbewahrten Geheimdokumente. Auf diese Weise war Moyzisch unmittelbar nach den alliierten Konferenzen von Kairo und Teheran in den Besitz authentischer Berichte über den Verlauf der dortigen Verhandlungen gekommen.

Aber Ribbentrop wollte einfach nicht glauben, dass es sich um echte Dokumente handelte; vermutlich deswegen nicht, weil das, was er daraus erfuhr, nicht in sein Konzept passte: Er setzte auf die Entzweiung der Alliierten untereinander und konnte Nachrichten, die das Gegenteil bewiesen, nicht brauchen. Statt also glücklich darüber zu sein, dass er einen unmittelbaren Einblick in die Pläne des Gegners erhielt, setzte er alles daran, zu «beweisen», dass Cicero ein Agent des englischen Geheimdienstes sei, der die Deutschen mit sogenanntem Spiel-Material in Verwirrung setzen sollte. Schellenberg, der mit einer vielleicht schon zu hohen Dosis jenes Misstrauens begabt war, das an sich dem Geheimdienstmann ansteht, setzte mir mit grosser Gründlichkeit auseinander, was für Ribbentrops Theorie sprechen könnte, führte aber dann auch alle Gegenargumente an, wobei sich sehr eindrucksvoll zeigte, dass die Annahme der Zuverlässigkeit Ciceros und der Echtheit seiner Dokumente die bei weitem wahrscheinlichere war.

Im Grunde gab es nur ein einziges Verdachtsmoment gegen Cicero, das ernsthaft geprüft werden musste: Die phototechnischen Experten von VIF hielten es für ausgeschlossen, dass man mit Aufnahmen aus der Hand, wie sie Cicero gemacht haben wollte, derart scharfe und exakte Bilder erhalten konnte. Diese Skepsis wurde noch dadurch verstärkt, dass auf einer der Aufnahmen deutlich die Finger des Photographierenden zu sehen waren. Cicero erklärte es damit, dass er zum Photographieren nur eine Hand brauche. Das aber hielten die Fachleute für beinahe ausgeschlos-

sen; mit einer deutschen Leica, wie sie Cicero zur Verfügung hatte, kann man kaum einhändig photographieren, erst recht nicht in der Richtung nach unten, wenn sich das Objekt auf einem Tisch oder einem Sessel befindet. Schellenberg zog aber aus dieser Unstimmigkeit nicht den Schluss, dass Cicero falsches Spiel mit uns treibe, sondern dass er, obschon er das Gegenteil behauptete, einen Mitarbeiter in der Botschaft hatte. Die Frage wurde niemals völlig geklärt, aber Schellenbergs Meinung hatte ohne Zweifel viel für sich.

Schellenberg und Kaltenbrunner interessierten sich auch für die Motive des albanischen Kammerdieners. Aber hier kamen sie nicht weiter, denn sie konnten sich nicht vorstellen, dass Ciceros einziger Beweggrund der Geldgewinn sein könne. In ihrem Bestreben, den Fall auch psychologisch aufzuklären, richteten sie ständig entsprechende Fragen an Moyzisch, die dieser natürlich, wenngleich in verfeinerter und vorsichtiger Form, an Cicero weitergab. Der offenbar sehr intelligente und ausserdem schlaue Levantiner muss sehr bald gemerkt haben, was man von ihm hören wollte, und erfand daher eine tragische Geschichte: Sein geliebter Vater sei bei einer Jagd von einem Engländer erschossen worden, und diesen leichtfertig verschuldeten Tod wolle er nun an den Engländern rächen. So primitiv diese Hintertreppen-Story auch war – in Berlin zog sie. Alle Beteiligten gaben sich mit dieser Aufklärung zufrieden, ausgenommen Ribbentrop, der, von Rechthaberei und wohl auch von Ressortneid getrieben, die Richtigkeit der Cicero-Meldungen auch weiterhin nicht anerkennen wollte.

Zu der Zeit, als ich in Wien mit Schellenberg sprach, war das gewichtigste der Argumente, das für Ciceros Zuverlässigkeit sprach, noch nicht bekannt: es bestand darin, dass in einem von Cicero gelieferten Dokument das Datum des ersten Bombenangriffes auf Sofia, die bulgarische Hauptstadt, enthalten war und dass die Aktion tatsächlich an diesem Tag erfolgte. Dass die Engländer eine solche Information den Deutschen bewusst vorgespielt hätten, nur um sie von der «Echtheit» Ciceros zu überzeugen, ist kaum anzunehmen – bestand doch die Gefahr, dass Dutzende von britischen Fliegern abgeschossen wurden, wenn sich die deutsche Luftabwehr auf den geplanten Angriff entsprechend

vorbereiten konnte. Aber auch schon damals in Wien konnte mir Schellenberg bei weitem hinreichende Echtheitsproben, die für Cicero sprachen, angeben. So stimmte der Inhalt eines von Cicero fotografierten Dossiers über die Konferenz von Casablanca genau mit Informationen überein, die das Amt VI von anderer Seite erhalten hatte. Freilich, der letzte Rest von Zweifel wurde erst behoben, als nach dem Krieg durch Erinnerungswerke und andere Veröffentlichungen die Verhandlungen und Ergebnisse der alliierten Konferenzen bekannt wurden. Was da zutage kam, deckte sich völlig mit dem, was der deutsche Geheimdienst seinerzeit durch Ciceros Dokumente erfahren hatte. Er war also kein besonders raffinierter britischer, sondern ein deutscher Agent.

Die Beweggründe des Albaners waren allerdings keineswegs, wie es Kaltenbrunner und Schellenberg so gern gehört hätten, «ideeller» Art. Er wollte nicht etwa «England-Hass» abreagieren, sondern einfach Geld verdienen und reich werden. Als Moyzisch bereitwillig Honorare bezahlte, die selbst in diesem Gewerbe aussergewöhnlich waren, schraubte Cicero seine Forderungen immer höher. So erhielt er im Ganzen etwa 300.000 Pfund – dass sie falsch waren, ahnte er natürlich nicht. Dennoch dürfte die Version, dass Cicero erst einige Zeit nach dem deutschen Zusammenbruch auf die Wertlosigkeit seiner Entlohnung kam und sein Fall somit der des moralisch zu Recht betrogenen Betrügers sei, nicht zutreffen. Es gibt Gründe für die Annahme, dass Cicero Gelegenheit hatte, noch vor dem Ende des Krieges zumindest einen beträchtlichen Teil der in der Türkei damals leicht absetzbaren Bernhard-Pfunde gegen echte Devisen oder, was noch wahrscheinlicher ist, nach orientalischer Art gegen Pretiosen einzutauschen. Das hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als Cicero wohl kaum nach dem Verrat des Spionage-Unternehmens durch Moyzischs Sekretärin und nach dem Eintritt der Türkei in den Krieg noch länger im Land geblieben sein wird. Die Presse-Nachricht, Bazna wolle die Bundesrepublik auf Bezahlung von 300.000 Pfund verklagen, war gewiss nur ein ernst genommener, also erfolgreicher Aprilscherz.

Knatchbull-Hugessens Tresorschlüssel, dessen Nachbildung, nach einem Wachsabdruck Ciceros angefertigt, Kaltenbrunner so zereemoniös-symbolisch überreicht worden war, leistete dem Agenten



und dem deutschen Geheimdienst noch gute Dienste. Hätte Moyzischs Sekretärin nicht der Gegenseite ihr Wissen über das Unternehmen Ciceros mitgeteilt, so wäre diese Nachrichtenquelle wohl bis zum Ende des Krieges ergiebig geflossen. Schellenberg hatte sogar schon einen Plan ausgearbeitet, nach dem Cicero auch nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei und dem Abzug oder der Internierung des Botschaftspersonals noch weiter für den deutschen Geheimdienst hätte arbeiten sollen; auch eine entsprechende Verbindungslinie war vorgesehen.

Aber selbst wenn Cicero wirklich seine Lieferungen fortgesetzt hätte, wäre der Schaden für England nicht besonders gross gewesen. Denn die mit Blindheit geschlagene Führung des Dritten Reiches, vor allem Hitler und Ribbentrop, wollte einfach nicht an die Echtheit des Materials glauben. Vielleicht war Hitler, und ähnlich Ribbentrop, «unterschwellig» davon überzeugt, dass Ciceros Dokumente authentisch waren – aber er unterdrückte dieses innere Wissen, weil es sich mit seinem «fanatischen Glauben» an den Endsieg nicht in Einklang bringen liess. Denn die Alliierten behandelten in Casablanca ebenso wie in Kairo und Teheran ihren Endsieg als eine ausserhalb jeden Zweifels völlig feststehende Tatsache. Sie durften nicht recht haben, mehr noch: sie durften dergleichen nicht einmal gedacht, geschweige denn gesagt haben. So unterblieb denn die Nutzenanwendung aus den einzigartigen Informationen, die wir durch Cicero erhalten hatten.

Moyzisch aber sollte mit dem Fall Cicero auch nach dem Krieg noch genug Ärger haben. Sein Buch wurde bekanntlich von einer der grössten amerikanischen Firmen verfilmt, mit James Mason in der Rolle Ciceros. Moyzisch, der in dem Film natürlich auch auftritt, wird dort von einem Wiener Schauspieler, den man eigens dafür engagiert hatte, als Halbtrottel dargestellt, und Moyzisch hatte keine Möglichkeit, diese Verzerrung, die ihn in ein ganz falsches Licht brachte, zu korrigieren.

Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler erliess anlässlich des Heldengedenktages am 11. März 1945 einen Aufruf an die Deutsche Wehrmacht, in dem er einleitend die Vorgeschichte der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935 schilderte und sodann Folgendes ausführte:

*«Die jüdische Allianz zwischen Kapitalismus und Bolschewismus, die heute Europa bedroht, hat unterdes den Schleier von den gigantischen Rüstungen zur Vernichtung unseres Kontinents weggezogen. Trotzdem hat das Deutsche Reich, von den meisten seiner Verbündeten schmählich verraten, nunmehr fast schon sechs fahre lang militärischen Widerstand geleistet und Erfolge von einmaliger Grösse errungen. Wenn sich auch jetzt das Schicksal scheinbar gegen uns geschworen hat, so gibt es doch keinen Zweifel, dass mit Standhaftigkeit und Mut, mit Beharrlichkeit und Fanatismus diese Rückschläge wieder – wie so oft – überwunden werden. Es gibt keinen grossen historischen Staat der Vergangenheit, der sich nicht in ähnlichen Lagen befunden hat: Rom im zweiten Krieg gegen die Karthager, Preussen im Siebenjährigen Krieg gegen Europa. Dies sind nur zwei Beispiele von vielen. Es ist deshalb mein unabänderlicher Entschluss, und es muss unser allgemeiner unverrückbarer Wille sein, der Nachwelt kein schlechteres Beispiel zu geben, als es die Vorwelt uns gegenüber getan hat. Das Jahr 1918 wird sich deshalb nicht wiederholen. Wir alle wissen, was das Schicksal Deutschlands sonst sein würde. Vom Siegesrausch betrunken, haben es unsere Gegner klar bekanntgegeben: Ausrottung der deutschen Nation! Heute, da sich zum zehnten Mal die Zeit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht jährt, gibt es nur ein Gebot: mit verbissener Entschlossenheit alles zu tun, um den Gefahren zu trotzen, die Wende wieder herbeizuführen und zu dem Zweck die Widerstandskraft unseres Volkes und die seiner Wehrmacht materiell und geistig zu stärken. Ebenso gross muss aber unser Fanatismus in der Vernichtung derjenigen sein, die sich dem zu widersetzen versuchen. Wenn eine grosse Nation wie die deutsche mit einer fast 2.000jährigen Vergangenheit sich niemals den Glauben an den Erfolg nehmen lässt, sondern fanatisch ihre Pflicht erfüllt, ganz gleich, ob gute oder schlechte Zeiten kommen, dann wird am Ende der allmächtige Herrgott seinen Segen nicht versagen. Es fällt in der Geschichte nur, was als zu leicht befunden wird, und der Gott der Welten hilft nur dem, der sich selbst zu helfen entschlossen ist! Was unserem Volke bevorsteht, erleben wir schon jetzt in grossen Feilen des Ostens und in vielen Gebieten des Westens. Was wir daher zu tun haben, ist*

*jedem klar: so lange Widerstand zu leisten und auf die Feinde zu schlagen, bis sie am Ende müde werden und doch zerbrechen! Es erfülle deshalb jeder seine Pflicht!»*

Gegen Ende des Krieges erschien in der internationalen Presse immer häufiger das Wort «Alpenfestung». Die deutsche Führung, so glaubte man, habe sie errichtet, und zwar nach dem Muster des «Reduit» um das Gotthard-Massiv, das der Schweizer Generalstab für den Fall eines deutschen Angriffs auf die Neutralität des Landes vorbereitet hatte. Die deutsche Wehrmachtsführung, so erwartete man, werde dort den Kampf im Sinn der Hitlerschen Parole «Niemals kapitulieren!» fortsetzen, und man gab ihr die Chance, dass sie diese letzte Stellung in der westösterreichisch-süddeutschen Alpenzone schon wegen der Schwierigkeit des Geländes, das den Einsatz von Panzer- und Luftwaffe nur in beschränktem Mass gestattet, lange werde halten können.

Der Erfinder des suggestiven Namens war der einfallsreichste Propagandist des Dritten Reiches, Dr. Goebbels. Als im Sommer 1944 in der alliierten Presse die ersten Meldungen von einer deutschen Defensivstellung in den Alpen auftauchten, wurde dabei noch der Ausdruck Reduit verwendet. Damals erteilte Goebbels der deutschen Presse – lediglich mündlich – die geheime Weisung, dass sie zu dem Thema «Alpenfestung» keine Stellung nehmen solle. Seit diesem Goebbels'schen Runderlass erst gibt es das Wort und den Begriff Alpenfestung. Wie er zum ersten Male in die alliierte Presse eingedrungen ist, lässt sich nicht ermitteln; vermutlich hat der gut unterrichtete westalliierte Geheimdienst von jener Anordnung des Reichspropagandaministeriums erfahren. Erst später förderte Goebbels selbst die feindliche Diskussion über die Alpenfestung und den Gebrauch des von ihm erfundenen Ausdrucks. Im Dezember 1944 nämlich gab er eine zweite, wieder streng geheime und nur mündliche Dienstanweisung zu dem Gegenstand heraus. Danach durfte die deutsche Presse auch weiterhin nichts über die Alpenfestung schreiben, denn eine offizielle Nachricht über den Aufbau einer Verteidigungsstellung mitten in Deutschland musste den «Siegesglauben» der deutschen Bevölkerung tief erschüttern und den «Defaitismus» fördern, auch wenn eine solche Meldung nur als Erwägung einer Möglichkeit verfasst war. Dafür sollten aber alle Verbindungen benutzt werden,

um Nachrichten über die deutschen Vorbereitungen zu einer starken Alpenfestung in die neutrale Presse zu lancieren, und so die alliierte Wehrmachtsführung zu beunruhigen. Goebbels hat sogar Anfang 1945 nach sicheren Informationen einen eigenen kleinen Stab aufgestellt, dessen einzige Aufgabe es war, erfundene Angaben über die deutschen Alpenfestungspläne auf allen möglichen Wegen zur Kenntnis des Feindes zu bringen. Goebbels hatte Erfolg; wie wir heute wissen, hat die alliierte Wehrmachtsführung die Möglichkeit eines letzten deutschen Verteidigungskampfes in einer Alpenfestung, besetzt von deutschen Elite-Einheiten, durchaus ernstgenommen und mit Generalstabsvorbereitungen zur Eroberung dieser letzten, gewaltigen «Igelstellung» begonnen.

In Wirklichkeit hat Hitler niemals ernstlich an die Errichtung eines Alpenreduits gedacht. Heute dagegen hat der Gedanke einer Alpenfestung seinen festen Platz in den strategischen Überlegungen der militärischen Experten und Generalstäbe in West und Ost. Wenn die Truppen der atlantischen Koalition die österreichischen Hochalpen mit einem ausreichenden Vorfeld im Besitz haben, kann die rote Wehrmachtsführung keinen Vorstoss über den Rhein nach dem Kanal riskieren: die Flankenbedrohung wäre zu gross. Aus diesem Grunde hat auch die kommunistische Presse Österreichs in den vergangenen Jahren jedes vermeintliche Anzeichen militärischer Defensivvorbereitungen in diesem Raum, das die kommunistischen Beobachter und Agenten erspäht zu haben glaubten, gross herausgebracht, und der sowjetische militärische Geheimdienst hat sich mit besonderer Gründlichkeit und beträchtlichem Aufwand der Überwachung des in Rede stehenden Gebiets gewidmet. Es ist daher durchaus nicht abwegig, sondern im Gegenteil als so gut wie sicher anzunehmen, dass die plötzliche Bereitschaft der Sowjetunion, den solange verzögerten Staatsvertrag um den Preis der strikten Neutralität Österreichs zu unterzeichnen, unter anderem auch durch den Wunsch motiviert war, den neuen Alpenfestungs-Plänen des Westens ein für allemal ein Ende zu bereiten. Moskau rechnet ohne Zweifel jetzt damit, dass es im Kriegsfall das Gebiet der verhinderten Alpenfestung sehr rasch in Besitz nehmen und so den Vormarsch auf den Atlantik ungefährdet vollziehen könne. Gewiss hat sich auch die NATO-

Führung bereits auf diese neue Situation umgestellt; die Idee der «Alpenfestung» ist also trotz allem noch lange nicht erledigt...

Sogar zwischen der «Alpenfestung» und dem «Unternehmen Bernhard» bestand ein Zusammenhang, der bisher unbekannt geblieben ist. Um ihn zu schildern, muss etwas weiter ausgeholt werden.

Während meiner Budapester Zeit war es mir gelungen, ein enges Verhältnis zur ungarischen militärischen Abwehr und ganz besonders zur Funkabwehr herzustellen. Auf diese Weise wurde ich in Stand gesetzt, schon nach kurzer Zeit einen überraschend hohen Prozentsatz des internationalen diplomatischen Funkverkehrs zu kontrollieren.

Die ungarischen Dechiffreure waren wegen ihrer ausserordentlichen Leistungen berühmt. Sie setzten die Tradition der ausgezeichneten Dechiffrier-Abteilung des Abwehrdienstes der alten k. u. k. Armee würdig fort. Der berühmteste Dechiffreur des Ersten Weltkrieges war der österreichische Reservehauptmann Figl gewesen. Die Gestapo hatte ihn 1938, ebenso wie den Chef des österreichisch-ungarischen Kundschafterdienstes, Generalmajor Ronge, verhaftet; aber es war mir möglich gewesen, ihm durch das im Dritten Reich kaum je versagende Mittel der «Beziehungen» wieder die Freiheit zu verschaffen. Das war noch zu der Zeit, als der politische Geheimdienst von dem SS-General Jost geleitet wurde, und ich konnte Jost sogar so weit bringen, dass er Figl bei der neu eingerichteten Funkabteilung des Amtes VI als Dechiffreur beschäftigte. Er sass nun in einer Villa am Wannsee und lehrte eine junge Generation die hohe Kunst des Dechiffrierens. Immer noch war er darin unübertroffen; wenn einmal keiner der Fachleute von VI F weiterkommen konnte, schloss sich Figl mit den Unterlagen nebst einer gewaltigen Kanne Kaffee und einigen Päckchen Zigaretten so lange ein, bis er die Lösung gefunden hatte. Es gab kaum ein Chiffrier-System, das ihm auf die Dauer widerstehen konnte.

Die aussergewöhnlichen Leistungen des ungarischen Funkabhördienstes wurden mit einem Mindestmass an Mitteln erzielt. Die betreffende Einheit wurde als Funkabhör-Bataillon bezeichnet; sie gehörte zur zweiten Abteilung des Honved-Generalstabs, wie die Abwehr offiziell hiess. Das Budget für den tech-

nischen Betrieb – abgesehen von der üblichen Versorgung der Truppe, die keineswegs viel besser gestellt war als andere Formationen – belief sich auf nur hunderttausend Pengö monatlich, nicht einmal siebzigtausend Reichsmark. Und dennoch lieferte der ungarische Funkabwehrdienst Material, das an Qualität alles überragte, was die vergleichbaren deutschen Stellen zustandebrachten, trotz dem überdimensionierten «Forschungsinstitut» Görings, trotz dem «Seehaus-Dienst» des Auswärtigen Amtes und der Funkabwehrstellen von Wehrmacht, SD und Polizei. Als mich der Chef der ungarischen Abwehr, Generalstabsoberst Kuthy, selbst bei seinem Funkdienst einführte und mich durch die Räume geleitete, hatte ich noch gar keinen vollständigen Überblick über diese Arbeitsleistung. Aber schon damals konnte ich den Übersichtsmeldungen der Dechiffrier-Abteilung, die mir Kuthy zeigte, entnehmen, dass das dort aufgeschlossene Abhör-Material der Quantität nach dem Dreifachen, der Qualität nach (wenn man hier Zahlenverhältnisse anwenden kann) dem Zehnfachen dessen entsprach, was die offiziellen Verbindungsleute der deutschen Abwehr des Amtes VI von den Ungarn offiziell erhielten.

Oberst Kuthy, der seinen Fehler bemerkte, beeilte sich, mir eine Erklärung für diese enorme Differenz zu geben. Es war eine recht mittelmässige Ausrede: manchmal werde vergessen, die Ergebnisse der Nachtschicht in den Berichten mitzuverwerten, so dass diese Funksprüche immer erst am nächsten Tage in die Übersichtsmeldungen aufgenommen werden könnten; darauf sei der grosse Umfang des Meldungsregisters zurückzuführen. Aber diese Behauptung diente wohl nur der notdürftigen Wahrung des Gesichts, denn ich konnte auch in der Eile leicht sehen, welches System die Ungarn bei der Auswahl des Materials für uns befolgten: Sie gaben uns den Funkverkehr mit den neutralen Staaten sowie einige verhältnismässig unbedeutende Feindmeldungen, während sie uns die interessantesten Stücke, nämlich die Funksprüche der alliierten diplomatischen Missionen, vorenthielten.

Ich war entschlossen, auf inoffiziellem Weg zu beschaffen, was ich auf dem offiziellen nicht erlangen konnte. Schon am Abend des Tages meiner Einführung beim Funkabhör-Bataillon sass ich mit dem Kommandeur dieser Einheit, einem Major Bibo, in einem verschwiegene Budapester Kaffeehaus zusammen. Der Charakter

des Offiziers war leicht zu durchschauen. Wie fast alle Funkspezialisten war er ein Fanatiker seiner Arbeit; seine Gedanken kreisten nur um sie und um die Frage, wie er seine Abhör-Organisation und ihre Leistungen verbessern könnte. Sogar von seinem schmalen Majorsgehalt (die ungarischen Offiziere waren recht schlecht bezahlt) zweigte er noch Gelder ab, um seine privaten Versuche und Basteleien finanzieren zu können. Sein sehnlichster Wunsch war, einmal wirklich grosszügig wirtschaften, vor allem gewisse Ersatzteile und Rohstoffe, die er nötig brauchte, einkaufen zu können, eventuell auch im Ausland, wo man rundfunktechnisch in manchen Dingen weiter war.

So hatte ich es nicht schwer, nach einigen Stunden Gesprächs einen Pakt mit ihm zu schliessen. Ich versprach, die erforderlichen Geldmittel beizustellen, und Bibó wollte mir dafür eine eigene Funkstelle und die besten Dechiffreure, natürlich im organisatorischen Rahmen seines Abhör-Bataillons, zur Verfügung stellen: sie sollten speziell jene Funklinien überwachen, die mir interessant erschienen.

Am nächsten Tag sprach ich bei dem Ministerpräsidenten Sztojáy vor. Ich konnte von ihm, dem alten k. u. k. Offizier, der zwar für den Nationalsozialismus nichts übrig hatte, aber als unbedingter Antibolschewist an der Seite Deutschlands auszuharren entschlossen war, die Genehmigung dieser Zusammenarbeit erreichen. Damit war Major Bibó gedeckt, und das war nötig, denn auf die Dauer konnte unsere Vereinbarung, zu deren Realisierung ja sichtbare Massnahmen gehörten, nicht verborgen bleiben, und dann hätte man mit dem Eingreifen des Obersten Kuthy rechnen müssen.

Dieser verzieh mir meinen Coup niemals; er versuchte ständig, mir, wo er nur konnte, Schwierigkeiten zu machen. Kuthy war ein Vertrauensmann Horthy's; er ging als solcher später zu den Russen über und wurde Stellvertreter des Honved-Ministers in der Regierung des Generalobersten Miklos-Dálnoki. Aber die Russen trauten ihm ebensowenig wie allen anderen Überläufern der Horthy-Garnitur. Sie bedienten sich seiner, so lange sie ihn zu benötigen glaubten, dann aber verschwand er aus der Öffentlichkeit, und man hat von ihm nie wieder etwas gehört.

Mit einer wahren Blütenlese dechiffrierten Nachrichtenmaterials

aus Bibos Dienststelle meldete ich mich einige Tage später bei Schellenberg in Berlin. Ich glaubte, mich kurz fassen zu können, und sagte nur: «Bitte, lies das, und wenn du solches Material laufend haben willst, lass mir fürs erste durch die Kasse hunderttausend Schweizer Franken anweisen.» Aber ich hatte wieder einmal die Reaktion Schellenbergs, den ich doch so gut zu kennen glaubte, falsch vorausberechnet. Von dem Material war er zwar sehr angetan, aber er weigerte sich strikt, eine «Konkurrenz» seiner Funkabteilung im Ausland zu finanzieren. Als ich diesen ungemein engherzigen und kurzsichtigen Behörden-Standpunkt mit verschiedenen Argumenten angriff, vor allem, indem ich Schellenberg versicherte, das ungarische Material würde ausschliesslich ihm und seinen Fachleuten, aber niemand sonst zugänglich gemacht werden, gab mir Schellenberg endlich die wahren Gründe seiner Ablehnung zu erkennen. Hitler hatte sich erst kurz vorher in heftigster Weise über die Unzuverlässigkeit der Ungarn geäussert, weil sie immer wieder neue Versuche unternähmen, «aus dem Krieg auszusteigen», und nun fürchtete Schellenberg, dass Hitler von dieser neuen Zusammenarbeit einer seiner Dienststellen mit den Ungarn Kenntnis erhalten und ihn als Verantwortlichen massregeln könnte.

Ich konnte also trotz allen Bemühungen von ihm kein Geld zur Finanzierung des ungarischen Abhör-Bataillons bekommen. Aber wir einigten uns schliesslich wenigstens darauf, dass ich meine Absichten in eigenem Wirkungskreis und unter eigener Verantwortung verwirklichen und dafür auch meine normalen Budget-Mittel verwenden durfte. Schellenberg hatte dabei natürlich den Hintergedanken, dass es mir diese verhältnismässig knappen Mittel nicht erlauben würden, so viel zu erübrigen, um ausser dem üblichen Routinebetrieb auch noch Sonderleistungen des ungarischen Funkabhördienstes zu bezahlen – aber er dachte dabei nicht an meine guten Beziehungen zu Schwend.

Zu eben diesem begab ich mich sogleich von Berlin aus. Binnen einer Stunde hatte ich die hunderttausend Schweizer Franken «zur Verrechnung», und später erhielt ich noch weitere Beträge – bis ich Anfang 1945 wirklich verrechnete. Ein unerwartet grosser Erfolg gestattete mir nämlich das Wagnis, meine illegalen Finanzierungsverfahren einzugestehen.



Das Darlehen des «Unternehmens Bernhard» ermöglichte es mir, meine Budapester Funkpläne energisch voranzutreiben. Wenn ich das Ziel, das ich mir selbst gesteckt hatte, trotzdem nicht erreichen konnte, so lag das an der Roten Armee, deren rascher Vormarsch mir nicht die nötige Zeit zur Vervollkommnung meines Apparates liess. Schon ein halbes Jahr nach dem Beginn der Zusammenarbeit mit Bibó musste ich samt der neu eingerichteten Funkstelle von Budapest nach Ödenburg an der österreichischen Grenze «ausweichen» und weitere drei Monate später befand ich mich bereits mitten in der angeblichen Alpenfestung. Trotz der Kürze der Zeit, die uns noch gesetzt war, konnte aber durch das Budapester Sonderunternehmen eine Fülle von wichtigem Nachrichtenmaterial beschafft werden (womit ich die Grenzen meiner Zuständigkeit überschritt, denn es war mir natürlich untersagt, mich mit den Angelegenheiten von Ländern zu befassen, die nicht zum Bereich meiner Abteilung gehörten). Ohne die Gelder des «Unternehmens Bernhard» aber wäre die ganze Aktion undurchführbar gewesen.

Durch die grosszügige Finanzierung des ungarischen Funkabhörsdienstes sollte zunächst einmal erreicht werden, dass eine genügend grosse Anzahl von Empfängern aufgestellt und ständig in Betrieb gehalten werden konnte, um bestimmte Funklinien von besonderer Bedeutung pausenlos zu überwachen und auch neue dauernde Funkverbindungen zu ermitteln. Für die Dechiffrierung war durch die ungewöhnliche Leistungsfähigkeit der ungarischen Spezialmannschaft hinreichend gesorgt. Das zweite Ziel, das ich verfolgte, war, mit Hilfe ungarischer Funker möglichst viele Funkstellen im neutralen Ausland einzurichten. Sie sollten den Kurierverkehr wenigstens zum grössten Teil ersetzen. Es war nämlich im Jahr 1944 bereits sehr schwierig geworden, Kuriere sicher ins Ausland zu bringen, und man konnte leicht voraussehen, dass sich die Hindernisse noch vermehren würden. Daher sollten Kuriere nur noch eingesetzt werden, um grundsätzliche Weisungen, neue Codes und Geld zu überbringen; die Meldungen und die laufenden Anweisungen der Zentrale indes sollten auf dem Funkweg befördert werden.

Die Funküberwachung des Majors Bibó konzentrierte sich nun auf den Raum Moskau. Bisher waren die von Moskau ausgehen-

den Funksprüche nur in geringem Umfang erfasst worden; jetzt aber sollte auf meine Bitte hin der Abwehrdienst hier lückenlos werden. Das bedeutete eine Überfülle von Arbeit. Die Funktätigkeit im Moskauer Gebiet war nämlich ungemein rege; alle diese zahlreichen Funksprüche mussten aufgenommen, dechiffriert, nach der Wichtigkeit gruppiert und schliesslich ausgewertet werden. Innerhalb weniger Monate war es so weit, dass ein zumindest nicht unwesentlicher Teil der Funkmeldungen der ausländischen diplomatischen Vertretungen in Moskau an ihre Regierungen abgefangen und entziffert werden konnte. Sämtliche Sendungen zu dechiffrieren, ist allerdings niemals gelungen, vielleicht, weil die englische und die amerikanische Botschaft gleichzeitig mit verschiedenen Codes arbeiteten, vielleicht auch, weil eine Verschlüsselungsmaschine benutzt wurde, was die Entzifferung bekanntlich, wenigstens damals, unmöglich machte. (Heute soll in den Vereinigten Staaten eine Entschlüsselungsmaschine konstruiert worden sein, die mit Hilfe des «Elektronengehirns» auch solche Telegramme «auflösen» kann.) So blieb immer ein sehr beträchtlicher Prozentsatz der aufgenommenen Funksprüche unaufschliessbar, und es ist anzunehmen, dass sich darunter besonders wichtige Nachrichten befanden. Dennoch enthielt auch jener Teil der Funksprüche, die uns zugänglich wurden, wertvolle Informationen. Gegen Ende des Krieges besserte sich die Ausbeute noch, und zwar dank eines neu eingestellten Dechiffreurs, der aussergewöhnliche Fähigkeiten besass. Am widerstandsfähigsten waren die Funksprüche der Briten und Amerikaner; von den Mitteilungen der Franzosen konnte schon ein höherer Prozentsatz entschlüsselt werden, und den Funkverkehr der türkischen Botschaft in Moskau vermochten wir fast in seinem gesamten Umfang mitzulesen. Türkischer Botschafter in der sowjetischen Hauptstadt war damals Sarper, ein erfahrener und ungemein geschickter Diplomat, vermutlich einer der bestinformierten Ausländer in der Sowjetunion während des Krieges, wenn nicht überhaupt der bestinformierte. Dank seiner Tätigkeit war das türkische Aussenministerium, wie durch Moyzisch bekannt geworden war, über die Vorgänge im Kreml und insbesondere über die wechselnden Spannungen im Verhältnis Russlands zu den westlichen Alliierten ausgezeichnet und mit exakten Details unterrichtet. Offiziell teilten die Türken

natürlich dem deutschen Botschafter von Papen von ihrem Wissen nur mit, was ihnen zweckdienlich erschien. Es wäre nun möglich gewesen, aus dem Vergleich zwischen dem, was der Botschafter Sarper nach Ankara meldete (und die ungarische Funkabwehr vollständig erfasste), und dem, was der türkische Außenminister dem Botschafter von Papen erzählte, wertvolle Rückschlüsse auf die Außenpolitik der Türkei zu ziehen. Aber zu einer so subtilen Geistesarbeit war Ribbentrop nicht imstande, und seine Untergebenen, die das vermochten, durften keine Auffassungen äussern, die den dogmatischen Konstatierungen des «Herrn RAM» widersprachen. Ribbentrop wollte von seinen Mitarbeitern nur hören, was er selbst bereits glaubte.

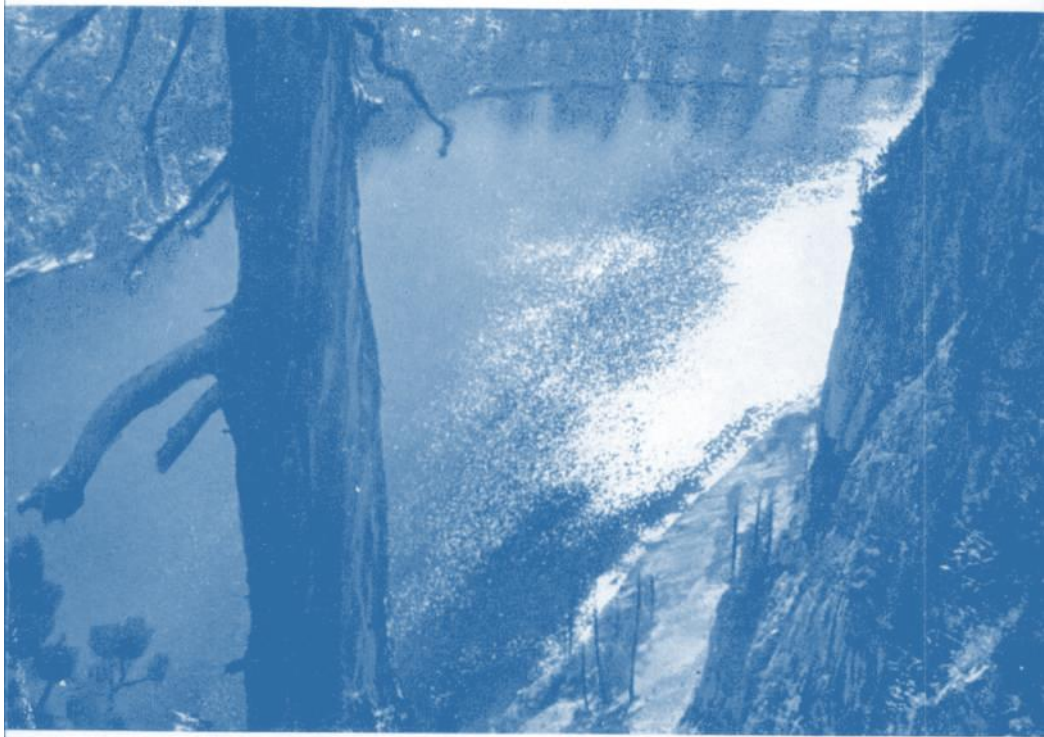
Vielen Berichten des Botschafters Sarper war zu entnehmen, dass Stalin und sein engster Kreis von einem tiefen und unüberwindlichen Misstrauen gegen ihre Alliierten erfüllt waren und dass sie ständig in der Angst lebten, der Westen könnte hinter dem Rücken Moskaus mit den Deutschen Frieden machen. Es scheint auch, dass der sowjetische Geheimdienst überall in der Welt die Anweisung hatte, an erster Stelle seine Aufmerksamkeit etwa bestehenden oder neu hergestellten Kontakten zwischen deutschen und westalliierten Mittelsleuten zuzuwenden; jedes Anzeichen, das in diese Richtung weisen konnte, musste sogleich und vordringlich gemeldet werden. Gerade in der Zeit, als der Funkverkehr Sarpers aufgeschlossen wurde, schienen derartige Meldungen in Moskau eingetroffen zu sein, denn der türkische Botschafter gebrauchte in seinen Telegrammen Wendungen, die nicht anders gedeutet werden konnten. Die Russen mussten danach des Glaubens sein, dass die von ihnen so gefürchteten Fühlungen tatsächlich statgefunden hatten. Freilich konnte es sich, nach unseren Feststellungen, nur um Phantasiegebilde oder voreilige Kombinationen ängstlicher oder auch übereifriger sowjetischer Agenten handeln, die vielleicht nach Moskau melden wollten, was man dort offenbar gerne hörte. Dagegen waren die eigenen Wahrnehmungen Sarpers durchaus realistisch. Einzelheiten können nicht angegeben werden, da sonst Gefahr bestünde, dass manche der damaligen Informanten auch heute noch blossgestellt würden. Sie mussten jedenfalls hohe Stellungen bekleidet haben, sonst wäre es Sarper nicht möglich gewesen, schon während des Krieges

so exakt voraussagen, welche Richtung die sowjetische Politik nach 1945 einschlagen werde.

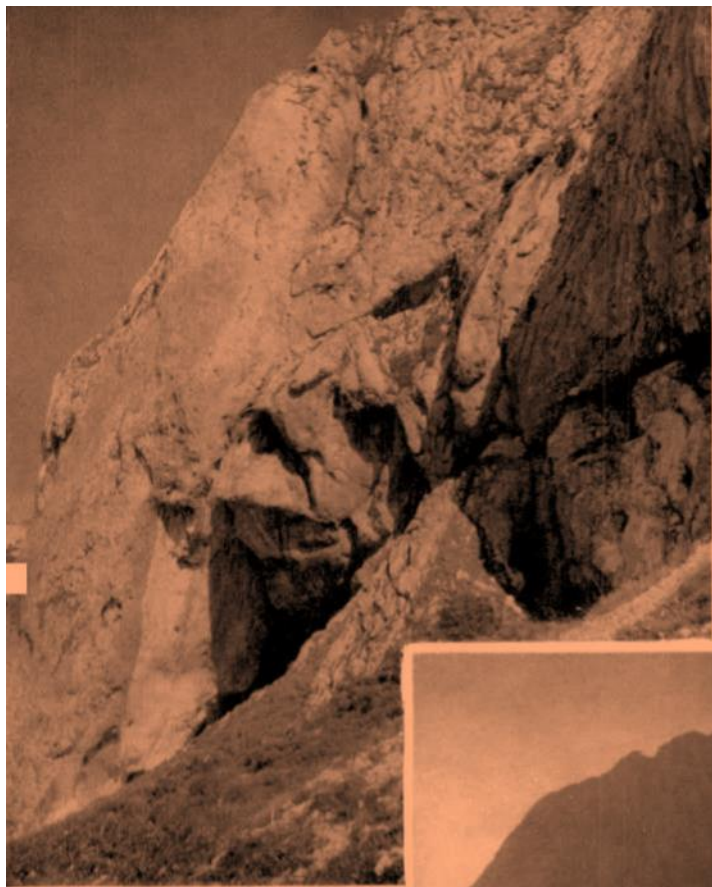
Ebenso gut war auf seinem Sondergebiet der türkische Militärattaché in Moskau informiert. Nach dem Zeugnis General Jodls – ich sprach mit ihm darüber gelegentlich eines gemeinsamen Bades im Nürnberger Gefängnis – gehörten die Berichte dieses Offiziers, die wir ebenfalls bis Kriegsende aufnehmen und dechiffrieren konnten, zu den wertvollsten Nachrichten, die der deutschen militärischen Führung über Russland jemals zur Kenntnis kamen. Aber gerade diese Meldungen wurden von Hitler, wie Himmler einmal erzählte, nicht ernstgenommen: was der türkische Militärattaché, mit exaktem Zahlenmaterial belegt, über das sowjetische militärische Potential berichtete, passte nicht in seine «Intuitionen», und darum wollte er es nicht wahrhaben. Er sagte Himmler sogar, dass er überzeugt sei, es handle sich bei den mitgehörten Funksprüchen in Wirklichkeit um Spielmaterial des Secret Service, dazu bestimmt, das deutsche Wehrmachtsoberkommando zu verwirren und zu bluffen. Er ging von dieser Meinung lange Zeit nicht ab und nahm es auch nicht zur Kenntnis, dass der Inhalt der aufgefangenen Meldungen in vielen Fällen durch Informationen aus anderen Quellen einwandfrei bestätigt wurde.

Die Bedeutung der von den Ungarn dechiffrierten Funktelegramme soll gewiss nicht überschätzt werden – aber in dem einzigen Jahr der Zusammenarbeit mit den Ungarn wurden auf diese Weise mindestens hundert Nachrichten beschafft, wie sie der normale Geheimdienst nur ganz selten erlangen kann. Wäre der ungarische Abhördienst mit unserer Hilfe bereits bei Kriegsbeginn systematisch aufgebaut worden, dann wäre die deutsche Führung von Anfang an über die Absichten und die Möglichkeiten des Gegners bei weitem besser unterrichtet gewesen, als es tatsächlich der Fall war. Aber es ist fraglich, ob das zu anderen, weiseren Entschlüssen geführt hätte. Vermutlich hätten auch die besten Informationen, wenn sie Hitlers Vorstellungen von der Wirklichkeit nicht entsprachen, keine praktischen Wirkungen gehabt; er verliess sich mit seiner «nachtwandlerischen Sicherheit» lediglich auf seine Eingebungen.

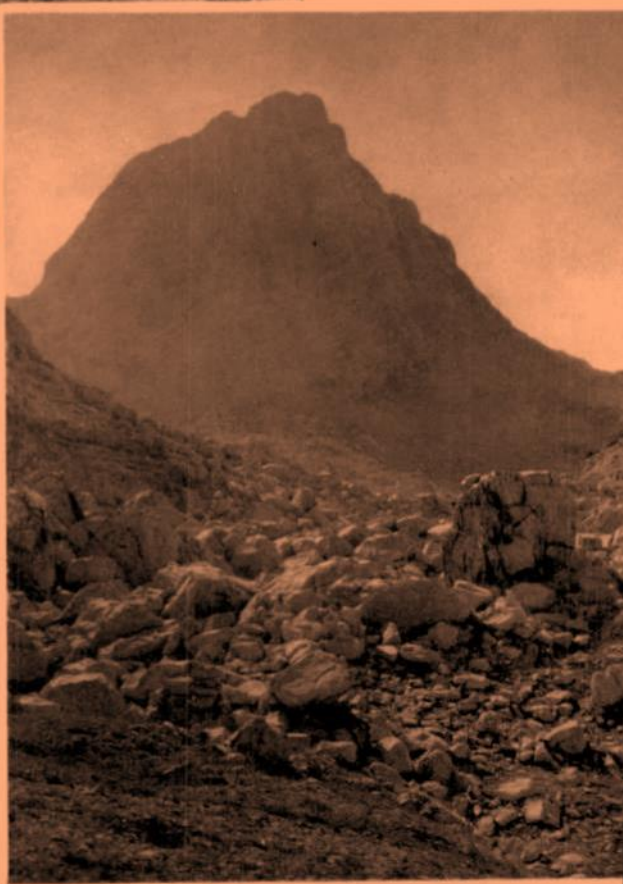
Während es Oberst Kuthy, abgesehen von unserem «Einbruch»



Der Toplitzsee



Das Tote Gebirge —  
hier wurden die Pfund-  
und Dollardruckplatten  
gesucht



in seine Funkabhörsstelle immer wieder verstand, engere Zusammenarbeit des deutschen Geheimdienstes mit der «Zweiten Abteilung» des Honved-Generalstabs zu verhindern, zeigte er sich überraschend entgegenkommend, wenn es galt, ungarische Funkagenten für Einsätze im Ausland zur Verfügung zu stellen. Binnen drei Monaten hatten wir in allen wichtigen neutralen Staaten gut getarnte und ergiebig arbeitende Agentenpositionen aufgebaut. Das kostete natürlich grosse Summen, und der Plan hätte nie verwirklicht werden können, wenn Schwend nicht wieder grosszügige Hilfe geleistet hätte. So kostete, da alles von uns ausgegebene Geld aus dem «Unternehmen Bernhard» stammte, unsere Aktion die Reichsfinanzen in Wirklichkeit nicht einen Pfennig. Schwend freilich kam langsam bei VI Wi mit seinen Abrechnungen ins Gedränge.

Da unsere Hauptarbeitsrichtung die Sowjetunion sein sollte, erhob ich keine Einwendungen dagegen, dass sich die ins neutrale Ausland geschickten Vertrauensleute hier und dort den «Freien Ungarn» anschlossen. Worauf es allein ankam, war verlässlich antikommunistische Gesinnung, und Major Bibó selbst, der seinerzeit an der Niederwerfung von Bela Kuns Räteregime 1919 führend beteiligt gewesen war (weswegen er seit 1945 von Rakosis Häschern eifrig gesucht wurde), hatte ja diese Männer ausgewählt. Man konnte daher nicht annehmen, dass sie die sowjetische Seite irgendwie begünstigen würden. Kuthy selbst allerdings spielte uns einen bösen Streich.

Kuthy hatte mir den ungarischen Militärattaché in Ankara, einen Oberst Hatz, ganz besonders angelegentlich empfohlen; Hatz könne mich bei der Einrichtung der auch dort geplanten Funk- und Informationsstelle vorzüglich beraten. Vorsichtshalber erkundigte ich mich bei unserem Türkeireferat in Berlin nach diesem Offizier. Ich wurde eindringlich vor ihm gewarnt: es sei erwiesen, dass er in der Türkei mit dem britischen und dem amerikanischen Geheimdienst zusammengearbeitet habe. Das sagte ich Hatz bei unserer ersten Zusammenkunft auf den Kopf zu. Er machte zu meiner Überraschung gar keinen Versuch, den Tatbestand zu leugnen; im Gegenteil, er erzählte mir ziemlich offen, dass er bei seinen britischen und amerikanischen Partnern in der Türkei Leute gefunden habe, die ebenso antikommunistisch seien wie wir. Mit

solchen westalliierten Vertretern Kontakt zu haben, sei doch aus politischen Gründen von Vorteil und ausserdem entspreche es den Richtlinien, die er von Horthy erhalten habe. Diese Erklärung klang beruhigend; war es doch unwiderleglich, dass man in der Türkei im Jahr 1944 nicht gleichzeitig gegen die Sowjets und gegen die Westalliierten geheimdienstlich arbeiten konnte. Trotzdem vermied ich es, die in der Türkei eingesetzten Vertrauensleute in engeren Kontakt mit Hatz zu bringen; seine vielen persönlichen Verbindungen zur Gegenseite blieben undurchsichtig, und so musste Vorsicht geübt werden. Je mehr Hatz in mich drang, wir sollten uns doch seiner Erfahrungen und Möglichkeiten bedienen, desto zurückhaltender wurde ich. Der Gehilfe des Obersten Hatz in Ankara, ein junger Generalstabshauptmann, sollte auf Vorschlag Kuthys für unseren Funkdienst nach Schweden gehen. Ich finanzierte zwar das Projekt und stellte dem Offizier, der ein vorzüglich ausgebildeter Funker war, auch das nötige Gerät zur Verfügung, aber da mein Misstrauen einmal erweckt war, schloss ich den von ihm betreuten Stützpunkt nicht an eine andere, bereits vorhandene Linie nach Stockholm an. Nicht einmal mit meiner Zentralfunkstelle liess ich ihn verkehren, sondern ich wies ihn unter einem Vorwand an, sich direkt an die Funkzentrale der Zweiten Abteilung anzuschalten. Freilich, die Informationen, die mir Oberst Kuthy, mit der Angabe, sie kämen von diesem Offizier, vorlegte, hätten mich beinahe in meiner Vorsicht wieder wankend gemacht – sie waren nämlich ungewöhnlich wertvoll.

Inzwischen kam aber der Tag des Kapitulationsangebotes Horthys an die Russen, der 15. Oktober 1944. Oberst Kuthy, obgleich ohne Zweifel überzeugter Antikommunist, glaubte dem Befehl des Reichsverwesers gehorchen zu müssen und hatte diesem seinen technischen Apparat zur Aufnahme des Kontakts mit dem sowjetischen Oberkommando zur Verfügung gestellt. Auch Hatz war, wohl im letzten Augenblick, aller Wahrscheinlichkeit allein von masslosem Ehrgeiz angetrieben, in die Verschwörung eingetreten. Als Horthys Coup misslungen war, liefen sowohl Kuthy wie Hatz auf die andere Seite über. Der erste wurde Staatssekretär im Kriegsministerium der neuen bolschewistenhörigen ungarischen Regierung, der zweite, der sich jetzt, vielleicht, weil er mit seinem



deutschen Namen auch seine ganze Vergangenheit abstreifen wollte, HÁtszeghy nannte, wurde mit dem Posten eines stellvertretenden Generalstabschefs der von den Sowjets kontrollierten neuen ungarischen Armee belohnt. Aber die Sowjets misstrauten beiden; nach einiger Zeit wurde Hatz-Hátszeghy auf russisches Verlangen pensioniert, und bald darauf verschwand er für immer in einem sowjetischen Gefängnis. Später wurde auch Kuthy abgesetzt; über sein Schicksal ist nichts Genaues bekannt.

Meine Vorsicht war also sehr angebracht gewesen. Da der von uns finanzierte Abhördienst auch gegenüber Kuthy hinreichend abgedeckt war und ich Hatz mit seinem Assistenten ferngehalten hatte, konnte keiner der beiden den Sowjets brauchbare Informationen geben.

Nach Aufbau der Funkstellen, also nach Sicherung des Übermittlungswegs, konnte darangegangen werden, auch Nachrichtenagenten hinauszuschicken. Allerdings waren in einigen Fällen die Funker, sozusagen in Personalunion, geheimdienstlich tätig; die Ungarn hatten, im Gegensatz zur deutschen Praxis, immer schon Wert darauf gelegt, ihren Agenten, soweit möglich, eine ordentliche Funkausbildung zu geben. Aber da sich die Kriegslage mehr und mehr zu Ungunsten Deutschlands änderte, kamen unsere meisten Planungen nicht über das Anfangsstadium hinaus. Angesichts dieser Situation war es das Zweckmässigste, das Hauptgewicht der Arbeit auf jene Staaten zu legen, die entweder schon von der Roten Armee überrannt waren oder denen dieses Schicksal unmittelbar bevorstand, also Ungarn selbst, Rumänien und Bulgarien. Für Ungarn wurde ein sogenanntes «I-Netz» (Invasionsnetz) gründlich vorbereitet; später wurden dann noch mehrere Funkstellen und Nachrichtenlinien in Jugoslawien und Albanien organisiert. Auch in Griechenland gab es einen neu eingerichteten Stützpunkt; er meldete sich aber niemals bei der Zentrale – möglicherweise technischer Mängel wegen, wahrscheinlich aber, weil unser Agent zu den einrückenden Engländern übergegangen war. Mit allen übrigen Funkstellen dauerte der Kontakt bis Kriegsende; auch die Nachrichtennetze in Schweden und der Türkei lieferten bis zuletzt zum Teil ausgezeichnetes Material über Russland.

Nach Jahresmitte 1944 bot sich ein höherer ungarischer General-

Stabsoffizier mit langen Ausländserfahrungen im militär-diplomatischen Dienst an, in einem neutralen Land, das hier unbezeichnet bleiben soll, einen Funkposten einzurichten. Major Bibo kannte den Offizier seit der gemeinsamen Zeit auf der Kriegsschule und war mit ihm freundschaftlich verbunden. Aber auch Bibos warme Empfehlung behob das Misstrauen, das ich von Anfang an empfand, nicht. Nach meiner Meinung wollte sein Kamerad lediglich die Chance nützen, noch rechtzeitig vor dem Zusammenbruch ins neutrale Ausland zu kommen, und zwar sogar mit Geld für einige Zeit ausgestattet. Trotzdem akzeptierte ich das Angebot, ohne mir im Grunde etwas davon zu erwarten. Aber zu meiner Überraschung nahm der neue Agent schon nach kurzer Zeit den Funkverkehr mit uns auf und begann, selbstbeschaffte Nachrichten zu übermitteln. Das hätte mich dazu veranlassen können, meine Skepsis aufzugeben; aber dennoch schwand mein Misstrauen nicht, es orientierte sich sozusagen nur nach einer anderen Richtung. Ich fragte mich nämlich, wie es möglich sein konnte, dass der ungarische Offizier schon so bald Informationen erlangte, die Verbindungen zu führenden Personen voraussetzten. Um derartige Kontakte herzustellen, braucht auch der tüchtigste Agent längere Fristen. Wir forderten den ungarischen Offizier also auf, uns seine Informatoren zu nennen. Bereitwillig – und auch das war für mich ein Verdachtsgrund – ging er auf unser Verlangen ein: es handelte sich durchwegs um Bekannte aus seiner Tätigkeit als Gehilfe des ungarischen Militärattachés in dem betreffenden Land. Schellenberg liess die Meldungen durch alle zuständigen Experten gründlich überprüfen; sie kamen zu dem Ergebnis, dass die Nachrichten echt und kein Spielmaterial seien. Selbst der übervorsichtige Leiter des Amtes VI war nun völlig beruhigt; er schätzte es sehr, in diesem ungarischen Mitarbeiter eine zusätzliche Nachrichtenquelle gewonnen zu haben, denn die Ergiebigkeit seines eigenen geheimdienstlichen Apparats ging infolge der Kriegsergebnisse immer mehr zurück.

Eines Tages erhielten wir eine wahrhaft erregende Meldung von unserem ungarischen Generalstabsoffizier. Er behauptete, es sei ihm gelungen, mit einem Agenten in London Funkverbindung herzustellen. Das erschien mir besonders verdächtig: nach meiner Überzeugung konnte es sich da nur um einen Mann des engli-

schen Geheimdienstes handeln, der uns Spielmaterial zuschieben wollte, und der Ungar war entweder durch ihn getäuscht worden oder er steckte mit dem Engländer unter einer Decke. Auer Schellenberg, an Misstrauen sonst kaum zu übertreffen, widersprach dieser Auffassung. Er wollte vor allem einmal möglichst viel Material auf der neuen Linie erhalten, um es dann mit den Mitteln, die uns noch zu Gebote standen, auf seine Echtheit prüfen zu lassen. Da ich selbst während des ganzen Krieges mit nachrichtendienstlichen Aktionen gegen Grossbritannien oder die Vereinigten Staaten niemals etwas zu tun hatte, konnte ich kein eigenes Urteil über die Qualität der angeblichen Londoner Meldungen haben. Ich bat also die England-Amerika-Abteilung unseres Amtes, Fragen an den ungarischen Agenten auszuarbeiten, aus deren Beantwortung hervorgehen musste, ob die Informationen echt oder falsch waren. Diese Fragen, mehr als ein Dutzend, wurden an den Offizier weitergeleitet, was nur über eine Zwischenstation möglich war; er konnte, wie er angab, wegen der geringen Reichweite seines Funkgeräts nicht unmittelbar mit der Zentrale arbeiten, sondern musste sich der Vermittlung einer nähergelegenen Funkstelle unseres Netzes, die ebenfalls mit einem Ungarn besetzt war, bedienen.

Die Antworten fielen zur vollen Zufriedenheit unserer Sachverständigen und Schellenbergs aus. Befragt über die Motive, die einen britischen Staatsbürger Ende 1944 noch veranlassen konnten, den Deutschen Nachrichten zu liefern und auf diese Weise seinen Kopf zu riskieren, gab unser ungarischer Mitarbeiter an, der Betreffende hege aus rein persönlichen Gründen einen unbändigen Hass gegen alles Britische. Auch das erschien mir seltsam; ich musste an den Hintertreppenroman Ciceros denken. Auf unsere weitere Frage, ob der Londoner Agent etwa ein Ire sei, was seinen angeblichen Briten-Hass zur Not erklären konnte, kam die Auskunft, dass nähere persönliche Details aus Sicherheitsgründen nicht mitgeteilt werden könnten; man müsse immerhin mit der Möglichkeit rechnen, dass die Engländer ihrerseits unseren Funkverkehr überwachten, und man dürfe ihnen keine Anhaltspunkte zur Ermittlung unseres Vertrauensmanns geben. Gegen diese Antwort konnte kaum etwas eingewendet werden.

Kaltenbrunner und Schellenberg benutzten die neue Verbin-

ding, an der sie keinerlei Verdienst hatten, dazu, um das etwas beschädigte Ansehen ihrer Nachrichtenorganisation bei Hitler wiederherzustellen. Hitler liess sich die Meldungen des geheimnisvollen Agenten in London vorlegen und zeigte sich von deren militärischem Teil sehr beeindruckt. Er befahl Kaltenbrunner, zu veranlassen, dass der Britenhasser in der englischen Hauptstadt sich auf ein Gebiet spezialisieren sollte, das Hitler damals ganz besonders interessierte: auf die Wirkung der V-2. «Alois», das war der wenig attraktive Deckname des Mannes, sollte nur noch die Einschläge der V-2-Geschosse melden und alles andere beiseite lassen. Gleichzeitig sollte Alois mitgeteilt werden, dass er nach dem Kriege zur Anerkennung seiner gefährlichen Tätigkeit das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes erhalten werde und von der Reichsregierung jede beliebige finanzielle Unterstützung verlangen könne. Dieses Versprechen war zwar zu dem damaligen Zeitpunkt schon anachronistisch, aber es wurde befehlsgemäss weitergegeben. Als Antwort kam eine begeisterte Dankesäusserung – was mich zu der Vermutung brachte, dass sich der britische Geheimdienst einen Scherz mit uns erlaube.

Von Alois liefen nun in der Tat fast ausschliesslich Beobachtungen über V-2-Treffer ein; die politischen Nachrichten, die weit interessanter und wichtiger gewesen wären, traten ganz in den Hintergrund. Dennoch erhielten wir auch jetzt noch Informationen über reservierte Dinge; so gab Alois beispielsweise Auszüge aus Ansprachen und Debatten in Geheimsitzungen des Unterhauses durch. Diese Nachrichten zu beurteilen, war damals ungemein schwierig, und ebensowenig konnten wir, meiner Meinung nach, vollkommene Sicherheit erhalten, ob die gemeldeten Einschläge der V-2 den Tatsachen wirklich entsprachen. Der Sonderbeauftragte für die V-Waffen, SS-General Kammler, war allerdings von der Echtheit des Materials und damit auch von der Zuverlässigkeit unseres Agenten überzeugt. Unsere Nachrichten mussten auf Anordnung Hitlers von der zentralen Funkstelle unmittelbar an Kammler weitergegeben werden; und dieser liess sie überprüfen. Er hatte einen Offizier eigens dazu bestimmt, die von Alois mitgeteilten Einschlagstellen und -Zeiten laufend mit den Abschussdaten der einzelnen V-2-Geschosse zu vergleichen, und daraus ergab sich, so meinte wenigstens Kammler, mit dem ich im Februar 1945

in Salzburg einmal persönlich darüber sprach, dass die Angaben des Londoner Agenten zutreffend waren. Der Kontakt blieb bis zum Kriegsende aufrecht; auch Aufträge, die wir ihm auf Weisung Kammlers gaben, führte er, wie es schien, klaglos aus.

Meine Zweifel sind allerdings nie ganz zerstreut worden; sie meldeten sich nach dem Zusammenbruch erst recht, und auch heute, zehn Jahre nachher, wage ich es nicht, ein abschliessendes Urteil zu fällen. Vielleicht wird man später, wenn einmal die Protokolle der Geheimsitzungen des Unterhauses mit Churchills und seiner Mitarbeiter Reden veröffentlicht oder als historisches Material freigegeben sein werden, eine gewisse Überprüfungsmöglichkeit haben; die Angehörigen des deutschen Geheimdienstes, die damals die Informationen unseres Alois über diese Sitzungen gelesen haben, konnten gewiss genug Erinnerung daran bewahren, um noch nachträglich festzustellen, ob er uns irreführt hat oder nicht. Die bisher schon erschienene Memoirenliteratur und einschlägige Publikationen bieten noch keine konkreten Anhaltspunkte; aber man kann nicht leugnen, dass sie die Echtheit der Alois-Berichte keineswegs ausschliessen; im Gegenteil, man hat den Eindruck, dass die Ansprachen, die Alois an uns weitergab, tatsächlich in dieser Form gehalten worden sein konnten.

Wenn Alois aber tatsächlich ein Beauftragter des englischen Geheimdienstes gewesen sein sollte, dann kann er heute die Genugtuung haben, dass er den deutschen V-Waffeneinsatz weitgehend desorientiert hat. Denn die Zielrichtung der V-2-Geschosse wurde zum Grossteil nach den Angaben des Londoner Agenten festgelegt. Um eine solche Fehlleitung des V-2-Beschusses war der britische Geheimdienst damals, in den Monaten um die Jahreswende 1944/45, eifrig bemüht. Das lehrt auch das Beispiel des britischen Agenten Eddy Chapman, dessen Falschmeldungen über V-2-Einschläge an eine Stelle der militärischen Abwehr und von dort an den SS-General Kammler gingen. Diesen Informationen schenkte er aber seltsamerweise von Anfang an keinen Glauben, so dass sie unwirksam blieben.

Nach dem Verlust der Abschussbasen, womit die V-2-Aktion ihr Ende fand, wandte sich Alois wieder mehr der politischen Berichterstattung zu. Unsere Funkzentrale befand sich damals schon in Steyrling, einem Ort am Fuss des Toten Gebirges in Ober-

Österreich. Dorthin war auch die England-Amerika-Abteilung des Amtes VI übersiedelt, weil sie beinahe keine anderen Nachrichtenquellen mehr besass als Alois in London. Dieser berichtete unbeeinträchtigt weiter und weiter, und diese lebhafteste Informationstätigkeit wirkte in den Wochen unmittelbar vor dem deutschen Zusammenbruch wahrhaft gespenstisch. Wir konnten diese Funkgespräche zuletzt kaum noch den zuständigen Stellen übermitteln. Kaltenbrunner interessierte sich zwar ohnedies nicht mehr für sie, aber Schellenberg verhandelte damals mit dem Grafen Bernadotte und legte im Hinblick darauf jeder Nachricht aus England grösste Bedeutung bei. Gerade ihn konnten wir indes tagelang nicht mehr erreichen, seit er sich in der Gegend von Flensburg, wo bekanntlich auch Grossadmiral Dönitz seine Regierung bildete, aufhielt. Erst am 8. Mai, als sich amerikanische Truppen bereits am Eingang des Kremstals befanden, das nach Steyrling führt, gab unser Funker auf Weisung meines Adjutanten (ich selbst war in den letzten Wochen nur noch zu kurzen Besuchen nach Steyrling gekommen) auf dem üblichen Weg über die Zwischenstation unseres ungarischen Mitarbeiters einen Abschiedsfunkgespruch durch, dessen Empfang am gleichen Tag noch bestätigt wurde. Seitdem ist Alois in das Dunkel des vollkommenen Geheimnisses zurückgetreten.

Seit Herbst 1944 konnten wir auch die Berichterstattung der amerikanischen Gesandtschaft in Bern, soweit sie über den Funkweg ging, ziemlich lückenlos aufnehmen und dechiffrieren. Die von dem Gesandten Harrison gezeichneten Meldungen waren höchst unbedeutend; man musste sich wundern, dass ein Diplomat diesen Ranges ohne jeden Versuch einer Wertung und Kritik alles, was ihm an angeblichen Informationen über Deutschland zukam, an das State Department weiterleitete. Andere Meldungen jedoch fielen bald wegen ihrer inhaltlichen Ausgewogenheit und ihrer für die damalige Situation ungewöhnlichen Tendenz auf. Es konnte festgestellt werden, dass sie von dem Leiter des amerikanischen Geheimdienstes OSS für Mitteleuropa, Allan W. Dulles, stammten. Im Gegensatz zu fast allen anderen massgeblichen amerikanischen Persönlichkeiten schätzte er den sowjetischen Verbündeten der Vereinigten Staaten und seine Politik völlig richtig ein. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt den Gedanken, das Zustandekommen eines

Friedensgesprächs mit den Westmächten im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten zu fördern, bereits seit längerem aufgegeben. Jetzt aber stellte sich die Frage, ob man nicht versuchen sollte, Kontakt mit einem so realistisch denkenden Mann auf der anderen Seite zu bekommen. Natürlich konnte von einer Friedensvermittlung auf Remis-Grundlage nicht mehr die Rede sein, aber etwas anderes war möglich und konnte gerade in diesem Stadium der Ereignisse für die europäische Zukunft wichtig sein: Allan W. Dulles Unterlagen zu liefern, die das falsche Spiel der Sowjetunion gegenüber ihren Verbündeten erwiesen. Wenigstens den Versuch dazu zu machen, fühlte ich mich verpflichtet, und ich leitete die nötigen Schritte ein. Die Details dieser Bemühungen gehören nicht in den Rahmen dieses Buches; ich kam jedenfalls verhältnismässig bald in Verbindung zu einem wichtigen Mitarbeiter Dulles', dem britischen Konsul Leslie.

Schon nach wenigen Gesprächen mit ihm waren die Grenzen der noch bestehenden Verhandlungsmöglichkeiten abgesteckt. Nur ein enger Raum war noch verblieben. Sowohl die amerikanische wie die britische Wehrmachtsführung war zu diesem Zeitpunkt lediglich daran interessiert, einen etwa geplanten letzten Widerstand der deutschen Armeen in einer Alpenfestung zu verhindern. Die Interessen der Schweiz wiesen in die gleiche Richtung, wie ich bald feststellen konnte. Die Schweizer Grenze war damals bereits Deutschland gegenüber so gut wie völlig gesperrt. Aber der Chef der schweizerischen Polizei im Kanton St. Gallen, der gleichzeitig als Reservehauptmann dem schweizerischen militärischen Geheimdienst angehörte, hatte sich meiner angenommen; durch ihn wurde mir mehrmals die Einreise ermöglicht. Er informierte mich auch darüber, dass die Schweiz befürchtete, es könnten sich unmittelbar an ihrer Grenze vielleicht langandauernde Kämpfe zwischen alliierten Truppeneinheiten und den deutschen Verteidigern der Hochgebirgszone entwickeln, und dass sie daher alle Bestrebungen unterstützen werde, solche für sie bedrohlichen kriegerischen Ereignisse zu vermeiden.

Was mir mein Schweizer Freund nicht sagte, wusste ich aus anderer Quelle, nämlich einer zuverlässigen Agentenmeldung: Der amerikanische General Patton hatte danach dem Schweizer Generalstab im März 1945 mitteilen lassen, es werde sich, falls es zum

Kampf um die Alpenfestung käme, nicht vermeiden lassen, schweizerische Hochgebirgseinheiten einzusetzen, um ein Ausweichen deutscher Truppenverbände nach dem Westen zu verhindern. Wenn die Schweiz ein derartiges Ansinnen ablehnte, was sie im Ernstfall wohl getan hätte, so hätte sie damit rechnen müssen, dass die Alliierten Durchmarscherlaubnis verlangen würden, um über Schweizer Gebiet an den westlichen Eckpfeiler des angenommenen deutschen Reduits heranzukommen. Die Erteilung einer solchen Erlaubnis hätte aber die Verletzung der Schweizer Neutralität durch die Schweiz selbst bedeutet, und das Prinzip der Nicht-seiteiligung an fremden Kriegen ist von den Schweizern immer unbedingt ernstgenommen worden. Hätte also das kleine Land die befürchtete alliierte Forderung zurückweisen und ihre Grenzen gegen die Amerikaner und Franzosen verteidigen sollen? Vor dieses schwere Dilemma konnte der Schweizer Bundesrat jeden Tag gestellt werden, wenn es zu Kampfhandlungen im österreichisch-deutschen Alpengebiet kam; es ist nur zu begreiflich, dass die Schweizer eine Lösung herbeiwünschten, die eine solche Entwicklung ausschloss.

Diese problematische Situation inspirierte Kaltenbrunner zu einem Plan, den er mir Ende März 1945 in Alt-Aussee auseinandersetzte. Er vertraute mir an, was ich allerdings ohnedies schon wusste, dass keinerlei ernsthafte Vorbereitungen getroffen worden waren, um die Alpenfestung zu realisieren. Aber er glaubte, dass es möglich sei, binnen wenigen Wochen zumindest die Tiroler und Vorarlberger Hochalpenzone zur Verteidigung einzurichten; das Terrain war dank seiner natürlichen Beschaffenheit zur Defensive so gut geeignet, dass mit verhältnismässig geringem Aufwand eine starke Igelstellung beträchtlichen Umfangs angelegt werden konnte. Kaltenbrunner dürfte damals die Voraussetzungen eines wirksamen längeren Widerstandes systematisch geprüft haben. Ich begegnete beispielsweise bei Kaltenbrunner dem Generaldirektor der bekannten Steyr-Werke, Dr. Meindl, der bereits mit der Verlagerung dieser grössten österreichischen Waffenfabrik in weitläufige Höhlen am Hang eines Tiroler Gebirgstales begonnen hatte. Meindl, durchaus kein Phantast, versicherte Kaltenbrunner, dass an der neuen Produktionsstätte schon am 1. Mai, wenn auch zunächst nur in bescheidenem Umfang, mit der Herstellung von



Waffen begonnen werden könne. Ähnliche Zusagen, die für die Versorgung der kämpfenden Truppe und der Bevölkerung notwendig waren, hatte Kaltenbrunner auch von den Direktoren anderer Wirtschaftsbetriebe erhalten, natürlich vorab solcher, die seit jeher in Tirol und Vorarlberg ansässig waren. Kaltenbrunner glaubte also tatsächlich daran, dass in diesem Gebiet der letzte Kampf sehr lange fortgesetzt werden könne,- in den Hochalpen konnten die hochtechnisierten Armeen ihre Spezialwaffen kaum massiert einsetzen, und selbst die Luftbombardements würden keine entscheidenden Wirkungen haben, da alle lebenswichtigen Betriebe bereits unter die Erdoberfläche verlegt waren. Kaltenbrunner, sonst ein sehr nüchterner Mann, entwickelte beim Ausmalen der Chancen, die der Widerstand in seiner improvisierten Alpenfestung haben würde, erstaunliche Phantasie. Es kam ihm darauf an, mich davon zu überzeugen, dass es sich hier um einen durchaus realistischen Plan handle.

Aber Kaltenbrunner liess durchblicken, dass er diesen Trumpf aus der Hand geben würde, wenn die Alliierten ihm dafür Gegenleistungen böten. Er erwartete dabei in erster Linie die Genehmigung, sei es eine stillschweigende, sei es eine ausdrückliche, den Krieg gegen die Sowjets weiterzuführen. Seine Alpenfestung war also in erster Linie dazu bestimmt, sich ein Verhandlungsobjekt zu schaffen, für das ein hoher Preis gefordert werden konnte. Er dachte aber wenigstens in diesen Tagen sicher auch daran, die Alpenfestung wirklich zu verteidigen, wenn die Alliierten einen solchen Handel ablehnen sollten. Jedenfalls hatte er sich noch nicht endgültig entschieden, und so betrieb er, objektiv gesehen, ein doppeltes Spiel: einerseits traf er Vorbereitungen für den Endwiderstand, andererseits liess er die Verbindung zu patriotischen österreichischen Kreisen, die der Heimat diesen letzten verheerenden Kampf ersparen wollten, nicht abreißen. Er wusste, dass ich diese Bestrebungen, soviel an mir lag, unterstützte, und er duldete das überlegt.

Am 23. März begab sich Kaltenbrunner zu Hitler nach Berlin. Fast die ganze Nacht vor dem Antritt der Reise hatte ich mit ihm konferiert und ihn beschworen, von Hitler alle Vollmachten zu verlangen, damit er in Österreich in alleiniger Kompetenz autoritative Entscheidungen fällen konnte. Das schien deswegen nötig,

weil der deutsche militärische und politische Apparat bis zum Ende funktionierte und nur auf legitimen Befehl hin gehandelt wurde; wenn ausser Kaltenbrunner noch irgendeine andere Stelle zu Anordnungen auf österreichischem Gebiet berechtigt war, konnte hier keine einheitliche Aktion abrollen, und man musste, wenn es Gegenbefehle gab, unbeschreibliche Verwirrung befürchten. Himmler hatte Kaltenbrunner bereits alle Befugnisse abgetreten, die er als Reichsführer SS, Reichsinnenminister und Oberbefehlshaber des Ersatzheeres hatte; Kaltenbrunner konnte im südlichen Teil Deutschlands, sobald die alliierten Heere das Reichsgebiet in zwei Teile zertrennt haben würden, in dem noch besatzungsfreien Gebiet südlich des alliierten Korridors alle Anordnungen erlassen, für die Himmler bisher in diesen drei Kompetenzbereichen zuständig war. Auch die Gauleiter mussten in ihrer Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissare dem unbeschränkt bevollmächtigten Vertreter Himmlers Gehorsam leisten, wenngleich sie sonst ausserhalb dieses Befugnisbereiches nur von Hitler oder Bormann Befehle entgegennehmen wollten.

Aber da waren auch noch die Befehlshaber der Fronttruppen, die ihre Weisungen von Hitler selbst oder von dessen militärischem Stab erhielten. Der Oberbefehlshaber der Balkanarmee, Generaloberst Löhr, ein gebürtiger Österreicher, hatte sich zwar in einer Unterredung mit mir bereit erklärt, alles zu tun, um seiner Heimat die Fortführung eines sinnlos gewordenen Kampfes zu ersparen. Von Generaloberst Dr. Rendulic, ebenfalls einem Österreicher, dessen Armee noch an der Grenze Ungarns kämpfte, konnte, das zeigte eine erste Fühlungnahme, mit Fug und Recht eine ähnliche Haltung erwartet werden, und auch Feldmarschall Kesselring, der im Westen den Oberbefehl führte, war, ebenso wie sein Nachfolger in Italien, Generaloberst Vietinghoff, gewillt, überflüssige Opfer, durch die nichts mehr gewonnen werden konnte, zu vermeiden; das zeigte die vorzeitige Kapitulation der Italien-Armee. Was aber würden diese hohen Offiziere tun, wenn ihnen Hitler ausdrücklich befahl, den Widerstand in einer Alpenfestung fortzusetzen? Es war nach allen Erfahrungen durchaus nicht sicher, dass sie auch dann bei ihrem guten Willen bleiben und sich den Entschluss abringen würden, einer konkreten Anordnung Hitlers Trotz zu bieten. Man musste also zu verhindern suchen, dass es bei

den Generalen überhaupt zu einem Gewissenskonflikt kam, und darum hielt ich es für so wichtig, dass Kaltenbrunner auch die oberste Zuständigkeit für alle militärischen Entscheidungen, soweit sie den süddeutsch-österreichischen Raum betrafen, bekam. Kaltenbrunner leuchteten meine Argumente ein, schon deshalb, weil er allen Ernstes den Ehrgeiz hatte, als «Retter Österreichs» in die Geschichte einzugehen.

Freilich hatte er trotzdem den Gedanken nicht aufgegeben, durch Improvisierung einer verteidigungsfähigen Alpenfestung aus den Alliierten bessere Bedingungen herauszuholen. Aber auch dazu benötigte er militärische Vollmachten von Hitler; als Höchstkommmandierender der Alpenfestung musste er das Recht haben, den Frontgenerälen Befehle zu erteilen, die sich auf den Raum der Alpenfestung und die Defensiv-Operationen in diesem Bereich bezogen. Dieser Raum war in grossen Zügen mit Österreich identisch, und hier völlig freie Hand zu haben, darauf kam es im Augenblick an.

Kaltenbrunner ist damals gewiss in der festen Absicht nach Berlin gefahren, sich bei Hitler solche Vollmachten zu erkämpfen. Später hat er mir den Verlauf seines Besuches bei Hitler geschildert, und es ist nicht zu bezweifeln, dass sein Bericht authentisch war; er ist durch Aussagen von Männern aus der unmittelbaren Umgebung Hitlers bestätigt worden.

Kaltenbrunner traf gerade recht zu der sogenannten «grossen Mittagslage» ein, also jener Situationsbesprechung im Führerhauptquartier, bei der die neuesten Meldungen der Front seit der vergangenen Nacht ausgewertet wurden. Kaltenbrunner meldete sich bei Hitler und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen nach Beendigung der Konferenz. Hitler konnte nicht wissen, dass Kaltenbrunner mit ihm verhandeln wollte, aber sein sechster Sinn, den er unleugbar besass, schien ihm einzugeben, dass einer seiner Getreuesten im Begriff stand, schwach zu werden. Er antwortete Kaltenbrunner, dass auch er den Wunsch habe, mit ihm zu sprechen, und bestellte ihn in den Reichskanzlei-Bunker. Die «Mittagslage» verlief höchst unerquicklich. Nur Hiobsbotschaften von allen Fronten waren eingelaufen; Hitler hatte heftige Zornausbrüche, wie üblich, wenn Misserfolge nicht mehr zu ignorieren waren, und er machte immer wieder seine Generäle für die katastrophale

Situation verantwortlich. Es war offenkundig, dass die Entwicklung auf die endgültige Niederlage zutrieb, und gerade dieser Eindruck schien Kaltenbrunner ein geeigneter Ausgangspunkt für ein Gespräch mit Hitler über die Alpenfestung und die Vorbereitung des allerletzten Widerstands zu sein.

Aber es kam alles ganz anders. Als Kaltenbrunner im Reichskanzlei-Bunker vorgelassen wurde, fand er Hitler – vor einem grossen Modell der Stadt Linz an der Donau. Dem Anschein nach frisch und voll Spannkraft schritt Hitler seinem Besucher bis zur Tür entgegen und begann mit ihm ein Gespräch über die geplante Neugestaltung von Linz. Hitler wollte es zu der neuen Metropole Mitteleuropas machen; er entwickelte Kaltenbrunner weitausholend seine Ideen und fragte ihn, den Linzer, was man dort wohl zu diesem oder jenem Detail der Entwürfe sagen würde. Das ging so eine halbe Stunde; Hitler redete sich in wahre Begeisterung hinein. Dann aber unterbrach er sich plötzlich; er wurde tiefernt und sagte: «Ich weiss, Kaltenbrunner, was Sie mir sagen wollen. Aber glauben Sie mir, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, dass ich einmal mit Ihnen die Stadt Linz nach diesem Plan hier aufbauen werde – ich würde mir noch heute eine Kugel durch den Kopf schiessen. Sie müssen jetzt nichts als glauben! Ich habe noch Mittel und Wege, um den Krieg siegreich zu beenden!»

Auf Kaltenbrunner machte diese offenkundig wohlüberlegte und mit sicherem Sinn für dramatische Wirkung angelegte Szene tiefen Eindruck, wie er mir selbst bekannte. Er fand nicht die Kraft, den Zauber der Suggestion zu durchbrechen und diesem feierlichen Versprechen des Führers seine Sorgen und Zweifel entgegenzusetzen. Als sich Hitler unmittelbar nach seinen beschwörenden Worten mit der Behauptung entschuldigte, er hätte jetzt eine wichtige Besprechung wahrzunehmen, verzichtete er darauf, die Sache, um deretwillen er nach Berlin gereist war, überhaupt noch zur Sprache zu bringen. Vierundzwanzig Stunden später sass er mir gegenüber und erklärte: «Das hat ja alles keinen Sinn, was Sie mir da wegen einer vorzeitigen Kapitulation eingeredet haben; der Führer hat noch Mittel und Wege, um im letzten Augenblick den Krieg siegreich für Deutschland zu beenden!» So lange wirkten Hitlers suggestive Sätze in diesem doch eher hausbackenen und zu realistischer Betrachtung der Dinge neigenden Mann nach.

Anderen Mitarbeitern Hitlers ging es nicht anders; die unbegreifliche Macht, die Hitler über sie hatte, war ohne Zweifel seiner ausserordentlichen Fähigkeit zuzuschreiben, die Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, durch einen überwältigenden Optimismus zu faszinieren.

Kaltenbrunners Sinnesänderung erwies sich als dauerhaft. Ich konnte das auch daraus entnehmen, dass ich kurze Zeit später, als ich gerade wieder von einer Reise in die Schweiz zurückgekehrt war, in Salzburg von der Gestapo auf offener Strasse verhaftet wurde. Man warf mir ganz unverblümt Hochverrat vor, und es wurde mir bedeutet, dass ich schon am nächsten Tag dem fliegenden Standgericht des Führerhauptquartiers übergeben werden sollte, das gerade in der Nähe seines Amtes waltete. Welcher Art die Rechtsprechung dieses in jeder Hinsicht aussergewöhnlichen Gerichtes war, wusste man seit dem Tod Rommels; später liess man aber auch noch die letzten formalen Rücksichten fallen, und der Angeklagte konnte beispielsweise schon während seiner Vernehmung durch die Fenster des Verhandlungssaals sehen, wie das Exekutionskommando sein Grab schaufelte. Die Erledigung eines jeden Falls dauerte durchschnittlich weniger als zwei, höchstens drei Stunden, einschliesslich der Hinrichtung. Was mir damals allein das Leben rettete, war, dass sich der Chef der Salzburger Gestapo auf meine Bitte bereit fand, einem von mir bezeichneten Mitarbeiter Kaltenbrunners telephonisch von meiner Situation Mitteilung zu machen. Dieser Mann, auf den ich mich menschlich verlassen konnte, und der sofort durchschaute, was da gespielt wurde, befahl in Kaltenbrunners Namen, ohne indes seinen Chef befragt zu haben, meine sofortige Freilassung. So wurde ich denn einige Stunden, bevor Hitlers fliegendes Standgericht in Salzburg einzog, aus der Gestapohaft wieder entlassen. Als ich Kaltenbrunner später die heftigsten Vorwürfe wegen seiner Haltung mir gegenüber machte, versuchte er nicht einmal, alles als ein Missverständnis hinzustellen, woran zu glauben ich innerlich bereit war; er zuckte nur verlegen mit den Achseln wie ein Kind, das man bei etwas Verbotenem ertappt hat, und sagte mir: «Ich habe halt nicht mehr durchgeschaut.» Das also war der zweitmächtigste Mann in Deutschland.

Inzwischen hatte Kaltenbrunner seine scheinrealistischen Phan-

tasien um die Alpenfestung fortgesponnen. Dabei kam er alsbald an einen Punkt, wo ihm die Einbeziehung des «Unternehmens Bernhard» zweckmässig erschien.

Kaltenbrunner hoffte, während der Belagerung des Alpenmassivs den Einschliessungsring durch geländekundige Bergsteiger durchbrechen zu können. Diese Frontgänger sollten Schmuggelwege ins Ausland offenhalten, in erster Linie natürlich in die Schweiz und nach Italien. Er rechnete sogar sicher damit, einen gewissen Flugverkehr mit Spanien organisieren zu können, und er hatte bereits einen Beauftragten dorthin geschickt, um zu ermitteln, ob die spanischen Behörden die Landung von Kurierflugzeugen aus der Alpenfestung dulden würden.

Der Hauptzweck dieser Verbindung mit der Aussenwelt sollte sein, lebens- und verteidigungswichtige Artikel, die im Reduit nicht hergestellt werden konnten, und Rohstoffe, die es dort nicht gab und die auch nicht durch Kunststoffe zu ersetzen waren, heranzuschaffen.

Diese Ankäufe im Ausland mussten aber finanziert werden, und dazu wollte Kaltenbrunner das «Unternehmen Bernhard» heranziehen. Kaltenbrunner hatte auch bereits einen langen Brief an Schwend entworfen, worin er seine Pläne darlegte und Schwend bat, je einen oder mehrere verlässliche Mitarbeiter in der Schweiz und in Spanien namhaft zu machen, die als Vermittler und Aufkäufer für die Alpenfestung eingesetzt werden könnten. Er ermächtigte Schwend, bei diesen Vertrauensleuten jeden beliebigen Betrag in falschen Pfunden zu deponieren, damit auch für längere Zeit ausreichende Mittel an Ort und Stelle zur Verfügung stünden. Dieser Brief Kaltenbrunners enthielt ausserdem eine sehr wichtige, ja geradezu sensationelle Information: Kaltenbrunner teilte Schwend mit, dass nunmehr auch die Serienerzeugung der falschen Dollarnoten angelaufen sei. Nach dem Gutachten erster Sachverständiger seien die Fälschungen ebenso gut gelungen wie die Bernhard-Pfunde, so dass einem Absatz in grösstem Ausmass nichts mehr im Wege stehe.

Natürlich waren diese Pläne Kaltenbrunners genau so phantastisch wie sein Alpenfestungsplan im Ganzen. Es wäre sinnlos gewesen, auf diese absurden Ideen einzugehen. Schwend war der gleichen Meinung. Aber Kaltenbrunner war es bitter ernst; das

bekundete sich auch darin, dass er befohlen hatte, die Erzeugungsstätte der Bernhard-Pfunde und der falschen Dollars vom KZ Oranienburg in das KZ Ebensee am südlichen Ende des Traunsees zu verlagern; der Stollen bei Redl-Zipf gehörte als Aussenstelle zum KZ Ebensee. Kaltenbrunner wollte sich also das «Unternehmen Bernhard» für seine Alpenfestung sichern.

Die Spuren des letzten Bernhard-Transportes aus Redl-Zipf verloren sich, und hiermit kehren wir wieder an den Ausgangspunkt unserer Erzählung zurück, bei der Marine-Versuchsstation am Toplitzsee. Einheimische haben später ausgesagt, sie hätten beobachtet, wie Angehörige der dort stationierten Spezialeinheiten grosse Kisten und Blechkästen in den See versenkten. Aber diesen Aussagen ist nur ein sehr beschränkter Zeugniswert zuzumessen. Es ist freilich naheliegend, dass Geräte der Versuchsstation und Banknotenkisten des Bernhard-Transportes, soweit sie nicht mehr vernichtet werden konnten, auf diese Weise beseitigt worden sind. Auch das amerikanische CIC hat das angenommen; es forderte daher amerikanische Marinetaucher an, und in der Tat musste die U.S. Navy an den Arbeitsergebnissen und eventuellen neuen Waffen der deutschen Flotte interessiert sein. Für diese geübten Taucher, so meinte man, wäre es ein Kinderspiel, die gesuchten Gegenstände, Behälter und Apparate, auf dem Boden des Sees zu finden. Aber dieser Optimismus war vorzeitig. Nicht einem einzigen Taucher gelang es, bis auf den Grund des Sees zu kommen. Der ganze Toplitzsee hat nämlich gleichsam einen zweiten Boden zwischen der Wasseroberfläche und dem vermutlich felsigen, vielleicht auch verschlammten Seegrund. Vom Gebirge stürzen Jahr für Jahr Baumstämme in den See, und vor allem in der Zeit der Schneeschmelze werden grosse Massen von Holz durch die im übrigen Jahr harmlosen und unbedeutenden Zuflüsse in das Gewässer geschwemmt.

Im Lauf der Zeit hat sich das Holz, von dem nur ein geringer Teil aus dem See wieder hinausgelangt, etwa vierzig Meter unter der Wasseroberfläche verschachtelt und zusammengepresst, so dass es eine zusammenhängende Fläche, etwa einem Floss vergleichbar, bildet. Dieses Floss ist jedoch nicht etwa an den felsigen Seitenwänden des Seebeckens verankert, sondern es schwebt gewissermassen im Wasser, und es hat auch keine starre Struktur. Vielmehr

vollziehen sich in dem seltsamen Gebilde ständig Verschiebungen, Spannungen und Entspannungen. Die Taucher der amerikanischen Marine konnten es nicht wagen, den eigenartigen Holzboden zu durchstossen, weil sie dann nicht hoffen konnten, von unten her wieder nach oben durchzukommen. Auch ein Versuch, in das Floss eine grössere Öffnung zu sprengen, misslang,- zwar wurde ein Loch gerissen, aber es schloss sich binnen ganz kurzer Zeit wieder. Die Bergungsversuche wurden daher ergebnislos eingestellt. Später bemühten sich auch private Bergekonsortien, mit Tauchern auf den Grund des Sees zu gelangen, aber auch diese sehr kostspieligen Versuche mussten aus den gleichen Gründen aufgegeben werden. Es scheint, dass die Unterwasser-Holzbarriere des Toplitz-sees nirgendwo auf der Welt ein Gegenstück hat.

Vielleicht ist die Marine-Versuchsstation gerade deshalb am Toplitzsee eingerichtet worden. Es soll Stellen geben, an denen man den Grund ungefährdet erreichen kann. Zwei Strömungen unter der Wasseroberfläche sollen irgendwo die Holzmasse in einer Ausdehnung von etwa zwanzig Metern zurückdrängen, so dass sich ein ständig benutzbarer Durchstieg eröffnet.

Die Amerikaner und die ihnen folgenden Bergeunternemungen haben diesen Platz nicht finden können; den Angehörigen der Marine-Versuchsstation aber muss er bekannt gewesen sein. Denn sie haben ja ständig unter Wasser arbeiten müssen und waren dennoch nie genötigt, Versuche zur Sprengung des Schwebebodens zu machen. Es ist verständlich, dass es Leute aus der ehemals am Toplitzsee stationierten Spezialeinheit waren, die in den letzten Jahren immer wieder das Wagnis unternahmen, an die im Mai 1945 verschwundenen Bestände heranzukommen.

Bereits Ende März 1946 wurden am sogenannten Rauchfang-Kogel, unmittelbar oberhalb des Toplitzsees, die Leichen zweier unbekannter Männer gefunden. Die Toten wurden schliesslich als die Ingenieure Mayer und Pichler aus Linz agnosziert. Angeblich waren sie zu einer Skitour ins Tote Gebirge aufgestiegen und sie hatten am Rauchfang-Kogel in einem Zelt biwakiert. Das war höchst seltsam. Die ganze Zeit über hatte klares Wetter geherrscht; die Skiläufer hätten also ohne Behinderung durch dichten Nebel oder, etwa einen Schneesturm, in einer bloss halbstündigen Abfahrt bequem die Talsohle erreichen und dort in einem Gast-



haus übernachten können; ausserdem befinden sich in der Nähe des Biwaks zwei Schutzhütten. Die angeblichen Touristen waren offenbar ermordet worden, aber von den Tätern fehlte jede Spur. Die österreichische Gendarmerie, die damals noch nicht sehr verlässlich war (nach der Entfernung der vielen Partei- und SS-Angehörigen musste sie mit neuen Leuten, darunter höchst zweifelhaften Elementen aufgefüllt werden), liess die Untersuchung im Sand verlaufen. Erst viel später wurde bekannt, dass die Ingenieure Mayer und Pichler bei der Marine-Versuchsstation am Toplitzsee tätig gewesen waren und dass ein dritter Mann aus Linz sie auf ihrer todbringenden Skitour begleitet hatte.

Ein zweiter Fall: Am 10. August 1950 stürzte von der Reichenstein-Südwand, in der Nähe des Toplitzsees, der Hamburger Gerens ab. Er hatte dort mit einem Dr. Keller, ebenfalls aus Hamburg, eine Bergtour unternommen. Die Leiche war nach einem Fall von 600 Metern bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Gerens und Dr. Keller waren, wie die Gendarmerie feststellte, unmittelbar nach ihrer Ankunft ins Gebirge eingestiegen. Daraus konnte geschlossen werden, dass ihre Klettertour der eigentliche Reisezweck war; sie hatten nicht etwa den Urlaub in der Gegend verbringen und den Aufenthalt nebenbei dazu benutzen wollen, um eine Bergtour zu machen, überdies eignet sich das Gelände dort sehr wenig zum Klettern; der Kalkstein ist so brüchig, dass selbst die eisernen Karabinerhaken nur schlecht halten.

Als dann noch ermittelt wurde, dass beide Touristen ebenfalls zur Marine-Versuchsstation am Toplitzsee gehört hatten, verstummte der Verdacht nicht mehr, dass es bei diesem angeblichen Bergunfall nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Mayer und Pichler, Keller und Gerens konnten, ja mussten wissen, wo das Material der Marine-Versuchsstation und wohl auch die Kisten des Bernhard-Transports geblieben waren. Dass sie nicht etwa im See, sondern oben im Gebirge suchten, legt die Vermutung nahe, dass die Aussagen der Einheimischen, wonach diese Gegenstände und Behälter in den See versenkt worden seien, falsch und möglicherweise eine absichtliche Irreführung waren.

Was wollten die ehemaligen Angehörigen der Marine-Versuchsstation? Geld oder Blaupausen? Haben sie aus eigenem Entschluss oder in fremdem Auftrag gehandelt?

Diese Fragen können nur mit Hypothesen beantwortet werden. Während meiner Internierungszeit hatte ich Gelegenheit, mit hohen deutschen Marine-Offizieren aus der unmittelbaren Umgebung des Grossadmirals Dönitz zu sprechen, die mir unabhängig voneinander versicherten, dass die Entwicklungsarbeit der Versuchsstation am Toplitzsee erst am Anfang stand. Die Sowjets, die massgebliche deutsche Marineoffiziere in die Hand bekamen, müssten das genau wissen. Wenn das zutrifft, dann können die Leute von der früheren Marine-Versuchsstation, die im Gebirge den Tod fanden, und wohl auch die anderen privaten Nachforscher, deren Auftreten bekannt geworden ist, kaum nach Arbeitsmaterial der ehemaligen Marinedienststelle, sondern nur nach den Kisten des Bernhard-Transportes gesucht haben. Und es wäre natürlich möglich, dass sie dabei nicht so sehr das Falschgeld, als vielmehr die Druckplatten für Pfund und Dollar, vielleicht auch etwa vorhandene Protokolle des Herstellungsvorgangs, an sich bringen wollten. Denn es ist nicht auszuschliessen, dass dem letzten Transport von Redl-Zipf diese Gegenstände und Dokumente mitgegeben worden sind.

Es gibt auch gewisse Anzeichen dafür, dass hinter der einen oder anderen Suchexpedition nach 1945 sowjetische Veranlassung steckte. Der russische Geheimdienst war ohne Zweifel angelegentlich darum bemüht, alles, was sich vom «Unternehmen Bernhard», sei es vom Personalstand, sei es an Material, noch finden liess, zusammenzuholen, um den Apparat der Aktion zu rekonstruieren. Heute allerdings haben die Sowjets diese systematischen Nachforschungen eingestellt, vielleicht, weil sie erreicht haben, was sie wollten, vielleicht, weil sie den Plan eigener Banknotenfälschungen aufgegeben haben (was allerdings die weit weniger wahrscheinliche Version ist).

Das sowjetische Interesse am «Unternehmen Bernhard» wurde auch durch ein Ereignis bestätigt, dass sich vor einigen Jahren abspielte. Schwend hatte in Dänemark für das «Unternehmen Bernhard» einen Hoteldirektor namens Frederiksen angeworben, der sich bald, wie man in der Privatwirtschaft gesagt hätte, als «grosse Verkaufskanone» erwies. Ob er wirklich Frederiksen hiess, ist zweifelhaft; nach Schwends Meinung war er in Wirklichkeit Schwede und mit einem anderen Namen geboren. Jedenfalls ver-

fügte Frederiksen in Stockholm über erste Beziehungen, und Schwend erweiterte daher bei einer notwendig gewordenen Um- besetzung Frederiksens Arbeitsbereich auch auf Schweden. Diese Massnahme machte sich bezahlt, denn Frederiksen konnte in kurzer Zeit von Stockholm aus «Geschäftsbeziehungen» nach der Sowjet- union anbahnen. Angeblich hat er seine sowjetischen Auftrag- geber nie persönlich kennengelernt, aber er lieferte ihnen bis zum Zusammenbruch einige hunderttausend Pfund gegen Barrengold. Der Warenaustausch wurde durch schwedische Schiffe vermittelt, deren Reeder, ein angesehener Mann, an dem Ertragnis der Trans- aktionen prozentuell beteiligt war.

Für Frederiksen ging das «Unternehmen Bernhard» mit dem Tag der deutschen Kapitulation nicht zu Ende. Im Herbst 1945 wurde er in Kopenhagen mit einem Flieger der englischen Luftwaffe be- kannt, der sich dazu imstande erklärte, etwa noch vorhandene Bernhard-Pfunde zu einem Kurs von 40 Prozent des Nennwerts einwechseln zu können. Frederiksen ging auf das Angebot ein, und sein neuer Partner brachte in der Tat eine beträchtliche Menge von Pfundnoten in mehreren Raten an den Mann. Aber das Falsch- geld-Dezernat von Scotland Yard war diesen Geschäften auf die Spur gekommen; der Fliegeroffizier wurde verhaftet und gab sehr bald seinen dänischen Partner preis. Frederiksen wurde von der dänischen Polizei ebenfalls in Gewahrsam genommen, leugnete zuerst, musste aber dann ein Geständnis ablegen, weil er mit dem Engländer in Kopenhagen konfrontiert wurde. Die britische Unter- suchungskommission wollte vor allem wissen, woher die Bank- noten stammten. Sie vermutete, dass Frederiksen das Falschgeld direkt von den deutschen Besatzungsbehörden in Dänemark be- zogen habe. Der frühere Reichsbevollmächtigte in Dänemark, Dr. Best, der Chef der Sicherheitspolizei Bovensiepen, der Gestapo- chef Isselhorst, der Vertreter Skorzenys in Dänemark, Schwerdt, wurden einvernommen, und auch Frederiksen persönlich gegen- übergestellt. Aber diese Verhöre ergaben kaum etwas, denn diese deutschen Amtsträger hatten mit dem «Unternehmen Bernhard» nichts zu tun gehabt. Nach sieben Monaten Haft wurde Frederik- sen entlassen; sein Vermögen (soweit seine Konten aufgespürt wurden) verfiel der Konfiskation.

Kurz darauf erhielt Frederiksen durch seinen ehemaligen schwe-

dischen Verbindungsmann zu den Russen eine Einladung nach Moskau. Die Sowjets werden wohl vermutet haben, dass er jetzt, nach dem Verlust seines Vermögens – oder des grössten Teils davon – von Groll gegen den Westen erfüllt und geneigt sein werde, seine Erfahrungen aus dem «Unternehmen Bernhard» dem Osten zur Verfügung zu stellen. Frederiksen folgte auch tatsächlich der Einladung. Er wurde in Moskau, nach eigenen Schilderungen, die mir von Mittelsleuten hinterbracht wurden, fürstlich empfangen. Man quartierte ihn in einem der grossen Ausländerhotels ein und zeigte, nach orientalischer Sitte, keine unziemliche Hast. Von dem eigentlichen Zweck seiner Reise wurde lange überhaupt nicht gesprochen; erst nach einer längeren Anstandsfrist erhielt er den Besuch von Staatsfunktionären, vermutlich Beamten der obersten Sicherheitsbehörde, des MWD, die von hohem Rang sein mussten, denn sie fuhren mit SIS-Luxus-Limousinen vor.

Das Thema der Unterredungen war ausschliesslich das «Unternehmen Bernhard». Die sowjetischen Beauftragten erkundigten sich nach Dutzenden von Leuten, deren Namen Frederiksen nie gehört hatte, da er keinen Gesamtüberblick besass. Obenan rangierte natürlich im sowjetischen Interesse der «Major Wendig»; offenbar kannten die Sowjets damals dessen richtigen Namen noch nicht. An zweiter Stelle in der Frageliste folgte der Referatsleiter von VI F 4, Krüger. Als Frederiksen erklärte, Wendig persönlich zu kennen, drängten ihn die russischen Gesprächspartner, alles zu tun, um die Verbindung mit ihm wieder herzustellen.

Sie ermächtigten Frederiksen, Wendig jeden Betrag, den er verlangen mochte, zu versprechen, wenn er sich zur Zusammenarbeit mit den Sowjets entschliesse, ja selbst nur dafür, dass er sich zur Erteilung von Auskünften wenigstens einmal bereitfinde. Frederiksen, der seine Situation wohl als unheimlich zu empfinden begann, ergriff die Möglichkeit, von Moskau loszukommen; er versprach, Wendig zu suchen und den gewünschten Kontakt zu vermitteln. Diese Zusage hat ihm auch tatsächlich die Freiheit verschafft.

Über Krüger wusste Frederiksen nichts, selbst dessen Name war ihm unbekannt gewesen. Aber auch die sowjetischen Informationen über Krüger müssen zu dieser Zeit unzulänglich gewesen sein, denn die MWD-Beamten schlugen Frederiksen immer

wieder vor, er möge doch versuchen, nach dem Aufenthalt Krügers zu forschen; unter Frederiksens Bekannten im Amt VI müsse doch zumindest einer sein, der auch Krüger genauer kenne und jetzt noch mit ihm in Verbindung stehe. Doch schien es Frederiksen, als hätten die Sowjets etliche untergeordnete Mitarbeiter Krügers aus dem KZ ermittelt und hielten sie in Gewahrsam; er vermutete, dass sie wenigstens zum Teil jetzt in sowjetischen Diensten stünden. Jedenfalls wussten Frederiksens Gesprächspartner erstaunlich gut über Einzelheiten der Falschgeld-Produktion in Oranienburg und Redl-Zipf Bescheid. Auch über den letzten Bernhard-Transport, dessen Weg am Toplitzsee endete, waren sie informiert, denn sie stellten Frederiksen einschlägige Fragen. Hier konnte der Däne (oder Schwede) aber keinerlei Auskünfte geben, denn er hatte vom Toplitzsee bisher noch niemals gehört und verlegte diesen in seinen späteren Erzählungen immer nach Salzburg, das er mit dem Salzkammergut verwechselte.

Sind die Sowjets nun im Besitz der Bernhard-Druckplatten für Pfunde und Dollar oder nicht? Frederiksen neigt zu der Meinung, dass sie die Platten tatsächlich haben; aber mit welchen Argumenten er diese Hypothese unterbaut, ist mir nicht bekannt geworden.

Ende 1947 kehrte Frederiksen aus der Sowjetunion zurück (die Tatsache seiner Reise ist gut bezeugt). Er unternahm aber keinen Versuch, Wendig-Schwend für die Sowjets zu gewinnen. Anfangs bedrängten die Sowjets ihn durch Mittelsleute und Kuriere, aber als das nichts fruchtete, hörten diese Besuche auf und Frederiksen wurde in Ruhe gelassen. Das kann bedeuten, dass die Sowjets ihn persönlich abgeschrieben haben – aber auch, dass sie seine Hilfe nicht mehr benötigen. Wenn die zweite Version zutrifft, dann müssen die Sowjets inzwischen auf anderen Wegen zu ihrem Ziel gelangt sein, nämlich die gesuchten Produktionsprotokolle und die Druckplatten gefunden haben. Für diese Annahme spricht auch, dass die Such-Unternehmungen in der Gegend des Toplitzsees ungefähr zur gleichen Zeit eingestellt wurden wie die Vorsprachen sowjetischer Vertrauensleute bei Frederiksen: seit 1950. Von diesem Jahr ab sind von den Einheimischen keine der früher häufig gesehenen «Forscher»-Trupps im Gebirge oberhalb des Toplitzsees mehr beobachtet worden.

Wenn diese Hypothese richtig ist, dann wären die Sowjets

heute imstande, britische und amerikanische Noten vollendet gefälscht, praktisch in jeder beliebigen Menge herzustellen und zu verbreiten. Gewiss wäre der sowjetische Geheimdienst zu einer solchen Unternehmung auch allein mit eigenen Mitteln befähigt, aber man kann annehmen, dass die Benutzung der deutschen Erfahrungen, der technischen wie der organisatorischen, ihren Weg zum Erfolg sehr beträchtlich abkürzen konnte.

Vor einiger Zeit verbreitete die amerikanische Nachrichtenagentur Associated Press folgende Meldung aus London: «Das Falschgeld-Dezernat von Scotland Yard sucht nach einem Lager gefälschter Hundertdollarnoten, die einen Nennwert von 3,5 Millionen Dollar haben sollen. Ein Engländer wurde bei dem Versuch verhaftet, einige der fast fehlerfrei gefälschten Noten in Umlauf zu setzen. Die Polizei nimmt an, dass die Noten auf dem Kontinent gedruckt worden sind.»

Von dem Ergebnis der Ermittlungen Scotland Yards ist nichts bekanntgeworden. Sollte das «Unternehmen Bernhard» noch immer nicht zu Ende sein?

So abenteuerlich wie das ganze Leben Schwends, war auch sein Schicksal beim Zusammenbruch Deutschlands.

Als in den ersten Maitagen des Jahres 1945 britische Truppen in Meran einrückten, kam auch ein Kommando auf den bisherigen Dienstsitz Schwends, das schon mehrfach erwähnte Schloss Labers. Dort fand man jedoch nur ehemalige KZ-Häftlinge vor, die Schwend noch vor seiner Abreise aus einem Lager bei Bozen hatte befreien können und die sich daher in den Tönen des höchsten Lobes über diesen Mann äusserten. Das war für die Briten enttäuschend. Aber das Falschgelddezernat von Scotland Yard verfügte damals immerhin schon über einige zweckdienliche Informationen. Man ermittelte sehr bald einen persönlichen Freund Schwends, ein langjähriges Mitglied des Deutschen Auswärtigen Amtes, der ohne Hemmungen alles vom «Unternehmen Bernhard» erzählte, was er wusste. Dieser Mann hatte jahrelang als Mitglied deutscher diplomatischer Missionen in den angelsächsischen Ländern gelebt und war daher mit der britischen Mentalität sehr gut vertraut. Er betrachtete das «Unternehmen Bernhard» als eine Kriegswaffe wie jede andere, nur von humanerer Art, da sie keines Menschen Leben gefährdete. Was er zu berichten wusste, liess den Vernehmungsoffizier, einen Oberst, der später bei den britischen Besatzungsstreitkräften in Deutschland General wurde, aus dem Staunen nicht herauskommen. Seine Reaktion war echt britisch: Er wollte diesen «tollen Mann» persönlich kennen lernen, um jeden Preis, selbst um den des Verzichtes auf die Gefangennahme Schwends durch die britischen Behörden. Er gab sein Offiziersehrenwort, dass Schwend jederzeit wieder unbehelligt gehen könne, wenn er freiwillig nach Meran käme und ihm Näheres über das «Unternehmen Bernhard» mitteile.

Mit dieser Zusicherung freien Geleites für Schwend ausgestattet, fuhr der deutsche Diplomat nach Österreich, um seinen Freund aufzusuchen. Wo er diesen finden konnte, wusste er; es war nämlich zwischen beiden für alle Fälle ein freilich sehr umständlicher Modus abgemacht worden, der es ermöglichte, Schwends Spuren zu folgen. Der «Bernhard»-Chef hatte sich mit einigen Mitarbeitern in das Kaunsertal in den Ötztaler Alpen zurückgezogen. Als der Ex-Diplomat nach Passierung der verschiedenen Kontrollen endlich zu Schwends Quartier vorgedrungen war, kam die grosse Über-

raschung. Sein Freund trat ihm als amerikanischer Major entgegen! Der SS-Sturmbannführer von einst, der niemals der SS angehört hatte, trug nun die Abzeichen des gleichen Dienstranges in der amerikanischen Armee. Das hat es nach diesem Kriege wohl kein zweites Mal gegeben. Wie aber war es dazu gekommen?

Schwend hatte bei meinem letzten Besuch in Meran erfahren, wie sehr die Amerikaner und Engländer einen weiteren Widerstand der deutschen Truppen in einer sogenannten Alpenfestung fürchteten. Darauf baute er seinen Plan auf. Statt sich, wie wir es erwartet hatten, in den Bergen vor den einrückenden alliierten Truppen zu verstecken, fuhr er ihnen entgegen. Seinem unerschrockenen und imponierenden Auftreten verdankte er es, dass er zum amerikanischen Divisionskommandeur geleitet wurde und diesem seine Ideen entwickeln konnte. Er machte sich erbötig, die Wehrmachtseinheiten, die sich in die Hochgebirgsregionen zurückgezogen hatten, von dem Gedanken an weiteren Widerstand abzubringen und sie zur Anerkennung der Gesamtkapitulation der deutschen Streitkräfte zu bewegen. (Wie weit bei diesen Truppen wirklich eine ernsthafte Absicht bestand, die Feindseligkeiten fortzusetzen, wird sich niemals mehr mit Sicherheit feststellen lassen.

Es ist wohl anzunehmen, dass nur eine Minderheit die deutsche Kapitulation nicht als bindend betrachtete.) Bei diesem Unternehmen, so argumentierte Schwend, könne er aber nicht als deutscher, sondern müsse als amerikanischer Offizier auftreten. Daher verlangte er für sich die Uniform und die Ausweise eines amerikanischen Majors, ferner die Beistellung eines Jeeps samt amerikanischem Fahrer. Der amerikanische General ging auf diese Forderung ein, und so fuhr der neue Major der US-Streitkräfte Tag für Tag auf halsbrecherischen Pfaden in die entlegensten Gebirgstäler, stieg von dort ganz allein zu den Schlupfwinkeln der zum Endkampf entschlossenen Einheiten hinauf und führte ihnen die Sinnlosigkeit ihrer Pläne vor Augen. Welch ein Mut muss dazu gehört haben, sich völlig allein in der Uniform eines amerikanischen Majors zu Menschen zu wagen, die, meist seit Tagen vom Weltgeschehen abgeschnitten, häufig gar nicht wussten, dass der Krieg tatsächlich zu Ende war; gar nicht zu reden von jenen Landsknechtstypen, die aus einer falsch verstandenen Vaterlandsliebe heraus überhaupt nicht bereit waren, sich zu ergeben! Der Überzeugungs-



kraft dieses Mannes aber waren sie alle nicht gewachsen, und besonders sein so augenfällig bewiesener Mut blieb auch auf die wildesten Gesellen nicht ohne Wirkung.

Der Erfolg war durchschlagend. Im Bereich jener amerikanischen Division, in dem Schwend tätig war, meldeten sich binnen einer Woche die ins Gebirge geflüchteten deutschen Soldaten bis auf den letzten Mann bei den verschiedenen Truppeneinheiten und gingen freiwillig in die Gefangenschaft.

Als Schwend von der Einladung des englischen Oberst hörte, zögerte er keinen Augenblick, sie anzunehmen. Wieder musste er mit falschen, diesmal britischen, Militärpapieren reisen, da er sonst die österreichisch-italienische Grenze nicht hätte passieren können, denn dort war die Macht seines amerikanischen Divisionsärztes zu Ende. Mit seinem englischen Gastgeber konferierte er einen vollen Tag und fast eine ganze Nacht. Die Akten über die „Operation Bernhard“, wie sie die britischen Behörden nannten, haben sich in diesen Tagen wohl um etliche hundert Seiten vermehrt. Am Ende dieser Befragungszeit gab man Schwend noch ein opulentes Abschiedsessen und brachte ihn zu «seiner» amerikanischen Einheit zurück.

Da beging Schwend einen schweren Fehler. Diesem dynamischen Menschen, der ohne interessante Arbeit nicht sein konnte, wurde es in Tirol zu langweilig. Auch war er verschiedenen amerikanischen Dienststellen bereits recht unangenehm aufgefallen, weil er sich mehrfach persönlich darum gekümmert hatte, ob die von ihm zur Ergebung bewogenen deutschen Soldaten auch wirklich anständig behandelt wurden. Und weil er, so weit das nicht der Fall war, unmissverständliche Kritik übte. Als nun ein Kesseltreiben gegen diesen anscheinend mit den Deutschen «fraternisierenden» amerikanischen Major einsetzte (die wahren Zusammenhänge kannten ja nur ganz wenige, sogar sein Fahrer hielt ihn für «echt»), meldete sich Schwend kurzerhand von seinem Divisionsgeneral ab und übersiedelte nach München. Das sollte ihm zum Verhängnis werden.

Das München von 1945/46 hatte kaum etwas mit der Stadt gemein, die Schwend von seinen Aufenthalten vor dem Krieg kannte. Die grausam zerbombte bayrische Metropole beherbergte damals Zehntausende von höchst fragwürdigen Typen, Strandgut des

Krieges, vielfach der übelsten Art DP's, echte, die durch die Rote Armee ihre Heimat das zweitemal verloren hatten, und solche, die sich nur als politische Flüchtlinge ausgaben, es in Wirklichkeit aber niemals wagen konnten, wegen der von ihnen begangenen Verbrechen in die Heimat zurückzukehren, rangierten nach der Besatzungsmacht gleich an zweiter Stelle – weit über der deutschen Bevölkerung, die in diesem Winter Furchtbares zu erdulden hatte. Ein Name wurde in dieser Zeit fast zum Symbol für diese Umschichtung aller Werte, die Möhlstrasse, Münchens Schwarzmarktzentrum, wo man von der Camelzigarette bis zum Cadillac alles kaufen konnte. Durch einen kleinen Schwarzmarkthändler in dieser Strasse, bei dem sich Schwend um ein paar Dollar den begehrten Neskaffee kaufte, lenkte er plötzlich das Interesse des C. I. D., der amerikanischen Kriminalpolizei, deren Agenten in diesen Kreisen überall zu finden waren, auf sich. Eigenartigerweise existierte bei der amerikanischen Polizei in München zu dieser Zeit noch kein Vorgang über Schwend, lediglich das «Collecting Point», also jene amerikanische Dienststelle, die sich mit der Auffindung und Zurückgabe von sogenanntem «geraubtem Kunstgut» befasste, suchte nach einem Herrn Schwend, weil dieser gegen Ende des Krieges einige Bilder gekauft hatte, die, wiewohl ganz reell erworben und auch keineswegs in Bernhardwährung bezahlt, an die Vorbesitzer restituiert werden sollten. Ohne es zu ahnen und auch ohne jemals mittel- oder unmittelbar damit zu tun gehabt zu haben, stand Schwend urplötzlich in jenem Kreis von Kunsthändlern, die während des Krieges im Ausland für die führenden Männer des Dritten Reiches berühmte Gemälde besorgt hatten, nur wegen des Erwerbes eines Rembrandts und einiger anderer wertvoller Holländer aus der gleichen Quelle. Das Collecting Point versuchte damals gerade zu rekonstruieren, auf welchem Weg das berühmte Gemälde Vermeers «Der Mann mit dem Hut» von Holland nach Wien gekommen war. An sich war alles durchaus ordentlich vor sich gegangen. Der «Reichsgau Wien» hatte dieses Bild als Ersatz für jenen Vermeer bekommen, der aus dem Besitz des Grafen Czernin stammte und den Hitler persönlich angekauft hatte – und um den heute noch Czernin mit dem österreichischen Staat, der das Gemälde inzwischen übernahm, prozessiert. Dieser Vermeer hatte dann eine kleine Palastrevolution in der Hierarchie

des Dritten Reiches ausgelöst, denn, obwohl er von namhaften internationalen Forschern als echt erklärt worden war, bezeichneten ihn Wiener Gelehrte als Fälschung. Darob entbrannte ein heftiger Streit, der bis vor Hitler getragen wurde. Schirach, Wiens Gauleiter, schwor auf die Echtheit und der deutsche Reichskommissar in Holland, Dr. Seyss-Inquart, der das Bild um 800.000 Gulden angekauft und Wien geschenkt hatte, wies gleichfalls erstklassige Expertisen vor, aber Schirachs Gegner sahen eine Chance, ihn wegen dieses Skandals zu stürzen. Hitler hielt aber Schirach, vermutlich nicht zuletzt unter dem Einfluss seines «Leibfotografen» Hoffmann, der seinem Schwiegersohn kräftig half. Und durch eine ganz verrückte Verknüpfung von Umständen, die ursächlich überhaupt nichts miteinander zu tun hatten, war bei der Aufklärung dieses Falles nun plötzlich Schwend in das Blicklicht des Collecting Point getreten; das C. I. D. griff zu und eines Tages sass dieser Mann, den fast alle Polizeistellen der Welt suchten, im Gefängnis Stadelheim. Seine Vernehmer wussten aber nichts vom «Unternehmen Bernhard», sie wollten ausschliesslich erfahren, auf welche Weise Vermeers «Mann mit dem Hut» und andere wertvolle Gemälde aus Holland nach Deutschland verbracht worden waren. Dass dieses Bild vermutlich gefälscht war, von jenem Hans van Meegeren, der dann Weltberühmtheit erlangte, als er nachwies, dass Vermeers kostbares Gemälde «Christus und die Ehebrecherin», das Göring um 1,650.000 Gulden gekauft hatte, in Wirklichkeit von ihm gemalt worden war, interessierte zu diesem Zeitpunkt noch keinen Menschen beim Münchner Collecting Point, aber auch nicht, dass der frisch eingelieferte Häftling der Chef des grössten Geldfälschungsunternehmens aller Zeiten war. So ist es zu verstehen, dass es einem ehemaligen Mitarbeiter Schwends, der über gute Beziehungen zum C. I. D. verfügte, nicht schwer wurde, seinen ehemaligen Chef herauszuholen. Eines Tages tauchte dieser Mann mit den beiden C.-I.-D.-Beamten Michaelis und Timm bei Schwend im Gefängnis auf und unterbreitete diesem den etwas überraschenden Vorschlag, das Versteck seiner «Kriegskasse» preiszugeben, worauf ihn die amerikanischen Behörden entlassen würden. Die Behandlung im Gefängnis durch seine Aufseher machte Schwend die Wahl nicht schwer. Im Kaunsertal, in Tirol, wurde der Schatz gehoben; an gemünztem Gold

genauso viel wie das Körpergewicht Schwends, und das war damals – 1946 – ein unvorstellbares Vermögen. Aber Schwend war von der Stunde an frei. Um die Quittung über den Empfang des Goldes kämpft er heute noch. Das Verschwindenlassen dieser scheint überhaupt ein Geschäftsprinzip von Michaelis und Timm gewesen zu sein, denn einige Monate später praktizierten sie in Italien den gleichen Vorgang mit Mitarbeitern Schwends. Sie kassierten für die Befreiung nicht weniger als 35 Millionen Lire, «vergassen» aber nicht nur die Quittung über diesen Betrag auszufolgen, sondern auch den betreffenden Mann aus der Gefangenschaft herauszuholen. Es muss daher füglich bezweifelt werden, ob diese Lösegelder jemals zu den amerikanischen Goldvorräten in Fort Knox eingeliefert wurden.

Mit einem gefälschten polnischen Pass reiste Schwend kurze Zeit später nach Übersee. Ihm, der immerhin einiges erlebt hatte, war es im besetzten Nachkriegsdeutschland nicht mehr geheuer.

Er hatte vielleicht etwas «altmodische» Begriffe von Freundschaft und Treue und lief somit immer in Gefahr, unter die Räder zu kommen. Heute leitet er eine streng seriöse Firma. Ob er allerdings dabei glücklich ist, möchte ich bezweifeln.

## Existieren Schellenberg-Tagebücher?

In der ausländischen Presse wurde kürzlich mehrfach die Behauptung aufgestellt, dass aus dem Nachlass des letzten Chefs des deutschen Geheimdienstes, Schellenberg, Tagebücher existieren, deren Inhalt noch weit sensationeller wäre als jener der geheimnisvollen Canaris-Tagebücher. Dazu sei Folgendes festgestellt.

SS-General Schellenberg, dessen realistischer Sinn die deutsche Niederlage relativ früh vorausgesehen hatte, ordnete bereits 1944 an, dass von allen wichtigen Schriftstücken seiner beiden Ämter (Mil und VI, also militärischer und politischer Geheimdienst) Mikrofotos angefertigt wurden. Diese Filmrollen sollten, in einem verlöteten Blechkanister verpackt, in der Nähe des Wannsees bei Berlin vergraben werden. Auf diese Weise wollte Schellenberg das historisch so wertvolle Material für alle Fälle sicherstellen. Während seiner Abwesenheit von Berlin im März 1945 wurde jedoch das gesamte Filmmaterial gemeinsam mit den Originalakten vernichtet, wobei es nicht klar wurde, ob es sich bei dieser Aktion nur um ein Missverständnis handelte, oder aber um eine höchst bewusste Sabotage des Befehles, das Material für die Nachwelt zu erhalten. Lediglich einige Dokumentensammlungen, die Schellenberg damals persönlich mit sich führte, wurden erhalten. Sie sind relativ unbedeutend, da sie durchwegs aus der letzten Phase des Krieges stammen, also aus einer Periode, in der der deutsche Geheimdienst nur mehr eine sehr beschränkte Tätigkeit ausüben konnte.

Ganz ähnlich verhält es sich bei den sogenannten Canaris-Tagebüchern, deren Originale der gleichen Vernichtungsaktion in Berlin anheimfielen. Fotokopien davon existierten zwar noch einige Wochen länger, und zwar als Beweismaterial für ein geplantes Volksgerichtsverfahren gegen Canaris. Als dieser jedoch bei Annäherung der alliierten Truppen im Kz-Lager Flossenbürg nach einem sehr summarischen Standgerichtsverfahren zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, vernichtete man mit den Prozessakten auch die Fotokopien. Aber auch hier gibt es einen, allerdings bescheidenen Teil, der durch Zufall gerettet wurde. Das Tagebuch der Abt. II von Kriegsbeginn bis 1943 konnte im Keller eines zerbombten Hauses in Wien sichergestellt werden. Das

Exemplar fiel jedoch in amerikanische Hände und wurde bei den Nürnberger Prozessen als Belastungsmaterial gegen einige Angeklagte verwendet.

Der Autor dieses Buches versuchte nach dem Krieg Schellenberg dafür zu gewinnen, die wichtigsten Vorkommnisse aus der Tätigkeit des deutschen Geheimdienstes für die historische Forschung zu rekonstruieren. Schellenberg stimmte zu und entwickelte seinerseits umfassende Pläne. Verwirklicht konnten diese Ideen jedoch in grösserem Umfange niemals werden, da Schellenberg neuerlich erkrankte und 1952 nach einer missglückten Operation, 42jährig, starb.

Für das «Unternehmen Bernhard» hat Schellenberg noch einiges Material beigetragen, desgleichen für ein weiteres Werk des Autors, das unter dem Titel «Fünfte Kolonne» im nächsten Jahr erscheinen soll. Die geplante systematische Bearbeitung aller Fachsparten des deutschen Geheimdienstes kam jedoch nicht mehr zustande, was für die historische Forschung zweifelsohne ein schwerer Verlust ist.

Auf den nächsten Seiten werden einige Briefe Schellenbergs an den Autor, in welchen dieses Thema behandelt wird, reproduziert und daneben im Klartext wiedergegeben.



Mein Lieber .....

Herzlichen Dank für Deinen so ausführlichen Brief vom 28. 6. - Ich habe ganz alles lange und reiflich überlegt; ich habe auch schon einiges Einschlägige veranlasst. - Fraglich erscheint mir, ob ich das von Dir vorgelegte Tempo, meine eigene Kraft zu erhalten können; hoffe ich auch das Schwerste in meiner Krankheit überwunden zu haben, so muss ich doch ungeheuer vorsichtig leben, sonst wirst mich das Fieber immer wieder zurück. Die Dringlichkeit der Zeitfrage wird dabei von mir ausdrücklich anerkannt. - Es gilt also hier eine Lösung zu finden, ein Kompromiss; die Schienke fehlt mir bei einer solchen Arbeit u. die ist froh, dass sie endlich eine aussichtsreiche Stelle hat. - Ganz abgesehen, dass ich mit Frau und 5 Kindern jetzt in einem Lebenskreis stehe, der mir täglich zwar Freude aber auch viel Sorge bringt. Aber lassen wir das einmal alles beiseite. - Mein Vorschlag in der Sache selbst: Du musst umgehend nach hier kommen u. wenn es nur für einen Tag ist; schriftlich lassen sich die Einzelheiten nicht so erläutern - auch der geistige Kontakt einer Aussprache ist unersetzlich; 2-3 Stunden genügen für eine "Grob"-sichtung der Dokumente, denn ich kann Dir doch schlecht einige Kisten schicken etc. - Eine Bekannte von mir aus Wien reist jetzt auch in Deutschland, also die Visa-frage kann es doch nicht sein! Iburg liegt in der britischen Zone, aber das dürfte keine Rolle spielen - es gibt keinerlei keine Kontrollen mehr. - Inzwischen werden sich die Dinge auch bei mir etwas konsolidiert haben. Überlege Dir doch bitte diesen Vorschlag, ich habe das feste Gefühl, dass er für beide Teile eine gute Lösung bedeutet. - Entschuldige, wenn ich jetzt schliesse, ich muss fast jeden Mittag, wandelnd wie eine Leiche, zum Gemeindeamt; man will jetzt plötzlich meine Frau mit den 5 Kindern aus den 2 Zimmern ohne Ersatz raussetzen; Räumungsurteil liegt vor. Wenn ich nichts erreiche, werde ich, sollte man mich auch wieder einsperren, das ganze Gem.-amt mit meinem Krückstock zusammenschlagen; diese stille Rache ist ja gemeingefährlich von diesen neuen Parteibonzen. Unheimlich, was sich da ein Pendelrückschlag vorbereitet. - Wo bleibt Deine Philosophie als Historiker: Lernen die Menschen aus der Geschichte o. nicht?? - Empfehlung m. Handkuss Deiner Gattin, (ob Dein Töchterchen, jetzt Tochter sich des Mittagessens noch erinnert?).

Herzliche Grüsse - auch v. m. Frau -

Dein Walter

4. 7. 50

Mein lieber . . . 1

Herzlichen Dank für Deinen so ausführlichen Brief vom 28. 6. - Ich habe mir alles lange und reiflich überlegt; ich habe auch schon einiges Einschlägige veranlasst. - Fraglich erscheint mir, ob ich das von Dir vorgelegte Tempo, meine eigene Kraft zu erhalten können; hoffe ich auch das Schwerste in meiner Krankheit überwunden zu haben, so muss ich doch ungeheuer vorsichtig leben, sonst wirst mich das Fieber immer wieder zurück. Die Dringlichkeit der Zeitfrage wird dabei von mir ausdrücklich anerkannt. - Es gilt also hier eine Lösung zu finden, ein Kompromiss; die Schienke fehlt mir bei einer solchen Arbeit u. die ist froh, dass sie endlich eine aussichtsreiche Stelle hat. - Ganz abgesehen, dass ich mit Frau und 5 Kindern jetzt in einem Lebenskreis stehe, der mir täglich zwar Freude aber auch viel Sorge bringt. Aber lassen wir das einmal alles beiseite. - Mein Vorschlag in der Sache selbst: Du musst umgehend nach hier kommen u. wenn es nur für einen Tag ist; schriftlich lassen sich die Einzelheiten nicht so erläutern - auch der geistige Kontakt einer Aussprache ist unersetzlich; 2-3 Stunden genügen für eine "Grob"-sichtung der Dokumente, denn ich kann Dir doch schlecht einige Kisten schicken etc. - Eine Bekannte von mir aus Wien reist jetzt auch in Deutschland, also die Visa-frage kann es doch nicht sein! Iburg liegt in der britischen Zone, aber das dürfte keine Rolle spielen - es gibt keinerlei keine Kontrollen mehr. - Inzwischen werden sich die Dinge auch bei mir etwas konsolidiert haben. Überlege Dir doch bitte diesen Vorschlag, ich habe das feste Gefühl, dass er für beide Teile eine gute Lösung bedeutet. - Entschuldige, wenn ich jetzt schliesse, ich muss fast jeden Mittag, wandelnd wie eine Leiche, zum Gemeindeamt; man will jetzt plötzlich meine Frau mit den 5 Kindern aus den 2 Zimmern ohne Ersatz raussetzen; Räumungsurteil liegt vor. Wenn ich nichts erreiche, werde ich, sollte man mich auch wieder einsperren, das ganze Gem.-amt mit meinem Krückstock zusammenschlagen; diese stille Rache ist ja gemeingefährlich von diesen neuen Parteibonzen. Unheimlich, was sich da ein Pendelrückschlag vorbereitet. - Wo bleibt Deine Philosophie als Historiker: Lernen die Menschen aus der Geschichte o. nicht?? - Empfehlung m. Handkuss Deiner Gattin, (ob Dein Töchterchen, jetzt Tochter sich des Mittagessens noch erinnert?).

Herzliche Grüsse - auch v. m. Frau -

Dein Walter



22.8.1955.

Mein lieber Walter

28. 8. 1950

Mein lieber ...!

Meine Frau dankt bestens für Deine Zeilen vom 15. 8., die ich natürlich beantworte, da ich z. Zt. wieder dazu imstande bin. - Du hattest leider Recht; ich hatte auch wieder einen schweren Rückfall. Nach eingehender Beratung mit meinen Ärzten und einigen wohlmeinenden Freunden soll ich mir unbedingt eine weitere Schonzeit auferlegen, die verbunden werden soll mit einer bes. Spezialbehandlung. - Allein schon aus diesen zwingenden Gründen muss ich Dir die grosse Enttäuschung bereiten, von unserem gemeinsamen Plan Abstand nehmen zu müssen. Nach wirklich abgeschlossener, erfolgreicher Rekoneszenz soll ich dann erst erneut Arbeitspläne und deren Verwirklichung überprüfen. Meine Freunde rieten mir ab, unter diesen Umständen, in dieser schnellebigen Zeit, auf unserem ursprünglichen Plan festzusitzen; sie rieten mir dringend, eine Politik der freien Hand alsdann beizubehalten. Nach reiflicher Überlegung schliesse ich mich dieser Auffassung an, u. ich bin überzeugt, dass Du nach Lage des Falles meine Entscheidung billigen wirst, so sehr enttäuschend es im Moment auch sein mag.

Keinesfalls habe ich die Absicht, mit Dir z.B. in Konkurrenz zu schreiben; u. Umständen könnte aber eine Umkehrung des Planes zur gegebenen Zeit wert einer Prüfung zu sein. Aber es ist dies eine nur so hingeworfene Idee, zunächst muss ich mich ganz meiner Gesundheit widmen; meine Materialsammlung ist gut, ich lasse sie auch ungestört weiter drucken. Mit besten Grüssen von Haus zu Haus

Dein Walter.

275

Mein Frau dankt bestens für Deine Zeilen vom 15. 8., die ich natürlich beantworte, da ich z. Zt. wieder dazu imstande bin. - Du hattest leider Recht; ich hatte auch wieder einen schweren Rückfall. Nach eingehender Beratung mit meinen Ärzten und einigen wohlmeinenden Freunden soll ich mir unbedingt eine weitere Schonzeit auferlegen, die verbunden werden soll mit einer bes. Spezialbehandlung. - Allein schon aus diesen zwingenden Gründen muss ich Dir die grosse Enttäuschung bereiten, von unserem gemeinsamen Plan Abstand nehmen zu müssen. Nach wirklich abgeschlossener, erfolgreicher Rekoneszenz soll ich dann erst erneut Arbeitspläne und deren Verwirklichung überprüfen. Meine Freunde rieten mir ab, unter diesen Umständen, in dieser schnellebigen Zeit, auf unserem ursprünglichen Plan festzusitzen; sie rieten mir dringend, eine Politik der freien Hand alsdann beizubehalten. Nach reiflicher Überlegung schliesse ich mich dieser Auffassung an, u. ich bin überzeugt, dass Du nach Lage des Falles meine Entscheidung billigen wirst, so sehr enttäuschend es im Moment auch sein mag.

## NACHWORT

In allen Rechtssystemen der Welt gilt Geldfälschung als gemeines Verbrechen, das unter schwere Strafe gestellt ist. Die öffentliche Meinung verurteilt es als moralisch verwerflich, nicht etwa nur wegen der Verletzung eines staatlichen Hoheitsrechtes, des Geldschöpfungs-Monopols, sondern vor allem wegen der Schädigung von Privatpersonen und damit des Wirtschaftslebens.

Haben sich das die Organisatoren und Mitarbeiter des «Unternehmens Bernhard» nicht vor Augen gehalten? Hatten sie keinerlei Gewissensbedenken bei ihrer Tätigkeit? Diese Fragen lassen sich nicht generalisierend beantworten. Es gab Bernhard-Leute, die sich einfach keine Gedanken machten; andere, die, wenn es um die Existenz der Nation ging, jedes Mittel für gerechtfertigt hielten. Und schliesslich auch Menschen, die in ernster Auseinandersetzung mit sich selbst versuchten, ihre Geldfälscher-Arbeit mit den Grundsätzen der Ethik und ihrem eigenen Gewissen in Einklang zu bringen.

Mir selbst war die Geldfälschungsaktion anfänglich höchst zuwider. Nicht nur aus rechtlichen und moralischen Bedenken, sondern auch, weil ich glaubte, dass sie allein auf die Initiative Heydrich zurückgehe, was freilich nicht in vollem Umfang richtig war. Heydrich aber war für mich die Verkörperung des Willens zum Bösen; er hatte nicht etwa eine falsche Moral, sondern gar keine, und vieles von dem, was er tat, war insofern irrational, als es nur aus urgründiger Freude am Negativen zu erklären war. Was von ihm kam, war mir daher immer verdächtig, auch dann, wenn man es nicht gleich als verbrecherisch erkennen konnte. Dazu kam, dass ich mit dem «Unternehmen Bernhard» ausgerechnet auf dem Umweg über die Erforschung der ungarischen Franc-Fälscher-Affäre in Verbindung gekommen war, und ich gehörte zu jenen vielen Österreichern, denen der ungarische Chauvinismus und seine Methoden unsympathisch sind. So konnte deren Nachahmung bei mir nur gefühlsmässige Widerstände wachrufen.

Auch schien mir, dass die einzige Möglichkeit, die Fälschung der Banknoten des Gegners zu rechtfertigen, die reale Wirksamkeit dieser Methode als eines Kriegsmittels sei. Nur wenn die Abwehrkraft des Feindes durch die Fälschungen ernstlich geschwächt

wurde, wenn das Unternehmen sich also in erster Linie gegen den fremden Staat und nicht gegen die Brieftaschen von Privatpersonen richtete, konnte man seine moralische Entschuldbarkeit überhaupt diskutieren.

Anfänglich glaubte ich, dass die Falschgeld-Herstellung dem Gegner nicht wirklich schaden könne und daher unzählige Menschen schwer geschädigt werden müssten, ohne dass der Kriegsausgang dadurch merklich beeinflusst werden könnte. Aber später änderte ich meine Meinung, vor allem unter dem Eindruck der Argumente Schwends. Er legte mir dar, dass durch Banknoten-Fälschungen, wenn sie nur technisch vollkommen waren und einen entsprechenden Umfang erreichten, das Wirtschaftsleben des Kriegsgegners zum Erliegen gebracht werden könne. Kaufkraft und somit Wert des Papiergeldes, also seine Tauglichkeit, die Tauschvorgänge, aus denen das Wirtschaftsleben weitestgehend besteht, überhaupt zu vermitteln, beruhe auf dem Vertrauen.

Sei es einmal zerstört, in unserem Fall dadurch, dass niemand mehr weiss, ob der Geldschein, den er in der Hand hat, echt oder ein wertloses Stück Papier ist, dann müsse der Wirtschaftsprozess ins Stocken geraten, und vielleicht würde der ganze komplizierte Mechanismus überhaupt zum Stillstand gebracht werden. Auch der Ausweg, dass die betroffenen Staatsbanken einfach auch die falschen Noten honorierten, sei nicht gangbar, denn auf diese Weise würden inflatorische Wirkungen und schliesslich eine Art Staatsbankrott herbeigeführt, vorausgesetzt, dass die in Umlauf gebrachte Falschgeldmenge gross genug sei.

Insbesondere werde jede im Krieg unbedingt nötige Bewirtschaftung illusorisch, wenn man der grossstädtischen Bevölkerung durch das Einpumpen von Falschgeld-Milliarden die Möglichkeit gebe, die landwirtschaftlichen Produkte der Bauern x-fach zu überzahlen, wenn also zum Beispiel jeder zweite Engländer für ein Pfund Butter 10 Pfund, die er praktisch nur von der Strasse aufzulesen brauche, auslegen könne. Und was würde erst geschehen, wenn man den sowjetischen Soldaten mit ihrer lächerlich geringen Löhnung Tausende von Rubel in die Hände spiele?

Schwend führte mir vor Augen, welch katastrophale Zustände in Deutschland und in den von deutschen Truppen beherrschten Gebieten Europas eintreten müssten, wenn unsere Kriegsgegner

Reichsmark gefälscht oder auch falsche Dollars und Pfunde in den deutschen Machtbereich eingeschmuggelt hätten. Mit Reichsmark konnte man damals praktisch durch den grösseren Teil Europas kommen; damit wäre es zu Ende gewesen, wenn dieses Besatzungsgeld in grossen Mengen nachgemacht worden wäre. Deutschland sammelte, wo es die Kontrolle hatte, mühsam alles, was an «harter Währung» aufzutreiben war, um damit lebens- und kriegswichtige Lieferungen aus dem Ausland zu kaufen. Auch dieser letzte Rest von Aussenhandel wäre hoffnungslos versandet, wenn zum Beispiel die Schweiz festgestellt hätte, dass ein grösserer Prozentsatz des deutschen Kaufgeldes aus gefälschten Dollar- oder Pfund-Noten bestand (weshalb übrigens auch zu solchen offiziellen Einkäufen niemals Bernhard-Pfunde verwendet worden sind).

Nun war freilich Deutschland, alles andere eher als autark, in einer kriegswirtschaftlich besonders bedrängten Lage und daher überaus verletzlich. Aber auch die britische und die amerikanische Währung waren, wie mir Schwend überzeugend nachwies, keineswegs unverwundbar. Die Gefahr für sie lag paradoxerweise gerade in ihrem hohen Kredit: wenn diese bisher über jeden Zweifel erhabenen Wertzeichen mit einem Mal durch Massenfälschungen fragwürdig wurden, dann musste gleichsam eine ganze ökonomische Welt zusammenbrechen; die psychologischen Wirkungen und nicht die unmittelbar währungstechnischen waren es, die auf diese Weise die wirtschaftlichen nach sich ziehen mussten, und, lawinenartig anwachsend, zu einer Katastrophe der gegnerischen Kriegswirtschaft führen konnten.

Um solchen Effekt zu erzielen, hätten allerdings bei Kriegsbeginn schon Milliarden-Mengen bereitliegen und man hätte auch zu dem ursprünglich geplanten Verbreitungsmittel des Flugzeugabwurfs greifen müssen. Aber Schwend meinte, und ich musste ihm darin beipflichten, dass trotzdem auch in dem bereits fortgeschrittenen Stadium des Krieges, in dem wir uns bei dem Startzeichen für das «Unternehmen Bernhard» befanden, noch viel Schaden und Verwirrung auf der Gegenseite angerichtet werden konnte, wenn man nur folgerichtig und beharrlich weiterarbeitete. So kam ich schliesslich zu der Überzeugung, dass die Banknotenfälschung tatsächlich ein ernstzunehmendes Kriegsmittel war.

Freilich blieb ein Bedenken bestehen: Die Beinrächtigung des

Gegners konnte nur durch Schädigung von Privatleuten und auf keinem anderen Weg zustande gebracht werden. Aber die Entwicklung der Kampfmethoden war längst über die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten, Militär und Zivilbevölkerung hinweggegangen. Konnte in einer Kriegsphase, wo die Bombardierung der Stadtkerne bereits begonnen hatte, bis schliesslich Hunderttausende von Frauen, Kindern, alten Leuten unbarmherzig verbrannt, verschüttet, erstickt, erschlagen wurden, die Verbreitung von Falschgeld moralisch verworfen, der Abwurf von Bomben aber als fliegerische Tüchtigkeit, ja als Heldentat gepriesen werden? Nicht einmal das Argument der Gegenwehr und des Risikos kann man ins Treffen führen: Lange vor dem Ende des Krieges war die deutsche Flugabwehr durch Jäger und Flak zusammengebrochen. Wenn es «erlaubt» war, unschuldige und völlig wehrlose Menschen, weil das Gesetz des Krieges herrschte, auf grausamste Weise und in Massen zu töten, dann konnte man die Falschgeld-Verbreiter nicht als Verbrecher behandeln. Dort wurde das Leben genommen, hier nur Geld. Ganz abgesehen davon, dass nach angelsächsischem Rechtsbrauch das «feindliche Privatvermögen» im Ausland beschlagnahmt und konfisziert wurde und dass dieser Rechtsbrauch durch stillschweigende Anerkennung zum geltenden Völkerrecht geworden ist. In der Substanz unterscheidet sich aber die Schädigung durch solche Massnahmen nicht von der Schädigung durch eine Falschgeld-Aktion. Wenn dadurch gelegentlich auch nichtfeindliche Ausländer betroffen wurden, so konnte man diese unbeabsichtigte, aber manchmal unvermeidliche Nebenwirkung nicht anders bewerten als die ebenso unvermeidliche Schädigung der eigenen Bevölkerung durch Kriegsmassnahmen und individuelle Kriegsfolgen.

Es ist natürlich die Frage, ob der «totale Krieg», ob die Aufhebung der Unterscheidung zwischen Kämpfern und Nichtkämpfern, die zu seinem Wesen gehört, moralisch zu rechtfertigen ist. Ich persönlich glaube es nicht. Die Entwicklung, die ein solches Ergebnis gebracht hat, ist ein Rückfall in potenzierte Barbarei. Aber wenn der Krieg nun einmal geführt wurde, und als totaler Krieg geführt wurde, dann konnte nicht nur keiner der beteiligten Staaten für sich an den Methoden der Kavaliere- und Kabinetts-Kriege oder auch der Nationalkriege des 19. Jahrhunderts festhalten, ohne

sofort ausgelöscht zu werden, und dann konnte auch keiner der vielen Millionen zum Kriegsdienst Einberufenen sich der Gesetzlichkeit des totalen Kriegs entziehen – es sei denn, man verlangte von ihm eine verbrecherische Handlung, zu der man den Krieg bloss als Tarnung benutzte. Es hätte nur eine Möglichkeit gegeben, sich vom totalen Krieg und seinen Methoden zu absentieren: die Kriegsdienstverweigerung, und sie bedeutete im Deutschland des Nationalsozialismus den Henkerstod. Aber abgesehen davon, dass niemand das Recht hat, von anderen einen Heroismus zu fordern, zu dem er selbst nicht bereit ist (wenn der totale Krieg überhaupt unerlaubt ist, dann ist er es auch für Amerikaner und Russen) – die Kriegsdienstverweigerung erschien mir unmoralisch und unerlaubt, aus den gleichen Gründen, die seit dem Aufkommen der allgemeinen Wehrpflicht gelten. Noch sind wir nicht so weit, dass alles Recht und alle Moral nur auf Seiten der Kriegsdienstverweigerer gesehen wird.

Freilich, das Gewissen gibt sich nicht zufrieden. Darum war es für mich von grossem Wert, dass meine Auffassung durch die britische Haltung in Nürnberg bekräftigt wurde. Ich war damals «ewiger Zeuge» bei verschiedenen Kriegsverbrecher-Prozessen, weil ich nicht belastet war, unter keiner Anklage stand und daher immer wieder herangezogen wurde. So konnte ich selbst erleben, wie die amerikanische Anklagebehörde versuchte, Schellenberg auch wegen des «Unternehmens Bernhard» vor das Tribunal zu bringen. Ich wurde nämlich sehr häufig zu dieser Sache vernommen, Schellenberg selbstverständlich noch viel öfter. Aber dann hörten plötzlich, mit einem Schlag, alle das «Unternehmen Bernhard» betreffenden Fragen auf. Später versicherte mir ein amerikanischer Offizier, der das vermöge seines Einblicks in die Gerichtsvorgänge wissen konnte, die britische Anklagebehörde selbst habe die Amerikaner gebeten, die Fälschungssaffäre nicht mehr weiter zu verfolgen. Und Schellenberg wurde, wie er mir versicherte, bedeutet, dass das «Unternehmen Bernhard» bis zum Tag der deutschen Kapitulation als erlaubte Kriegslust anzusehen sei. Erst die Fortsetzung über den 9. Mai 1945 hinaus wäre eine kriminelle Handlung. Daher versuchte die Anklagebehörde zunächst noch, herauszubekommen, ob Schellenberg nicht während seines Aufenthalts in Schweden nach der Kapitulation falsche

Pfunde verkauft habe. Da das aber nicht der Fall war, wurde das «Unternehmen Bernhard» vor dem Militärtribunal nicht verhandelt.

Es mag bei der Einstellung der Untersuchung auch mitgewirkt haben, dass, wie mir schon Naujocks glaubhaft versichert hatte, die Engländer selbst gefälschte Lebensmittelmarken durch Flugzeuge über Deutschland hatten abwerfen lassen. Wenn man bedenkt, dass Lebensmittelmarken damals wichtiger waren als Geld, dann ist die Parallele zu der deutschen Pfund-Fälschungsaktion offenkundig: im einen wie dem anderen Fall wurde versucht, die Wirtschaft des Gegners zu stören und zu erschüttern. Auch in anderen Fällen wurden in Nürnberg Freisprüche erzielt, wenn die Verteidigung durch Zeugen nachweisen konnte, dass auf alliierter Seite während des Krieges gleiche oder ähnliche Massnahmen getroffen worden waren. So wurde Grossadmiral Dönitz in manchen Anklagepunkten freigesprochen, weil der amerikanische Admiral Nimitz bestätigte, dass auch die USA-Marine dieselben «ungesetzlichen», oder besser gesagt, nicht kodifizierten Methoden anwendete, und Skorzeny galt als entlastet, weil Kapitän F. Yeo-Thomas vom englischen Geheimdienst angab, dass auch auf britischer Seite Kommando-Unternehmen hinter der deutschen Front in deutschen Uniformen durchgeführt worden waren.

Man muss annehmen, dass, solange das grosse Übel des totalen Krieges dauert, die Staaten in ihre Kalkulation die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit gegnerischer Banknotenfälschungen als Mittel der wirtschaftlichen Kriegführung einzusetzen haben. Erst wenn es einmal gelingen sollte, die Kampfmethoden wieder rechtlich wirksam zu begrenzen, wird es auch möglich sein, den «Banknotenkrieg» abzuschaffen.

## PERSONENREGISTER

- Alexander Obrenovic, serbischer König 218  
Alois, Pseudonym. Deutscher Agent in London 246–248  
Auer, Dr. Paul, Anwalt der französischen Nationalbank beim Francfälscherprozess in Budapest 57  
Andrássy jun., Graf Julius, österreichisch-ungarischer Aussenminister 38  
Apponyi, Graf Albert, Ungarns Sprecher beim Völkerbund 51  
Baczó, ungarischer sozialistischer Redakteur 27  
Badoglio Pietro, italienischer Marschall und Ministerpräsident 116, 123, 129, 131, 141, 145, 159  
Baross Gabriel, Präsident der ungarischen Postsparkasse 43–45, 58  
Bauer Max, deutscher Generalstabsoberst und rechtsradikaler Politiker nach dem ersten Weltkrieg 19, 33–39  
Bazna Eliaza – Cicero, albanischer Kammerdiener des englischen Gesandten in Ankara. (Auch Bozna geschrieben, im türkischen Innenministerium lautete der Name jedoch Bazna) 223, 226–229  
Beetz Hildegard, Sekretärin des Autors in Rom 165–170  
Beniczky, Edmund von, ungarischer Innenminister 28  
Bernadotte, Graf Folke, schwedischer Hocharistokrat, durch Vermittlungsaktion im Zweiten Weltkrieg bekannt geworden 248, 274  
Best S. Payne, Offizier des englischen Geheimdienstes 69, 78  
Best, Dr. Werner, SS-General, Amtschef im RSHA 91, 108, 261  
Bethlen, Graf Stephan, ungarischer Ministerpräsident 21, 22, 26, 28, 32, 38–43, 46–53, 55, 58–63  
Bibo, Denes von, ungarischer Major, Leiter des ungarischen Funkabhördienstes 234–237, 241, 244  
Bormann Martin, Reichsleiter, Chef der Parteikanzlei der NSDAP 164, 252  
Briand Aristide, französischer Staatsmann 32, 34  
Broz Josip – Tito, Marschall und Staatschef von Jugoslawien 65, 175, 181, 220, 221  
Bunge Charlotte, amerikanische Millionärin 104  
Buntrock, deutscher Generalstabsoberst und Leiter der Frontaufklärungsverbände im Rahmen des Amtes Mil des RSHA 274  
Canaris Wilhelm, deutscher Admiral, Leiter des deutschen militärischen Geheimdienstes 98, 272  
Chamberlain, Sir Neville, britischer Aussenminister 55  
Chapman Eddy, britischer Agent 247  
Churchill, Sir Winston Spencer, britischer Staatsmann 184, 188, 215, 247  
Ciano, Graf von Cortelazzo und Buccari, Galeazzo, italienischer Aussenminister 110, 111, 140–169  
Ciano, Gräfin Edda, Tochter Mussolinis und Gemahlin des Grafen Ciano 141–151, 160–170  
Cicero, siehe Bazna  
Collard-Hastingue, französischer Vertreter beim Francfälscherprozess in Budapest 57



Colonna, italienische Fürstin 111  
 Cvetkoviss DragiSa, jugoslawischer Ministerpräsident 218  
 Czernin, Graf Jaromir, österreichischer Hocharistokrat 268  
 Dálnoki-Miklós Bela, ungarischer Generaloberst und Ministerpräsident 64, 235  
 Daufeld Hans, SS-Oberstleutnant, Gruppenleiter im Amt VI des RSHA 274  
 Dewitz von, leitender Funktionär des Amtes Mil des RSHA 274  
 Dietrich Josef, SS-Generaloberst, Kommandeur der Leibstandarte Adolf Hitler 83  
 Dimitrijević Drăgutin, Führer der serbischen Geheimorganisation «Schwarze Hand»  
 218  
 Dollfuss, Dr. Engelbert, österreichischer Bundeskanzler 29, 30  
 Dollmann, Dr. Eugen, SS-Oberst, Beauftragter Himmlers in Italien 125  
 Dönitz Karl, Grossadmiral, letztes deutsches Staatsoberhaupt 5, 137, 248,  
 260, 282  
 Dulles Allen Welsh, Leiter des amerikanischen Geheimdienstes OSS in Mittel-  
 europa während des zweiten Weltkrieges 204, 248, 249  
 Elisabeth, Gemahlin von Georg VI., König von England 185, 186  
 Epp, Ritter Franz, deutscher General und Freikorpsführer 33  
 Erhardt Hermann, Kapitän, deutscher Politiker und Freikorpsführer 33, 34  
 Eszterházy, ungarischer Fürst 24  
 Farrell Eldemiro, argentinischer Kriegsminister 157  
 Figl Andreas, k. u. k. Hauptmann d. R., berühmter Dechiffreur 233  
 Finke August, SS-Major und Hauptbeauftragter des Amtes VI des RSHA  
 in Schweden 274  
 Fischl Otto, tschechischer Kommunist, stellvertretender Finanzminister  
 188, 195, 196  
 Fleischmann, Moritz von, ungarischer Generalstabsoberst 45  
 Franz Ferdinand von Habsburg, österreichischer Thronfolger 218  
 Franco Bahamonde Francisco, Generalissimus und Staatschef in Spanien 215  
 François-Poncet Andre, französischer Diplomat 17  
 Franke Elisabeth, Sekretärin im Amt VI des RSHA 274  
 Frederiksen, vermutlich Pseudonym, dänischer Hoteldirektor, «Bernhardagent»  
 260–263  
 Freister, Dr. Roland, deutscher Staatssekretär, Präsident des Volksgerichtshofes  
 93  
 Fritzsche Hans, deutscher Rundfunkkommentator im Zweiten Weltkrieg 93  
 Funk Walter, deutscher Reichsminister 100, 108, 110, 112  
 de Gaulle Charles Andre Joseph, General, Führer der französischen  
 Résistance und Ministerpräsident 207, 210, 211, 214, 215  
 Georg V., König von England 185  
 Georg VI., König von England 185, 186  
 Gerens Geerd, Angehöriger der deutschen Marineversuchsanstalt am Toplitzsee  
 259

Gero Ladislav, Major des ungarischen Militär-Geographischen Institutes 38–41, 60

Glaise von Horstenau Edmund, österreichischer Generalstaatsarchivar und Oberst a. D., Minister, später deutscher General der Infanterie 64, 94, 176

Goebbels, Dr. Josef, deutscher Reichsminister für Propaganda 93, 162, 167, 231, 232

Goerdeler, Dr. Carl, ehern. Oberbürgermeister von Leipzig, führendes Mitglied der deutschen Widerstandsbewegung 95

Gömbös, Julius von, ungarischer Ministerpräsident 62

Göring Hermann, deutscher Reichsmarschall, Reichsminister 103, 234, 269

Grandi, Graf Dino, italienischer Faschist, Politiker 164

Grimmert, Legationsrat im deutschen Ausenministerium 35

Gröbl, Dr. Wilhelm, SS-Hauptmann im deutschen Geheimdienst 98, 101 bis 115, 126, 127, 133–146, 170, 182, 183

Guani, Dr. Alberto, uruguayischer Ausenminister und Vizepräsident 156

Guderian Heinz, deutscher Generaloberst und Generalstabschef 63

Guisan Henri, General und Oberbefehlshaber der Schweizer Armee während des zweiten Weltkrieges 274

Hajts Geza, General, Leiter des ungarischen Militär-Geographischen Institutes 60

Harrison Leiland, amerikanischer Gesandter in Bern 248

Harster, Dr. Wilhelm, SS-General und Chef der Sicherheitspolizei in Italien 166, 168

Hatz Otto – Hätzszeghy, ungarischer Oberst, Militärattaché in der Türkei 241–243

Hebrang Andrija, jugoslawischer Minister für Leichtindustrie 218, 221, 222

Hegedüs András, ungarischer kommunistischer Ministerpräsident 24

Hejjas Istvan, Führer der ungarischen Rongyos Garda 27

Hess Rudolf, Stellvertreter Hitlers 135

Heydrich Reinhard, SS-General, Chef der deutschen Sicherheitspolizei und des SD, Stellvertretender Reichsprotektor von Böhmen und Mähren 16, 17, 20, 21, 34, 35, 67–76, 82–97, 108, 136, 277

Himmler Heinrich, Reichsführer der SS, Reichsinnenminister 6, 15, 93–95, 107–112, 124–142, 160–167, 177–194, 201–205, 240, 252

Hir Georg, ungarischer Abgeordneter 58, 59

Hitler Adolf, deutsches Staatsoberhaupt und Reichskanzler 16, 17, 29, 33, 64–74, 94–113, 126–142, 154–167, 177–255, 269

Hoffmann Heinrich, «Leibfotograf» Hitlers 269

Horthy Nikolaus von Nagybánya, Admiral, ungarischer Reichsverweser 22–28, 39, 53–65, 235

Horthy Nikolaus jun., ungarischer Gesandter 64, 65

Horváth Lorand, ungarischer Bankdirektor 44, 45

Huber Franz Josef, SS-Generalmajor, Chef der Gestapo in Wien 119, 120

Huegel, Dr. Klaus, SS-Major und Schweizreferent im Amt VI des RSHA

Isselhorst, SS-Oberst, Gestapochof in Dänemark 261  
 Jankovich von Jeszenicze, Aristide, ungarischer Generalstabsobers 46 bis 49, 57  
 Jodl Alfred, deutscher Generaloberst, Chef des Wehrmachtsführungsstabes 177, 240  
 Jost Heinz, SS-Generalmajor, Chef des Amtes VI des RSHA 67–71, 84, 107, 233  
 Kaltenbrunner, Dr. Ernst, SS-General, Chef der deutschen Sicherheitspolizei und des SD 6, 86–125, 131–142, 154–187, 223–228, 245–256, 267  
 Kammler, SS-General, Beauftragter Hitlers für V-Waffen 246, 247  
 Kapp Wolfgang, deutscher rechtsradikaler Politiker 19, 33  
 Kappler Herbert, SS-Oberst, Polizeiattaché an der deutschen Botschaft in Rom 124–132, 144  
 Karageorgevld, serbische Königsdynastie 218  
 Karl I., Kaiser von Österreich und König von Ungarn 19, 32  
 Karvaä Emmerich, Präsident des obersten slowakischen Versorgungsamtes, Gouverneur der Nationalbank 194  
 Kellers, Dr. Hans, Angehöriger der deutschen Marineversuchsstation am Toplitzsee 259  
 Kemal Atatürk Mustafa, türkischer Staatschef 42, 54  
 Kesselring Albert, deutscher Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe in Italien 124, 130, 140, 143, 252  
 Kleyenstüber Arno, Obstlt. d. Gstbs. der deutschen Luftwaffe, KO-Leiter Madrid 274  
 Knatchbull-Hugessen, Sir Hugh, britischer Gesandter in der Türkei 226, 228  
 Knochen, Dr. Helmut, SS-Oberst, Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei und des SD in Frankreich 209, 213  
 Kovacevic Milan, serbischer Grosskaufmann, «Bernhardagent» 218–222  
 Krüger Bernhard, SS-Major, Referent im Amt VI des RSHA 14, 72–89, 107, 110, 262, 263  
 Kun Bela, Chef der ersten ungarischen kommunistischen Regierung 1919 25, 241  
 Kurz Alexander, Oberst, Leiter des ungarischen Militär-Geographischen Institutes 60  
 Kuthy László, Generalstabsobers, Leiter der ungarischen militärischen Abwehr 234, 235, 240, 242, 243  
 Lakatos Geza, ungarischer Generaloberst und Ministerpräsident 28  
 Laval Pierre, französischer Ministerpräsident 214  
 Laval, Deckname, «Bernhardagent» in Frankreich 207–217  
 Ledochowsky, Graf Wlodzimierz Halke von, Jesuitengeneral 84  
 Lepel von, leitender Funktionär des Amtes Mil. des RSHA 274  
 Lepercq, französischer Finanzminister in der Regierung de Gaulle 215  
 Leslie, britischer Konsul in der Schweiz 249

Löhr Alexander, deutscher Generaloberst, Heeresgruppenoberbefehlshaber in Griechenland 252

Löwenstein, Fürst, Präsident des Nationalen Clubs in Berlin 34, 35

Ludendorff Erich, deutscher General und Politiker 33

Ludin Hans, deutscher Gesandter in der Slowakei 192, 193, 194

Mackensen, Hans Georg von, deutscher Botschafter in Rom 130

Magyarossy Istvan, ungarischer Kaufmann, «Bernhardagent» 194–199

Maitzan Ago, Freiherr von Wartenberg und Penzlin, deutscher Staatssekretär im deutschen Auswärtigen Amt 35

Mankovich, Dr., ungarischer Textilfabrikant 57

Mankovich, ungarischer Offizier 57

Manoilescu Mihail, rumänischer Aussenminister 153

Marconi, Deckname eines angeblichen italienischen Erfinders 199–206

Mason James, englischer Filmschauspieler 229

Masson Roger, Generalstabsoberst und Chef des Schweizer Geheimdienstes während des Zweiten Weltkrieges 274

Matteotti Giacomo, italienischer sozialistischer Politiker 27

Mayr Hermann, Ing., Angehöriger der deutschen Marineversuchsstation am Top-Itzsee 258, 259

Meegeren Hans, holländischer Maler und Bilderfälscher 269

Meindl, Dr. Franz, Generaldirektor der österreichischen Steyrwerke 250

Meszáros, Julius von, ungarischer Professor, Orientalist 31, 32, 42, 43, 53–59

Michaelis Charles, Angehöriger des amerikanischen C. I. D. in München 269, 270

Mihajlowic Draza, jugoslawischer General, Führer der nationalen Widerstandsbewegung im Zweiten Weltkrieg 179, 219, 220

Mosley Sir Oswald, Führer der britischen faschistischen Bewegung 188

Moyzisch Ludwig, SS-Major, Hauptvertrauensmann des deutschen Geheimdienstes in der Türkei 223–229, 238

Müller Heinrich, SS-Generalleutnant, Amtschef IV im RSHA 92–97, 119–125

Mussolini Benito, Führer der italienischen faschistischen Bewegung und Ministerpräsident Italiens 29, 110–116, 123–142, 152–205

Mussolini Rachele, Mussolinis Frau 142, 163

Mussolini Bruno, Sohn Mussolinis 163

Mussolini Vittorio, Sohn Mussolinis 142, 163

Mussolini Romano, Sohn Mussolinis 142

Mussolini Annamaria, Tochter Mussolinis 142

Nally Georg Mac, amerikanischer Falschgeldspezialist 11

Nadossy Emmerich, General, ungarischer Landespolizeichef 38–63

Naumann Erich, SS-Generalmajor, Führer des SS-Oberabschnittes Donau 14, 17, 20

Naujocks Alfred, SS-Major, Gruppenleiter im Amt VI des RSHA 68–86, 90, 91, 282

Nedic Milan, jugoslawischer Generaloberst, Ministerpräsident von Serbien 1941–1945 220

Neubacher, Dr. Ing. Hermann, deutscher Gesandter in Belgrad 223, 224

Nimitz Chester, amerikanischer Admiral 282

Ohletz, Obstlt. d. Gstbs. der deutschen Luftwaffe, Abteilungsleiter im Amt Mil. des RSHA 274

Pacelli Pius XII., regierender Papst 128

Paeffgen, Dr. Theo, SS-Oberstleutnant und Gruppenleiter im Amt VI des RSHA 274

Papen, Franz von, deutscher Botschafter in der Türkei 225, 239

Pasic Nikola, jugoslawischer Ministerpräsident 218

Patton Georg Smith, General, Oberbefehlshaber einer amerikanischen Armee 249

Pavolini Alessandro, Chef der neuen faschistischen Partei nach 1943 164

Perényi, Baron Sigmund, Präsident der «Tesz» 46

Pétain Henri Philippe, französischer Marschall und Ministerpräsident der Vichy-Regierung 210

Petersen, Pseudonym eines deutschen «Bernhardagenten» 172–175

Pichler, Ing. Ludwig, Angehöriger der deutschen Marineversuchsstation am Toplitzsee 258, 259

Pilsudsky Josef, polnischer Marschall und Staatschef 32, 34

Pronay Paul, ungarischer Staatssekretär 47

Pucci, Marchese Emilio, Freund der Familie Ciano 168

Quisling Vidkun, norwegischer Ministerpräsident während der deutschen Besetzung 190

Raba Desiderius, Sekretär des Prinzen Windischgrätz 50–60

Rahn, Dr. Rudolf, deutscher Botschafter in Italien 201

Rajk László, ungarischer Innenminister 24

Rákosi Mátyás, (früher Roth), Generalsekretär der ungarischen Kommunistischen Partei 24, 241

Rakovszky Istvan, ungarischer Innenminister 28, 49, 50

Rankovic Aleksandar, Generaloberst, jugoslawischer Innenminister 220–222

Rasch, Dr. Dr., SS-Generalmajor, Inspekteur der Sicherheitspolizei in Österreich 20, 21, 34

Reeves Harry, Falschgeldspezialist der Bank von England 11

Rendulic, Dr. Lothar, deutscher Generaloberst, Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe 252

Ribbentrop, Joachim von, deutscher Reichsaussenminister 129, 153–155, 167, 213–239

Ricci Umberto, italienischer Innenminister 141

Richthofen Wolfram, deutscher Generalfeldmarschall 147, 148

Rintelen Anton, österreichischer Politiker und Landeshauptmann von Steiermark 124

Rintelen, Enno von, deutscher General, Militärattaché in Rom 124

Ritter, Prof. Dr. Gerhard, deutscher Historiker, Ordinarius an der Universität Freiburg 95, 96

Roatta Mario, italienischer General 156

Roeder, Dr. Rolf, SS-Oberstleutnant, Ostexperte des Amtes VI des RSHA 274

Röhm Ernst, Stabschef der SA 17

Rommel Erwin, deutscher Generalfeldmarschall 255

Ronge Max, Generalstabsoberst, Chef des österreichisch-ungarischen Kundschafterdienstes im Ersten Weltkrieg 233

Roosevelt Franklin Delano, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika 29, 215

Rothschild, Baron Louis, österreichischer Bankier 14–17

Santamarina Jorge, argentinischer Finanzminister 157

Sarper Selim, türkischer Botschafter in Moskau 238, 239

Sauerwein Jules, französischer Journalist 52

Schaub Julius, SS-General und Adjutant Hitlers 112/113, (Bild)

Schellenberg Walter, SS-Generalmajor, Leiter des deutschen Geheimdienstes 12, 86, 91–130, 142, 176–188, 212–248, 272–276, 281

Scheringer Richard, Reichswehroffizier, Generalsekretär der Kommunistischen Partei Bayerns 193

Schirach Baldur v., deutscher Reichsjugendführer u. Gauleiter von Wien 269

Schober, Dr. Johannes, Polizeipräsident von Wien, österr. Bundeskanzler 30–32

Schienke, Sekretärin Schellenbergs 275

Schultze, Ing., Angestellter d. russischen Staatsdruckerei, führend beteiligt an der Tscherwonzen- und Francfälschungsaktion 36–40

Schuschnigg, Dr. Kurt von, österreichischer Bundeskanzler 16, 93

Schwend, Ing. Friedrich, – Dr. Wendig, Leiter der Verkaufsorganisation des Unternehmens ‚Bernhard‘ 101–112, 182–278

Schwerdt, SS-Leutnant, Beauftragter Skorzenys in Dänemark 261

Seipel, Dr. Ignaz, österreichischer Bundeskanzler 61

Semjonow, weissrussischer General 103

Seyss-Inquart, Dr. Arthur, letzter österreichischer Bundeskanzler 1938 94, 225, 269

Simenfalvy, Tihamer von, ungarischer Generalstabsoberst 47

Simony-Semadan, ungarischer Ministerpräsident 27

Simoviö DuSan, jugoslawischer Generalstabsoberst, Ministerpräsident der sogenannten Putschregierung 1941 218

Skala Oskar, tschechischer KZ-Insasse, Mitarbeiter am Unternehmen ‚Bernhard‘ 12, 85

Skorzeny, Ing. Otto, SS-Oberstleutnant, Gruppenleiter im Amt VI des RSHA 9, 131–140, 181, 201, 261, 282

Slansky Rudolf, Generalsekretär der tschechischen Kommunistischen Partei 189, 196, 197

Smoljanoff Solly, bulgarischer Geldfälscher, Mitarbeiter am Unternehmen ‚Bernhard‘ 88

Somogyi, ungarischer sozialistischer Redakteur 27  
 Songgram Pibul Luang, siamesischer General und Ministerpräsident 208  
 Speer Albert, deutscher Reichsminister 5  
 Stalin Josef Wissarinowitsch, Generalissimus und Ministerpräsident der Sowjetunion 163, 186, 196, 239  
 Steengracht Gustaf Adolf, Baron von Moyland, deutscher Staatssekretär im Auswärtigen Amt 129  
 Stevens, Offizier des britischen Geheimdienstes 69, 78  
 Stresemann Gustav, deutscher Staatsmann 34, 35  
 Student Kurt, deutscher Generaloberst 130, 139, 140  
 Suvich Eugenio, Triestiner Kapitän, «Bernhardagent» 175–178  
 Szálasi Ferenz, ungarischer Ministerpräsident und Staatsführer 24, 64  
 Sztójay Demeter, General, ungarischer Ministerpräsident 235  
 Sztrache, Dr., ungarischer Staatsanwalt 51, 54, 60  
 Teleki, Graf Paul, ungarischer Ministerpräsident und Revisionistenführer 26–29, 38–43, 58  
 Terauchi Hisaichi, japanischer General und Oberbefehlshaber in Südostasien während des Zweiten Weltkrieges 208  
 Timm Eric, Angehöriger des amerikanischen C. I. D. in München 269, 270  
 Tiso Josef, slowakischer Staatspräsident 190  
 Tito, siehe Broz.  
 Togliatti Palmiro, genannt Ercoli, Führer der italienischen Kommunisten 221  
 Toll Jánctzi, ungarischer Zigeunerprimas 61  
 Török, Dr. Geza, Leiter der Justizabteilung bei der «Eksz» 54  
 Trevor-Roper H. R., britischer Historiker 274  
 Tschiankaischek, Staatschef Nationalchinas 208  
 Vaczony, Dr. Wilhelm, liberaler Politiker und Führer der ungarischen Juden 51, 52  
 Vermeer Jan (V. van Delft), berühmter holländischer Maler des 17. Jh.s 268, 269  
 Velebit, Dr. Ljuba – Dr. Petroviö, jugoslawischer General, Botschafter in London 176  
 Vietinghoff-Scheel, Heinrich von, deutscher Generaloberst, Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Italien 252  
 Viktor Emanuel III., König von Italien 131  
 Weizsäcker, Freiherr Ernst von, Staatssekretär im Deutschen Auswärtigen Amt 126, 154  
 Windischgrätz, Prinz Ludwig zu, ungarischer Minister 19–26, 31–63, 71  
 Wirsing, Dr. Giselher, bedeutender deutscher Publizist 274  
 Witzleben, Erwin v., deutscher Generalfeldmarschall, führendes Mitglied der deutschen Widerstandsbewegung 96  
 Wolff Karl, SS-General, Höchster SS- und Polizeiführer in Italien 135, 201–205  
 Yeo-Thomas F., englischer Geheimdienstoffizier 282  
 Zadavec, ungarischer Armeebischof 44–47

## LITERATURVERZEICHNIS UND QUELLENREGISTER

### a) Ungedruckte – handschriftliche und maschinengeschriebene Aufzeichnungen von:

Gröbl, Dr. Wilhelm.                      Schellenberg Walter.                      Windischgrätz Ludwig.  
Naujocks Alfred.                      Schwend Friedrich.

### b) Gedruckte:

Andrassy Julius, «Diplomatie und Weltkrieg», Berlin 1920.  
Badoglio Pietro, «Italien im Zweiten Weltkrieg», München 1947.  
Bauer Max, «Der grosse Krieg in Feld und Heimat», Berlin 1921.  
Benedikt Heinrich, «Geschichte der Republik Österreich», München 1954.  
Bernadotte Folke, «Das Ende», Zürich 1945.  
Brandis Clemens, «Die ungarische Seele», Wien 1925.  
Ciano Galeazzo, «Diplomatie Papers», hrsgb. v. Muggeridge, London 1948.  
Ciano Galeazzo, «Diario», Mailand 1946.  
Dedijer Vladimir, «Tito», Berlin 1953.  
Diels Rudolf, «Lucifer ante Portas», Stuttgart 1949.  
Dulles Allen W., «Germanys Underground», New York 1947.  
Frisdrauer Willi, «Himmler», London 1953.  
Füller, J. F. C., «Der Zweite Weltkrieg», Stuttgart 1950.  
Glaise-Horstenau Edmund, «Die Katastrophe», Zürich 1929.  
Goebbels Joseph, Tagebücher, hrsgb. v. Lochner, Zürich 1948.  
Hagen Walter, «Die geheime Front», Linz 1950.  
Horthy, Nikolaus v., «Ein Leben für Ungarn», Bonn 1952.  
Jedlicka Ludwig, «Avant l'Anschluss», Documents 4/5, 1951.  
Károlyi Michael, «Gegen die ganze Welt», München 1924.  
Kempner Robert – Haensel Carl, «Das Urteil im Wilhelmstrassen-Prozess»,  
Schwäbisch-Gmünd 1950.  
Kiszling Rudolf, «Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este», Münster 1954.  
Kjoseff Dino G., «Tito ohne Maske», Berlin 1953.  
Langoth Franz, «Kampf um Österreich», Wels 1951.  
Moyzisch Ludwig C., «Der Fall Cicero», Frankfurt/M. 1950.  
Mussolini Rachele, «Mein Leben mit Benito», Zürich 1948.  
Papen Franz, «Der Wahrheit eine Gasse», München 1952.  
Picker Henry, «Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941/42»,  
Bonn 1953.  
Rahn Rudolf, «Ruheloses Leben», Düsseldorf 1949.  
Ribbentrop Joachim, «Zwischen London und Moskau», Leoni 1953.  
Ritter Gerhard, «Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung»,  
Stuttgart 1955.  
Skorzeny Otto, «Geheimkommando Skorzeny», Hamburg 1950.  
Szekfü Gyula, «Der Staat Ungarn», Budapest 1918.  
Teleki Paul, «The Evolution of Hungary», London 1922.  
Trevor-Roper H. H., «Hitlers letzte Tage», Zürich 1946.  
Windischgrätz Ludwig, «Vom roten zum schwarzen Prinzen», Berlin 1920.



## ABBILDUNGSNACHWEIS

Die Aufnahmen Windischgrätz, Bethlen, Schober, Rintelen, Horthy, Stresemann, Rothschild, Mussolini, Ciano, Tito und Rankovii: wurden mit freundlicher Genehmigung der österreichischen Nationalbibliothek veröffentlicht.

Die Bilder von Ludendorff und Skorzeny wurden vom Bilddienst Copress, München, zur Verfügung gestellt.

Die Aufnahmen «Toplitzsee» und Kaltenbrunners Dienstsitz in Alt-Aussee stellte das Photoatelier Fred Wach, Bad Aussee, zur Verfügung.

Die Aufnahme vom Schloss Labers, Meran, stammt vom Photohaus J. F. Amonn, S. A., Meran.

Die Aufnahme «Das Tote Gebirge» stellte das Photoatelier Albert Rastl, Bad Aussee, zur Verfügung.

Die Briefmarken stammen aus dem Besitz von Herrn Georg Ubl, Salzburg, und werden mit dessen freundlicher Genehmigung veröffentlicht.

Die Originalgrößen der Marken sind: 18 X 22 mm und 22 X 38,5 mm (ohne Zahnung).

Alle übrigen Aufnahmen sind aus Privatbesitz.